

Jens Schröter, Till A. Heilmann u.a. (Hg.)

Navigationen: Medienwissenschaft und Kapitalismuskritik

2016

<https://doi.org/10.25969/mediarep/1699>

Veröffentlichungsversion / published version

Teil eines Periodikums / periodical part

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schröter, Jens; Heilmann, Till A. (Hg.): *Navigationen: Medienwissenschaft und Kapitalismuskritik*, Jg. 16 (2016), Nr. 2. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/1699>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:467-10566>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 3.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 3.0 License. For more information see:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

Jg. 16 H.2 2016
€ 13,-

NAVI GATIONEN

Zeitschrift für Medien- und Kulturwissenschaften

Jens Schröter / Till A. Heilmann (Hrsg.)

MEDIENWISSENSCHAFT UND KAPITALISMUSKRITIK



Schröter/Heilmann: Zum Bonner Programm einer neo-kritischen Medienwissenschaft ▶ Siefkes: Freie Software und Commons ▶ Hesse: Monsieur le Capital und Madame la Machine ▶ Blättler: Heideggers Technikbegriff und der verstellte Blick auf die Ökonomie ▶ Doll: Die neue Ethik des Kapitalismus ▶ Schröter: Die Verdrängung des Geldes in der Akteur-Netzwerk-Theorie ▶ Seier: Plädoyer für notwendige Illusionen ▶ Waitz: Wege aus der Gegenwart

Jg. 16, H. 2, 2016

NAVI
GATIONEN



Zeitschrift für Medien- und Kulturwissenschaften

Jens Schröter / Till A. Heilmann (Hrsg.)

MEDIENWISSENSCHAFT UND KAPITALISMUSKRITIK

NAVI GATIONEN

Zeitschrift für Medien- und Kulturwissenschaften

IMPRESSUM

HERAUSGEBER:

Prof. Dr. Jens Schröter
Lehrstuhl für Medienkulturwissenschaft
Lennéstr. 1
53113 Bonn (Haupterausgeber)

Dr. Judith Ackermann
DFG-Graduiertenkolleg Locating Media
Am Eichenhang 50
57076 Siegen

J.-Prof. Dr. Benjamin Beil
Institut für Medienkultur und Theater
Meister-Ekkehart-Str. 11
50937 Köln

REDAKTION FÜR DIESE AUSGABE:

Prof. Dr. Jens Schröter
Dr. Till A. Heilmann
Peggy Denda
Luisa Glees

UMSCHLAGGESCHALTUNG UND LAYOUT:

Prof. Dr. Jens Schröter und
Till A. Heilmann (für diese Ausgabe)
Christoph Meibom und Susanne Pütz
(Originaldesign)

TITELBILD VORNE:

Lyza Danger Gardner
Quelle: <https://www.flickr.com/photos/lyza/49545547>
Lizenz: Creative Commons Attribution-ShareAlike 2.0 Generic (CC BY-SA 2.0)

TITELBILD HINTEN:

Marlenenapolir
Quelle: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Agbogbloshie.JPG>
Lizenz: Creative Commons CC-Zero (CC0)

DRUCK:

UniPrint, Universität Siegen

Erscheinungsweise zweimal jährlich

universi – Universitätsverlag Siegen
Am Eichenhang 50
57076 Siegen

Preis des Einzelheftes: € 13,-
Preis des Doppelheftes: € 22,-
Jahresabonnement: € 20,-
Jahresabonnement
für Studierende: € 14,-

ISSN 1619-1641

Jens Schröter / Till A. Heilmann (Hrsg.)

MEDIENWISSENSCHAFT UND KAPITALISMUSKRITIK



INHALT

Jens Schröter und Till A. Heilmann Zum Bonner Programm einer neo-kritischen Medienwissenschaft. Statt einer Einleitung.....	7
Christian Siefkes Freie Software und Commons. Digitale Ausnahme oder Beginn einer postkapitalistischen Produktionsweise?	37
Christoph Hesse Monsieur le Capital und Madame la Machine. Szenen einer Ehe	55
Christine Blättler Heideggers Technikbegriff und der verstellte Blick auf die Ökonomie	69
Martin Doll Die neue Ethik des Kapitalismus. Für eine politische Kritik der Ökonomisierung.....	87
Jens Schröter Die Verdrängung des Geldes in der Akteur-Netzwerk- Theorie. Das Beispiel Michel Callon	111
Andrea Seier Plädoyer für notwendige Illusionen. Kritik neu erfinden.....	125
Thomas Waitz Wege aus der Gegenwart. Un/Möglichkeiten medien- wissenschaftlicher Kapitalismuskritik	145
Autorinnen und Autoren	161

ZUM BONNER PROGRAMM EINER NEO-KRITISCHEN MEDIENWISSENSCHAFT

Statt einer Einleitung

VON JENS SCHRÖTER UND TILL A. HEILMANN

»The great digital machines of today have had their exciting proliferation because they could vitally aid business, because they could increase profits.«
Vannevar Bush¹

I

Nachdem Kritik (als Begriff wie als Sache) in vielen geistes- und kulturwissenschaftlichen Kreisen während der vergangenen Jahrzehnte eher verschmäht wurde, erlebt sie gegenwärtig so etwas wie einen kleinen Aufschwung, auch in der Medienwissenschaft.² Gerade das vielerorts seit längerer Zeit in Verruf geratene Projekt einer *Gesellschaftskritik*, die angesichts der weltweit herrschenden Verhältnisse fast zwangsläufig die Form einer Kritik an der kapitalistischen Verfasstheit der Gesellschaft annehmen muss, scheint seit der Finanzkrise von 2007 wieder an akademischer Attraktivität zu gewinnen. Dabei liegt die gedankliche Verbindung von Medienwissenschaft und Kapitalismuskritik nahe, schließt man damit doch an zwei dominante Selbstbeschreibungen der gegenwärtigen westlichen Gesellschaften an: erstens an die als Medien- oder Informationsgesellschaft (eine Beschreibung, die im Lichte sich immer weiter ausbreitender Digitaltechnik an Plausibilität gewinnt); zweitens an die als kapitalistische – oder, etwas gehemmt formuliert, marktwirtschaftliche – Gesellschaft und an den damit einhergehenden Vorrang oder zumindest die Unumgänglichkeit des Geldes (gleich, ob dies positiv oder negativ bewertet wird). Insofern scheint ein Dialog zwischen der Erforschung von Medien und der Erforschung des Kapitalismus geradezu zwingend. Eingangs seien einige der verwendeten Begriffe geklärt:

- Zunächst stellt sich die Frage nach der Definition des Kapitalismus, d.h. danach, ob es ein oder mehrere grundlegende Prinzipien, Formen usw. gibt, die vorliegen müssen, damit von Kapitalismus gesprochen werden kann. Überdies stellt sich die Frage, ob das, was Marktwirtschaft genannt wird, mit dem identisch ist, was Kapitalismus genannt wird. Die Diskussionen zu diesem Punkt

1 Bush: »Memex Revisited«, S. 81.

2 Siehe etwa die Einrichtung des Graduiertenkollegs *Kulturen der Kritik* mit dem Forschungsbereich »Medienkritik« an der Leuphana Universität Lüneburg und das Konferenzthema »Kritik« der Jahrestagung der Gesellschaft für Medienwissenschaft 2016.

sind zu umfangreich, um hier auch nur skizziert werden zu können.³ Es gibt durchaus Auffassungen, die zwischen Kapitalismus und Marktwirtschaft unterscheiden.⁴ Diesen folgen wir nicht, da sie häufig mit einer Logik der Personalisierung operieren, die nicht nur mit grundlegenden Annahmen (jedenfalls großer Teile) der Medientheorie unvereinbar ist, sondern auch leicht in (strukturell antisemitische) Verschwörungstheorien über ›Finanzmagnaten, Banker, Spekulanten‹ etc., welche die an sich unproblematische Marktwirtschaft korrumpiert hätten, übergehen. Kapitalismus gilt solchen Auffassungen nur als Perversion des Marktes. Wir verstehen unter Kapitalismus generell jede gesellschaftliche Produktionsweise, die um die Akkumulation von abstraktem Wert zentriert ist und daher versucht, expansiv jede Entität der Welt (allen voran menschliche Tätigkeit) in die Form von Waren zu bringen und damit zum ›Träger‹ von Wert zu machen.

- Von welcher Medienwissenschaft sprechen wir eigentlich? Blickt man nur auf die heutige deutschsprachige Medienwissenschaft, so zeigt sich eine weitläufige und zerklüftete Textur sehr disparater theoretischer Strömungen, Arbeitsweisen und Gegenstandsorientierungen.⁵ Insofern können und wollen wir nicht für ›die‹ Medienwissenschaft sprechen. Wir geben bloß Hinweise, wie das diskursive Feld der Medienforschung wieder an eine aktuelle Debatte über den Kapitalismus anknüpfen kann, an die sie, wie uns scheint, aus verschiedenen Gründen den Anschluss verloren hat (dazu mehr am Ende dieses Textes).
- ›Kapitalismuskritik‹ ist ein weites, kontroverses und hochproblematisches Feld, insofern es auch konservative (bis nationalsozialistische⁶) Kritiken des Kapitalismus gegeben hat und gibt – die wir indes (s.o.) wesentlich durch Logiken der exkludierenden Personalisierung gekennzeichnet sehen. Demgegenüber plädieren wir für eine strukturell ansetzende Kapitalismuskritik, die mit medientheoretischen Annahmen vereinbar scheint (wir kommen weiter unten darauf zurück).

Zumindest aus Sicht der jüngeren deutschsprachigen Medienwissenschaft ist eine Verbindung mit kapitalismuskritischem Denken eher ungewöhnlich, wenn nicht gar abwegig. Die Vertreter des wahrscheinlich folgenreichsten Gründungsdiskurses der akademischen Disziplin hierzulande wandten sich ja ostentativ (und aus denkbioGRAFisch möglicherweise nachvollziehbaren Gründen) gegen gesellschafts- und ideologiekritische Analysen wie die der Kritischen Theorie nach Horkheimer und Adorno. Doch nicht allein wegen persönlicher Abneigung wurde ›kritisches‹

3 Siehe für einen Überblick Hodgson: *Conceptualizing Capitalism*, und Ingham: *Capitalism*.

4 Z.B. Braudel: *Die Dynamik des Kapitalismus*, S. 49.

5 Vgl. Schröter: »Einleitung« und Bergermann: *Leere Fächer*.

6 Vgl. grundsätzlich zur personalisierenden und daher genozidalen ›Kapitalismuskritik‹ des Nationalsozialismus Postone: »Antisemitismus und Nationalsozialismus« [1979].

Denken zurückgewiesen. Manche Autorinnen und Autoren⁷ der ›ersten Generation‹ der deutschsprachigen Medienwissenschaft⁸ behaupteten gar, die Gegenstände der Medienwissenschaft – hier: die ›Neuen Medien‹ – würden von sich aus jede kritische Distanz verunmöglichen.⁹ Norbert Bolz etwa schrieb im Wendejahr 1989:

[I]m Abschied von der Gutenberggalaxis schwindet der neuzeitliche Vorrang des Optischen zugunsten einer neuen Taktilität; die Distanz des perspektivischen Weltverhaltens weicht sachlicher Nähe. Und damit hat der Kritik ihre letzte Stunde geschlagen, denn Kritik setzt Perspektive und rechten Abstand voraus. Der Kritiker konnte noch Standpunkt beziehen und genoss die Unbefangenheit der freien Betrachtung. Das alles gibt es in der Welt der neuen Medien nicht mehr.¹⁰

In einer an Marshall McLuhan angelehnten Diktion argumentierte Bolz also, es sei der Medienwandel selbst, welcher der ›Kritik‹ den Boden entziehe. Dieses klassisch zu nennende medienwissenschaftliche Argument – insofern die Medien selbst die auslösenden und bestimmenden Faktoren sind – ist beim zweiten Hinsehen nicht leicht zu verstehen. Weshalb genau sollen die ›Neuen Medien‹ Kritik verunmöglichen? Inwiefern machen sie ›Perspektive und rechten Abstand‹ unmöglich? Die Ebene der sogenannten Medieninhalte oder -produkte ist damit offensichtlich nicht angesprochen (sind doch etwa fotorealistische Computerbilder zentralperspektivisch konstruiert). Auch kann damit kaum gemeint sein, dass man heute z.B. die Kritik am Internet *im* Internet formulieren muss und also das Kritisierte damit immer schon voraussetzt, galt dies doch gleichermaßen für die Kultur vor den ›Neuen Medien‹ (insofern etwa die Kritik am Kapitalismus zumeist im Kapitalismus oder jene am Fernsehen gerne im Fernsehen stattfand). So gesehen wäre Kritik, die stets vom Gegebenen ausgehen muss und dieses also voraussetzt, seit jeher unmöglich gewesen und würde dies nicht erst mit den Neuen Medien. Es ist nicht einzusehen, wieso das ein Effekt der ›Neuen Medien‹ sein sollte, und Bolz' Argument leuchtet dementsprechend nicht ein. Tatsächlich fährt er an der zitierten Stelle fort, die ›Neuen Medien‹ folgten »dem Imperativ eines mathematischen Tatsachenstils, der sich schlecht mit individuellen Meinungsverschiedenheiten verträgt«.¹¹ Hat man das Geschäft von Kritik erst auf eine Angelegenheit ›indi-

7 Wir verwenden in unserer Einleitung das Splitting bzw. die Paarform als Weg der geschlechtergerechten Schreibweise. In den Beiträgen dieses Heftes haben wir die von den Autorinnen und Autoren gewählten Schreibweisen beibehalten.

8 Siehe Pias: »Was waren Medien-Wissenschaften? Stichworte zu einer Standortbestimmung«.

9 Vgl. zur Kritik daran Hesse: »Neue Medien, Alte Scheiße«.

10 Bolz: »Abschied von der Gutenberg-Galaxis«, S. 146.

11 Ebd.

vidueller Meinungsverschiedenheiten« reduziert, braucht man es mit der Argumentation wohl nicht mehr so genau zu nehmen.

Bolz stand mit seiner Zurückweisung in der deutschen Medientheorie der 1980er Jahre aber nicht allein. Allen voran Friedrich Kittler unterstrich stets seine Distanz zu ›linker‹ Gesellschafts- und Ideologiekritik, insbesondere zur Frankfurter Schule und zu Adorno, gerne auch in drastischen Worten.¹² Wodurch auch immer Kittlers, übrigens argumentativ nie wirklich entfaltete und begründete,¹³ Ablehnung der Kritischen Theorie letztlich motiviert gewesen sein mag: Jedenfalls rückt die Medienwissenschaft seiner Prägung Medien selbst in den Mittelpunkt des (vornehmlich historischen) Interesses und behauptet (mal mehr, mal weniger) eine Eigengesetzlichkeit medialer Codes, Apparate und Prozesse. Die gesellschaftliche Verfasstheit von Medien(-technik) gerät dabei zwangsläufig zur Nebensache – oder wird gar zum epistemischen wie praktischen Hindernis erklärt: Das »Beharren auf dem Sozialen« sei, so Kittler, »selber eine der bürokratischsten Fesseln, um Hardwareentwicklungen zu behindern«.¹⁴ So gesehen besteht der viel diskutierte »Sonderweg« der jüngeren deutschsprachigen Medienwissenschaft¹⁵ nach Kittler vor allem auch in der gewollten Ausblendung sozialer und ökonomischer Faktoren und der Abwendung von einer reichen deutschsprachigen Tradition kritischer Medienforschung, die mehr als nur die Kritische Theorie Adornos umfasst: von Walter Benjamin über Hans Magnus Enzensberger bis zu Dieter Prokop und Klaus Kreimeier, um hier nur einige wenige Namen zu nennen.¹⁶

2

Das Verhältnis der jüngeren deutschsprachigen Medienwissenschaft zu gängigen Formen der (linken) Kritik ist jedoch komplizierter als das einer bloßen Ablehnung oder eines einfachen Gegensatzes. Das zeigt sich schon daran, dass Kittler und andere Vertreterinnen und Vertreter der ersten Generation mit Formeln wie

12 Siehe zum Beispiel: »Soll er [Adorno; T. A. H.] doch in Mamas Amorbach odenwäldlerisch verrecken.« (Kittler: »Honig der Sirenen : Logos der Musik«)

13 Vgl. Möller: *Mediale Reflexivität*, S. 17.

14 Kittler: »Hardware, das unbekannte Wesen«, S. 132. Diese Zurückweisung des Sozialen klingt nicht nur wie schlichte neoliberale Deregulierungs-Rhetorik, sondern deutet auch auf die Zurückweisung des Sozialen in der heute so populären Akteur-Netzwerk-Theorie voraus.

15 Siehe den Teil »Medienwissenschaft. Eine transatlantische Kontroverse«, in: *Zeitschrift für Kulturwissenschaft*, Nr. 2, 2008, S. 113-152; Breger: »Zur Debatte um den ›Sonderweg deutsche Medienwissenschaft‹«.

16 Zu nennen wären hier mindestens Benjamin: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*; Enzensberger: »Baukasten zu einer Theorie der Medien«; Kreimeier: *Kino und Filmindustrie in der BRD*; Prokop: *Der Medien-Kapitalismus*; siehe auch die Überblicksdarstellungen von Hesse: »Marxistische Medientheorien«, und Schwering: »Kritische Medientheorien«. Siehe zudem Hesse: »Besichtigung eines Baukastens«.

der vom »informationstheoretischen Materialismus«¹⁷ oder der »Materialität der Kommunikation«¹⁸ ausgerechnet eine der zentralen Vokabeln derjenigen Denkströmung bemühten, gegen die sie sich strategisch abgrenzten.¹⁹ Freilich ist der geschichtliche Medienmaterialismus Kittlers – um vorerst nur von diesem zu sprechen – vom historischen Materialismus eines Marx oder Engels einigermaßen weit entfernt, wie bereits verschiedentlich angemerkt wurde. Zunächst meint »materialistisch« für den an Foucaults Diskursanalyse geschulten Kittler nicht mehr als den schieren »Materialismus des Ereignisses«,²⁰ d.h. die Positivität der »faktisch ergangene[n] Diskurse einer Epoche«.²¹ In den seit der Mitte der 1980er Jahre entstandenen Arbeiten Kittlers verschiebt sich das Augenmerk von Diskursen dann auf die diskurstragenden Medien(-techniken), weshalb Hartmut Winkler zu recht von einem »reduzierten ›Materialismus‹« spricht, der statt der Gesellschaft als sozio-technisch-ökonomischem Komplex – der, wie Marx es formulierte, »Produktionsweise des materiellen Lebens«²² – einzig die der Gesellschaft jeweils zur Verfügung stehenden technischen Gerätschaften betrifft.²³ Kittlers Materialismus ist demnach ein Materialismus nicht der Verhältnisse, sondern der Dinge.²⁴ Anstelle der Umstände menschlicher Arbeit geht es Kittler um das technische Arbeiten der Apparate (interessanterweise ist die Frage nach dem Verhältnis von menschlicher und maschinischer Arbeit heute wieder sehr aktuell, s.u.).²⁵ Die von

17 Kittler: »Real Time Analysis, Time Axis Manipulation«, S. 182.

18 Gumbrecht/Pfeiffer: Materialität der Kommunikation.

19 Es überrascht nicht, dass manche Protagonistinnen und Protagonisten der Medientheorie zu Beginn ihrer theoretischen Praxis Positionen der kritischen Theorie durchaus nahestanden, vgl. Tholen: Technischer Fortschritt als Gewalt und Ideologie – Zur Kritik systemtheoretischer Bildungsplanung.

20 Kittler: »Zum Geleit«, S. 8. Kittler hat denn auch unter Berufung auf Foucault Marx kritisiert, vgl. Kittler, im Interview mit Christoph Weinberger: »Das kalte Modell von Struktur«, S. 94: »So wie Foucault ja immer sagt: Marx ist keine Innovation, sondern schwimmt wie der Fisch im Wasser in der Episteme seiner Zeit«. – Ja, wer tut das denn nicht? Es gibt eine Reihe von Arbeiten, die Foucault und Marx als Verbündete ansehen, vgl. z.B. Meissner: Jenseits des autonomen Subjekts.

21 Kittler: Aufschreibesysteme 1800/1900, S. 524.

22 Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie, S. 8f.

23 Winkler: »Die prekäre Rolle der Technik«, S. 234; siehe auch Schmidgen: »Eine originale Syntax«, S. 39-40.

24 Anonym: »Vielleicht Marschmusik?«. Der Kittler'sche Medienmaterialismus ähnelt darin den derzeit populären »Neuen Materialismen«, die ebenfalls ›Dinge‹ und ›Stoffe‹ bzw. ›Dinglichkeit‹ und ›Stofflichkeit‹ der Welt ins Zentrum ihrer Analysen stellen, dabei in der Regel aber keine Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse verfolgen. Siehe dazu u.a. die Beiträge von Alexander R. Galloway und Andrew Cole im Sonderheft »A Questionnaire on Materialisms« der Zeitschrift October, Nr. 155, 2016.

25 Vgl. Kittler: Aufschreibesysteme 1800/1900, S. 520: »Die gängige Literatursoziologie [. . .] las Texte als Widerspiegelungen von Produktionsverhältnissen, deren Paradigma Arbeit oder Energie und nicht Information ist. Dampfmaschinen und Webstühle (auch bei Goethe) wurden Thema, aber keine Schreibmaschinen.«

Foucault betriebene Elimination der Denkfigur ›des Menschen‹ aus der Analyse von Diskursen setzt sich bei Kittler fort als Elimination tendenziell sämtlicher ›menschlicher‹ oder sozialer Belange aus der Untersuchung von Medien bzw. der systematischen Umdeutung solcher Belange in Prozesse maschineller Datenverarbeitung: »Nur was schaltbar ist, ist überhaupt.«²⁶

Analog zum historischen Materialismus lässt sich aus vielen Texten Kittlers zudem so etwas wie eine Basis-Überbau-Lehre herauslesen.²⁷ Diese ist allerdings mehr angedeutet als expliziert und bleibt recht schematisch. An die Stelle der von Marx und Engels analysierten »ökonomischen Struktur« treten bei Kittler die (technischen) Medien, welche die materielle Grundlage nicht der »rechtlichen und politischen Einrichtungen«,²⁸ sondern der historisch jeweils verfügbaren Formen des Wahrnehmens, Wissens, Sprechens usw. bilden. So »schrumpfen« dann »Bedeutungen zu Sätzen, Sätze zu Wörtern, Wörter zu Buchstaben« und »der Geist namens Software« entpuppt sich als reine »Emanation der Hardware«.²⁹ Den Vorrang der Technik (also der ›Basis‹) gegenüber diskursiven Ereignissen (d.h. dem ›Überbau‹) sieht Kittler etwa am Beispiel des Digitalcomputers darin, dass das materielle Vorhandensein des Geräts eine notwendige Vorbedingung für das Prozessieren von Computerprogrammen bildet. ›Materialistisch‹ ist an Kittlers Medientheorie so gesehen nur, dass sie aus der physikalischen Existenz eines Mediums auf dessen »Vorgängigkeit« vor den durch das Medium erbrachten medialen Leistungen schließt und die medialen Leistungen wiederum aus der Funktionsweise des Mediums ableitet.³⁰ Es ist denn auch kein Zufall, dass Kittler häufig der Vorwurf gemacht wird, technikedeterministisch zu argumentieren.

Dem technizistischen Basis-Überbau-Modell entsprechend besteht die (ideologie-)kritische Komponente von Kittlers Medienmaterialismus vor allem darin, die historischen Genealogien von Medien und deren Funktionsweisen offenzulegen – insbesondere da, wo sie den Benutzerinnen und Benutzern mit technischen und juristischen Mitteln als ›Betriebsgeheimnisse‹ vorenthalten werden. Zum eigentlichen Gegenstand der Kritik werden damit aber nicht die ökonomischen Verhältnisse der kapitalistischen Gesellschaftsordnung als solche, sondern wirtschaftliche Einzelinteressen und -strategien bestimmter Akteure (seien es Unternehmen wie Intel³¹, Behörden wie die NSA³² oder ganze Staaten wie die USA³³) einerseits und die Unfähigkeit oder Unwilligkeit der Mediennutzerinnen

26 Kittler: »Real Time Analysis, Time Axis Manipulation«, S. 182.

27 Vgl. Werber: »Media Theory after Benjamin – Neo-marxist?«.

28 Engels: »Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft«, S. 25.

29 Kittler: »Es gibt keine Software«, S. 232; ders.: »Hardware, das unbekannte Wesen«, S. 125.

30 Kittler: »Es gibt keine Software«, S. 237.

31 Vgl. Kittler: »Protected Mode«.

32 Vgl. Kittler: »Die künstliche Intelligenz des Weltkriegs«.

33 Vgl. Kittler: »Universities«; Armitage/Kittler: »From Discourse Networks to Cultural Mathematics«, S. 30f. u. 36.

und -nutzer, die ihnen zugewiesene Konsumentenrolle zu überwinden, andererseits.³⁴ Dass diese Art der Kritik immer Gefahr läuft, sich in verschwörungstheoretisches »Insider«-Wissen und schulmeisterliche Belehrung zu verwandeln, ist offensichtlich.³⁵

Schließlich stellt Kittler den von ihm geforderten Einblick in die apparative Funktionsweise von Medien selbst gar als eine technisch informierte Steigerung kritischen Denkens dar:

[Beim normalen Umgang mit den Maschinen] läuft alles aufs Konsumverhalten des Knopfdrucks hinaus, während die Deckelhaube desselben Geräts natürlich ›nur vom Fachmann zu öffnen ist‹. Und wenn der kritische Diskurs – als wäre im klassischen Europa nur eine Frankfurter Schule zustande gekommen – an dieser Gebrauchsanweisung nicht rüttelt, sondern bei geschlossener Deckelhaube über seinen Untergang durch Bewusstseinsindustrien philosophiert, ist schwerlich zu helfen. Viel produktiver wären Synergien zwischen Mensch und Maschine, die zwar auch keine Deckelhauben öffnen, aber doch mit allen Knöpfen spielen.³⁶

Damit ist Kittlers Position letztlich auch unvereinbar mit derjenigen von Bolz, welcher jede Form von Kritik im Zeitalter ›Neuer Medien‹ kategorisch ausschließt.³⁷ Für Kittler ist, wenn auch nicht unbedingt das ›Öffnen der Deckelhauben‹, so doch zumindest ein ›Spielen mit allen Knöpfen‹ möglich, was immerhin eine nicht-konformistische, widerständige, abweichende – und in diesem Sinne ›kritische‹ – Medienpraxis verspricht. Und daran anschließend wäre mithin zu fragen, ob sich nicht auch die ›Deckelhauben‹ der ökonomischen Strukturen öffnen und abweichende ökonomische Praktiken installieren ließen.

3

Die Zurückweisung ›kritischer‹ Positionen ist keineswegs eine Spezialität deutschsprachiger Theoriebildung. Gerade die in der deutschen Medienwissenschaft zuletzt stark rezipierte Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT), die wesentlich französischer Herkunft ist, hat ein schwieriges Verhältnis zur Kritik generell, speziell aber

34 Kittler: »Computeralphabetismus«.

35 Die tendenzielle Personalisierung des Machtproblems droht in ganz ähnlicher Form, wie oben schon bemerkt wurde, auch in vielen kapitalismuskritischen Diskursen, welche die ominösen ›1%‹, ›die da oben‹, ›die Banker‹, ›die Spekulanten‹, ›das raffende Kapital‹ und – last but not least – ›die Juden‹ als angebliche Verursacher der Probleme einer per se als unproblematisch vorgestellten ›Marktwirtschaft‹ identifizieren.

36 Kittler: »Synergie von Mensch und Maschine«, S. 94.

37 Vgl. dazu Winkler: »Flogging a Dead Horse? Zum Begriff der Ideologie in der Apparatus-Debatte, bei Bolz und bei Kittler«.

zur Kritik des Kapitalismus.³⁸ Da sie in mehreren Beiträgen dieses Heftes detailliert diskutiert wird, sei hier nur kurz auf sie eingegangen. Entscheidend für die Ablehnung der Kritik durch die ANT scheint zu sein, dass Kritik ein Sprechen für andere bedeutet: Gerade klassische Formen der Ideologiekritik implizieren, dass man die Sprachen der ›Akteure‹, »ihre eigene elaborierte und vollkommen reflexive Metasprache«,³⁹ hinterfragt und darin getätigte Äußerungen ›erklärt‹, indem übergeordnete Wirkmächte angenommen werden, welche die Äußerungen der Akteure erklären, diesen selbst aber unbewusst bleiben. Nicht nur bestreitet die ANT die Existenz solcher Mächte (etwa ›des Sozialen‹);⁴⁰ vor allem lehnt sie die so errichtete Dichotomie in ›wissende‹ Theoretiker, die den Akteuren ihre Welt erklären, und die unwissenden Akteure selbst als Verdopplung eben jener Hierarchien, welche Kritik bekämpfen will, ab.⁴¹ An ihre Stelle soll eine bloße (ethnografische) Beschreibung⁴² der Arten und Weisen treten, in denen (menschliche wie nicht-menschliche) Akteure ihre Welt je und je performativ konstruieren. Die Theorie hat den Akteuren zu folgen und deren Sprachen nur zuzuhören.⁴³

Abgesehen von dem Selbstwiderspruch, dass Kritik an Kritik auch wieder Kritik ist, handelt man sich mit der Vorstellung einer ebenso voraussetzungslosen wie vollständigen Beschreibung von Phänomenen⁴⁴ gravierende methodische Probleme ein: Nicht nur ist eine ›reine‹ Beschreibung unmöglich, weil bereits die Wortwahl, in der sie geschieht, unvermeidbar spezifische Konnotationen trägt.⁴⁵ Vielmehr ist auch die Idee der Vollständigkeit sinnlos, da jedes zu beschreibende Netzwerk gemäß der ANT per definitionem ohne Ende ist: Nach außen hin lassen

38 Vgl. Conradi/Muhle: »Verbinden oder trennen? Über das schwierige Verhältnis der Akteur-Netzwerk-Theorie zur Kritik«. Zur Kritik des Begriffs des Kapitalismus siehe Latour: »Drawing Things Together«, S. 300.

39 Latour: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft, S. 54.

40 Siehe Latour, Margaret Thatcher zitierend: »So etwas wie Gesellschaft gibt es nicht!« (Latour: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft, S. 16). Vgl. Wellbery: »Foreword«, S. xviii: »[F]or Kittler there is no longer any totalizing term – say, ›bourgeois society‹ – that can serve as an explanans for individual and local cultural phenomena. These are, quite positivistically, what they are: data selected and steered by their commands and addresses.«

41 Siehe auch Latour: Elend der Kritik.

42 Vgl. Latour: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft, S. 238: »Eine Beschreibung, die zusätzlich noch eine Erklärung verlangt, ist eine schlechte Beschreibung.« Vgl. auch ebd., S. 270, zur Selbstbeschreibung Latours als »naiver Realist« und »Positivist«.

43 Ebd., S. 55.

44 Vgl. ebd., S. 237f. (erste Hervorhebung, J. S./T. A. H.): »Entweder werden die Netzwerke, die eine gegebene Situation möglich machen, *vollständig* entfaltet – und dem noch eine Erklärung hinzuzufügen ist überflüssig –, oder wir ›fügen noch eine Erklärung hinzu‹, die besagt, daß irgendein anderer Akteur oder Faktor noch berücksichtigt werden sollte; dann aber ist es die *Beschreibung*, die noch einen Schritt *weiter ausgeführt* werden müsste.«

45 Hands: Reflection without Rules, S. 208ff., unterstreicht die Rolle ökonomischer Metaphern in der ANT, die bereits jede ›reine Beschreibung‹ prägen.

sich keine klaren Grenzen eines gegebenen Netzwerks ziehen, und nach innen hin kann jeder Akteur als neues Akteur-Netzwerk entfaltet werden (und so weiter). Und selbst wenn eine reine und vollständige Beschreibung möglich wäre, bliebe die Frage, welchen Zweck sie verfolgt. Die bloße Verdopplung⁴⁶ vorfindlicher Phänomene oder Praktiken ist in analytischer Absicht unnütz und uninteressant. Denn wozu soll es überhaupt eines beobachtenden und beschreibenden Zugriffs bedürfen, wenn damit doch wieder nur gesagt werden soll, was die Akteure ohnehin schon sagen?⁴⁷ Nur eine Filterung, Komplexitätsreduktion, Perspektivierung und Relationierung des Beschriebenen – und d.h. seine theoretische Erklärung – bringt Erkenntnisgewinne.

Sicher, auch Latour räumt ein: »Wo sind Macht und Herrschaft geblieben?« könnte man fragen.« Aber er fährt fort: »Doch gerade weil wir jene Asymmetrien erklären wollen, wollen wir sie nicht einfach *wiederholen* und noch weniger weiterhin unverändert *transportieren*.« Vielmehr sollten »Macht, ebenso wie Gesellschaft« als Endresultate von Prozessen sichtbar werden: »Asymmetrien existieren, ja, doch wo kommen sie her und woraus sind sie gebildet worden?«⁴⁸ – Abgesehen davon, dass hier überraschenderweise nun doch *erklärt* werden soll, klingt die von Latour beschriebene Aufgabe recht genau nach dem Anliegen kritischer Theorie (im allgemeinen Sinne), sodass unklar bleibt, wie sie bei gleichzeitiger Zurückweisung von Kritik überhaupt zu bewältigen sein soll. Denn auch wenn man die methodischen Prämissen der ANT akzeptiert, bleibt befremdlich, dass der Umgang der ANT mit dem Kapitalismus sich an die eigenen methodischen Vorgaben gar nicht zu halten scheint: Den ›Akteuren‹ sind Sätze wie: ›Geld regiert die Welt‹, und die Angst, vom Zugang zu Geld abgeschnitten zu werden, meist sehr vertraut. Latour aber behauptet unverdrossen, Geld sei nur ein *immutable mobile*

46 Vgl. Rosenblueth/Wiener: »The Role of Models in Science«, S. 320: »Let the model approach asymptotically the complexity of the original situation. It will tend to become identical with that original system. As a limit it will become that system itself. That is, in a specific example, the best material model for a cat is another, or preferably the same cat.«

47 Callon: »Why Virtualism Paves the Way to Political Impotence«, räumt das eher unabsichtlich selber ein: Nachdem er formuliert hat »that social scientists don't have special access to a truth that would be inaccessible to actors themselves«, heißt es nur einige Zeilen später: »The role of the anthropology of (the) econom(y)ics is, I believe, to make these anthropological struggles explainable in their theoretical and practical dimensions, by *identifying and revealing the forces* that, in a more or less articulated way, challenge the dominant models and their grip on real markets.« (S. 12, Hervorhebung, J. S./T. A. H.). Der beobachtende Wissenschaftler ›enthüllt‹ (reveals) also etwas, das offenbar vorher verhüllt und also den Akteuren selbst nicht zugänglich war. Offenkundig benötigt auch Callon Zugriff auf eine ›truth that would be inaccessible to actors themselves‹, anderweitig wäre er einfach kein Wissenschaftler. Wissen-Schaft schafft Wissen, d.h. ein Wissen, das vorher unsichtbar oder unzugänglich gewesen sein muss – andernfalls könnte es gar nicht als neu Geschaffenes erscheinen.

48 Latour: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft, S. 110.

unter anderen, also eigentlich nichts besonderes.⁴⁹ Auf diese Weise können viele der in der heutigen Welt vorfindlichen Asymmetrien sicherlich nicht erklärt werden. Aus der Ablehnung der Kritik als solcher scheint eine Unfähigkeit hervorzugehen, den Kapitalismus überhaupt zu denken (und damit auch die Akteure, die den Satz ›Geld regiert die Welt‹ durchaus verstehen können, selbst zu verstehen). Das zeigt sich auch in Latours harscher Zurückweisung des Fetischbegriffs, der in vielen neo-marxianischen Theorien eine zentrale Rolle spielt.⁵⁰ Jedenfalls ist es wissenschaftspolitisch interessant, dass die ANT in (Teilen) der deutschen Medienforschung an eine lange Tradition der Zurückweisung von Kritik und der Invisibilisierung der historisch kontingenten Form der gesellschaftlichen Verhältnisse (und damit letztlich ihrer Affirmation) anschließen konnte – mochte sich der mit ihr (und vergleichbaren Ansätzen) einhergehende theoretisch-methodische Wandel auch als ein weiterer spektakulärer *turn* geben.

4

Nach diesem, natürlich nur skizzenhaften und sehr selektiven, historischen wie theoretischen Aufriss stellt sich die Frage, wie eine medienwissenschaftliche Kapitalismuskritik denn positiv formuliert aussehen könnte. Bei aller Vielfalt der Ansätze und Interessen im Feld der jüngeren deutschsprachigen Medienwissenschaft darf als kleinster gemeinsamer Nenner die Hypothese von der Eigengesetzlichkeit der Medien gelten – wobei diese Eigengesetzlichkeit, was ihre Ausprägung, Reichweite usw. anbelangt, selbstredend durchaus unterschiedlich bewertet wird. Medienwissenschaft heißt die Disziplin nun einmal, weil sie eben Medien in den Mittelpunkt des Interesses stellt (und nicht z.B. Personen, Institutionen oder Ethnien wie die Soziologie, Ethnologie usw.). Die Annahme, dass Medien in ästhetischen, epistemischen u.a. Vermittlungsprozessen nicht nur als gleichsam neutrale Mittel wirken, sondern dabei ihre je eigene mediale Logik entfalten – rhetorisch verbindlich im berühmten McLuhan'schen Slogan »The medium is the message« eingefangen –, ist für das Selbstverständnis des Faches von zentraler Bedeutung: Der »starke« Medienbegriff⁵¹ grenzt es erstens als wissenschaftlich kontrolliertes Sprechen von der Alltagsrede über Medien und zweitens als akademische Disziplin von weiteren Fächern, wie bspw. der Kommunikationswissenschaft, ab.

So identitätsstiftend und intellektuell fruchtbar die Hypothese von der Eigengesetzlichkeit der Medien aber auch ist: Ihre originellen, weil ›radikalen‹, Formulierungen, etwa gemäß dem skizzierten Kittler'schen Medienmaterialismus, legen nahe, den Blick von Mediensystemen weg auf einzelne Medien(-techniken) und

49 Latour: »Drawing Things Together«, S. 300. Vgl. kritisch dazu Schröter: »Das automatische Subjekt«, insb. S. 229-241.

50 Vgl. z.B. Jappe: Die Abenteuer der Ware. Latours pointierteste Kritik des Fetisch-Begriffs findet sich wohl in Latour: Elend der Kritik, S. 36-47; vgl. kritisch dazu White: »Materiality, Form, and Context«.

51 Tholen: »Medium/Medien«, S. 151.

von (trans-)medialen Zusammenhängen weg auf apparative Sachverhalte und Vorgänge zu richten. Zudem: Nimmt man an, dass Medien eigengesetzlich operieren und etwa gesellschaftliche Verhältnisse einseitig determinieren, dann erscheint Kritik an ihnen entweder von vornherein aussichtslos oder sie muss zumindest auf Institutionen verschoben werden, die ihrerseits Medien prägen sollen (für Kittler ist dies bekanntlich der Bereich des Militärischen). Doch gerade solche Verschiebungen implizieren personalistisch verkürzte Vorstellungen von Kritik, nach denen Medien nur als vermeintlich transparente Kanäle ›guter‹ oder ›schlechter‹ Interessen, Absichten usw. von Akteuren wie Militärs oder ›Klassen‹ u.a. dienen. So scheint eine medienzentrierte Perspektive, wenn sie denn immer noch (oder erneut) kritisch sein will, selbstwidersprüchlich auf eine funktionalistische Reduktion von Medien zuzulaufen, während traditionelle gesellschafts- und näherhin kapitalismuskritische Theorien (sofern sie etwa von ›Klassen‹ als zentralen Bezugsgrößen ausgehen) den Gegenstand Medien zwangsläufig funktionalistisch reduzieren und daher mit Medienwissenschaft *strictu sensu* inkompatibel sind.⁵²

Muss man den starken Medienbegriff aber tatsächlich aufgeben, wenn man Medien auf ihre soziale und ökonomische Dimension hin befragen will? Was spricht dagegen, Medien, denen man schließlich eine Eigengesetzlichkeit bei der Vermittlung von Wahrnehmung und Wissen zugesteht, als konstitutive Faktoren oder Systemstellen auch sozio-ökonomischer Zusammenhänge zu begreifen? (In Marx'scher Terminologie gesprochen hieße das: Sie als Teil der historisch gegebenen Produktivkräfte bzw. Arbeitsmittel zu verstehen.) Lassen sich die Annahmen und Einsichten eines reduzierten Kittler'schen Medienmaterialismus der Dinge nicht doch – und natürlich entgegen den Absichten seines ›Erfinders‹ – mit einem historischen Materialismus gesellschaftlicher Verhältnisse verbinden? Was hindert die Medienwissenschaft und -theorie daran, eine nicht nur epistemische oder ästhetische, sondern auch sozio-ökonomische Eigengesetzlichkeit der Medien anzunehmen?

Die Fachgeschichte der Medienwissenschaft bietet dafür zumindest einige Anknüpfungspunkte. So gründete einer der wichtigsten Ideengeber und Referenzautoren der Disziplin, der kanadische Wirtschaftshistoriker Harold A. Innis, seine Kommunikationsgeschichte explizit in Überlegungen zur (zeit- und raum-)ökonomischen Dynamik von Medien.⁵³ Marshall McLuhan, der seine große Studie über die *Gutenberg Galaxy* als eine »Fußnote« zu Innis' Werk bezeichnete und dessen ökonomische Perspektive auf Medien in eine ästhetische transformierte,⁵⁴ machte Marx bekanntlich zum Vorwurf, er habe die Eigengesetzlichkeit von Medien ignoriert. In seinem – von Kittler übrigens ebenso viel herangezogenen, wie für an-

52 Was umso unverständlicher macht, weshalb Kritik in Ansätzen, die Medien ohnehin tendenziell als funktionalistische Mittel menschlicher Praktiken auffassen, verdrängt wird.

53 Siehe Innis: *Empire and Communications*; Ders.: *The Bias of Communication*.

54 Siehe McLuhan: *The Gutenberg Galaxy*, S. 50.

thropologische Rückstände kritisierten⁵⁵ – Klassiker *Understanding Media* heißt es dazu:

Karl Marx und seine Anhänger [. . .] machten die Rechnung, ohne die Dynamik der neuen Kommunikationsmedien zu verstehen. Marx legte seiner Analyse gerade zum falschen Zeitpunkt die Maschine zugrunde. Gerade damals, als der Telegraf [sic] und andere implosive Formen begannen, die mechanische Dynamik ins Gegenteil zu verkehren.⁵⁶

Weil Marx die »Dynamik« der Medien übersehen habe,⁵⁷ könne eine an Marx orientierte Theorie *a fortiori* zeitgenössische Verhältnisse der Wissens- oder Mediengesellschaft nicht erfassen. Diese Behauptung belegt allerdings nur, dass McLuhan das *Kapital* nicht (oder wenigstens nicht aufmerksam) gelesen hat. Denn Marx bezieht darin die rasche Entfaltung der Produktivkräfte ausdrücklich auch auf Medien. So wird etwa immer wieder die Telegrafie thematisiert, und zwar keineswegs als bloßes Oberflächenphänomen, sondern als zentrale Produktivkraft:

Das Hauptmittel zur Verkürzung der Zirkulationszeit sind verbesserte Kommunikationen. Und hierin haben die letzten fünfzig Jahre eine Revolution gebracht, die sich nur mit der industriellen Revolution der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vergleichen lässt. Auf dem Lande ist die makadamisierte Straße durch die Eisenbahn, auf der See das langsame und unregelmäßige Segelschiff durch die rasche und regelmäßige Dampferlinie in den Hintergrund gedrängt worden, und der ganze Erdball wird umspannt von Telegraphendrähten.⁵⁸

McLuhan selbst spricht der elektrischen Telegrafie ebenfalls eine zeit- und raumvernichtende Dynamik zu, bezieht diese aber weniger auf wirtschaftliche als auf

55 Vgl. Kittler: »Synergie von Mensch und Maschine«, S. 99.

56 McLuhan: Die magischen Kanäle, *Understanding Media*, S. 53. Zur Rolle der Telegrafie bei McLuhan in Relation zur marxianischen Kritik siehe Schröter: »Übertragung und Explosion«.

57 In der Tat gibt es Stellen bei Marx, die man so lesen kann, etwa Marx: Theorien über den Mehrwert I, S. 386, wo er u.a. über das Theater bemerkt: »Dem Publikum verhält sich hier der Schauspieler gegenüber als Künstler, aber seinem Unternehmer gegenüber ist er produktiver Arbeiter. Alle diese Erscheinungen der kapitalistischen Produktion auf diesem Gebiet sind so unbedeutend, verglichen mit dem Ganzen der Produktion, daß sie gänzlich unberücksichtigt bleiben können.« Allerdings spricht Marx hier eher über die Künste als über technische Medien, die bei ihm sehr wohl eine große Rolle spielen. Zum »exceptionellen« Status der Kunst nicht nur bei Marx, sondern auch in anderen ökonomischen Theorien siehe Beech: *Art and Value*.

58 Marx: *Das Kapital* III, S. 81. Insofern kann man Marx schwerlich vorwerfen, die Rolle der Information nicht im Blick gehabt zu haben, auch wenn der moderne Ausdruck dafür bei ihm noch fehlen mag.

psychische und ästhetische Belange.⁵⁹ Eine kurze, aber bemerkenswerte Passage in *Understanding Media* verrät jedoch, dass sich mit und nach McLuhan sehr wohl eine Verbindungslinie zwischen starkem Medienbegriff und ökonomischen oder ökonomiekritischen Überlegungen ziehen lässt: Im Kapitel »Verliebt in seine Apparate«, in welchem das Konzept von Medien(-techniken) als Ausweitungen und Amputationen menschlicher (Sinnes-)Organe erläutert wird, umreißt McLuhan ein Modell von Mediengeschichte, das die historische Medienentwicklung als selbstlaufenden Prozess entwirft,⁶⁰ in welchem jedes neue Medium eine Antwort auf eine durch ein anderes, älteres Medium herbeigeführte Veränderung der sozialen oder psychischen Situation des Menschen darstellt.

So ist also die Belastung durch Beschleunigung des Tempos oder die größere Last der Anreiz zu neuen Erfindungen. Im Falle des Rades als Ausweitung des Fußes zum Beispiel, war der Druck durch neue Belastung *als Folge des beschleunigten Austauschs durch die Medien der Schrift und des Geldes* unmittelbar Anlass zur Ausweitung oder ›Amputation‹ dieser Funktion von unserem Körper.⁶¹

Ob diese Bemerkung historisch akkurat ist, tut hier erst einmal nichts zur Sache. Es geht uns nur um das Argument, dass ein Medium (in dem weiten, McLuhan'schen Sinne), das Rad, als Reaktion auf zwei andere Medien, Schrift und Geld, entsteht. Damit ist eine eigendynamische, ›eskalative‹ Mediengeschichte angedeutet, in welcher Geld eine zentrale Rolle spielt. Bereits Marx hatte bemerkt, dass die Zirkulation des Kapitals eine stete Beschleunigung erfordert:

Die Expansion und Kontraktion der Umlaufzeit wirkt daher als negative Schranke auf die Kontraktion oder Expansion der Produktionszeit oder des Umfangs, worin ein Kapital von gegebener Größe als produktives Kapital fungiert. Je mehr die Zirkulationsmetamorphosen des Kapitals nur ideell sind, d.h. je mehr die Umlaufzeit = 0 wird oder sich Null nähert, um so mehr fungiert das Kapital, um so größer wird seine Produktivität und Selbstverwertung.⁶²

Auch Marx, so kann man folgern, versteht Geld (als Ausdruck des Werts) als Medium,⁶³ das einer eigenen Logik der Akkumulation folgt – und dabei zu einer eska-

59 Siehe McLuhan: Die magischen Kanäle, *Understanding Media*, S. 236-251 und 283-296 (Kap. »Die Presse. Mit durchgesickerten Nachrichten regieren« und »Die Telegrafie. Hormon der Gesellschaft«).

60 Diesen Gedanken nimmt Friedrich Kittler später übrigens ausdrücklich gegen McLuhan und für sich selbst in Anspruch; siehe Kittler: *Optische Medien*, S. 22f.

61 McLuhan: Die magischen Kanäle, *Understanding Media*, S. 58 (unsere Hervorhebung).

62 Marx: *Das Kapital II*, S. 127f.

63 Schon in den 1857/1858 verfassten *Grundrissen* (die allerdings erst viel später erschienen sind) bestimmt Marx das Geld explizit als Medium: »Das Geld ist das sachliche Medium,

lierenden Beschleunigung führt.⁶⁴ ›Kapital‹ ist bei Marx der Name für genau diese rastlose, eskalative Bewegung der Selbstverwertung des Werts, die als Zwang erscheint, aus Geld stets mehr Geld machen zu müssen. Und so gesehen wäre nicht nur das Rad als Effekt dieser Medienlogik zu begreifen (wie McLuhan behauptet), sondern letztlich auch aktuelle Phänomene wie etwa der heute viel diskutierte Hochfrequenzhandel. Keineswegs sind Computer die ›Ursache‹ des Hochfrequenzhandels, vielmehr werden sie von der eskalativen Akkumulations-Logik des Kapitals ›programmiert‹.⁶⁵ Das als Kapital eskalierende Geld ist somit in seinen Interaktionen und Interdependenzen mit anderen Medien zu untersuchen – denn wie schon McLuhan feststellte, hat »kein Medium Sinn oder Sein aus sich allein [. . .], sondern nur aus der ständigen Wechselwirkung mit andern Medien«. ⁶⁶

5

Über Geld als Medium – und hierzu gibt es eine Reihe von Texten in der medienwissenschaftlichen, soziologischen, philosophischen und ökonomischen Diskussion, die sich für eine erneute Lektüre anbieten⁶⁷ – lässt sich eine *systematische*

worin die Tauschwerte getaucht, eine ihrer allgemeinen Bestimmung entsprechende Gestalt erhalten.« (Marx: Grundrisse, S. 100). Siehe auch ebd., S. 96, wo sich eine Theorie der Medialität des Geldes in Vergleich zu anderen Medien andeutet: »Das Geld mit der Sprache zu vergleichen ist nicht minder falsch. Die Ideen werden nicht in die Sprache verwandelt, so dass ihre Eigentümlichkeit aufgelöst und ihr gesellschaftlicher Charakter neben ihnen in der Sprache existierte, wie die Preise neben den Waren. Die Ideen existieren nicht getrennt von der Sprache. Ideen, die aus ihrer Muttersprache erst in eine fremde Sprache übersetzt werden müssen, um zu kursieren, um austauschbar zu werden, bieten schon mehr Analogie; die Analogie hegt dann aber nicht in der Sprache, sondern in ihrer Fremdheit.« Dieses doch etwas rätselhaft anmutende Zitat wäre im Fortgang der Entwicklung einer neo-kritischen Medientheorie (s.u.) einer eingehenderen Lektüre zu unterziehen.

64 Die von dem zumindest in der Frühzeit der Medientheorie gerne zitierten Paul Virilio beobachtete unausgesetzte Beschleunigung der Moderne wird mithin als Effekt des unaufhörlichen Strebens des Kapitals nach der Nullzeit dekodierbar. Dasselbe gilt im Übrigen für Latours Insistenz auf der Bedeutung der Beschleunigung für die ›immutable mobiles‹ (Latour: »Drawing Things Together«, S. 271, 272, 274, 276, 287, 288, 298 u. 300). So gesehen ist übrigens schon der gerne heute in ›kritischer‹ Absicht gebrauchte Begriff des ›Turbokapitalismus‹ problematisch, da es keinen ›langsamen‹ und darin den Menschen irgendwie besser angepassten Kapitalismus geben kann.

65 Vgl. zum Hochfrequenzhandel die instruktive Textsammlung in Avanesian/Nestler: Making of Finance. Warum die Finanzmärkte mit ihrem Hochfrequenzhandel aber »nicht mehr den uns bekannten Gesetzen und Regelmäßigkeiten des Kapitalismus« (S. 23) gehorchen sollen, bleibt unklar – um Akkumulation geht es ja offensichtlich immer noch.

66 McLuhan: Die magischen Kanäle, S. 39.

67 Es ist nicht möglich, hier die Fülle der Literatur aufzuführen, einige Hinweise müssen genügen: Für die Medienwissenschaft sind neben McLuhans Kapitel zum Geld in *Understanding Media* z.B. zu nennen: Bolz: Am Ende der Gutenberg-Galaxis, Kapitel 2.3 (›Geld als Medium«, in enger Anlehnung an Niklas Luhmann); Seitter: Die Physik der Medien, Kapitel 12; mehrere Publikationen von Hörisch, z.B. *Gott, Geld, Medien – Stu-*

Verbindung zwischen der Theorie der Medien und der Theorie des Kapitalismus herstellen. Ohne dass dies hier schon im Einzelnen ausgeführt werden kann,⁶⁸ lässt sich wenigstens festhalten, dass für einen solchen Theorie-Nexus auch jene ökonomische Diskussion einer Relektüre unterzogen werden muss, in der Ökonomie als Problem von Information und Wissen und mithin z.B. der Markt als eine Art ›Computer‹ verhandelt wird.⁶⁹ Diese Beschreibungen wären einerseits an Marx' ebenfalls medientheoretisch noch unausgelotete, in der neueren wertkritischen⁷⁰ Diskussion aber zentrale Bestimmung des Werts (welcher nach Marx in der Form des Geldes erscheint) als »automatisches Subjekt« der Gesellschaft⁷¹ anzuschließen, insofern diese Formulierung von Marx mit Fug und Recht als dessen Variante eines medialen Aprioris aufgefasst werden kann (zumal sich der Begriff des automatischen Subjekts durchaus als sehr konkret auf die Entfaltung der Technologie bezogen deuten lässt⁷²). Andererseits wäre zu untersuchen, wie das mediale

dien zu den Medien, die die Welt im Innersten zusammenhalten und »Geld«; Winkler: Diskursökonomie, S. 36-49 und Krämer: »Das Geld und die Null«. Zum Einstieg in die Vielfalt der Diskussionen in Soziologie und Ökonomik empfiehlt sich Ingham: Concepts of Money. Auch eine Reihe philosophischer Arbeiten wären zu erwähnen, sehr bemerkenswert: Engster: Das Geld als Maß, Mittel und Methode.

- 68 Die Herausgeber arbeiten an Monografien, die als Bausteine zu diesem Bonner Theorieprogramm zu verstehen sind (Jens Schröter: Die Gesellschaft der Medientheorie [Arbeitstitel]). Verschiedene Vorarbeiten liegen in Form von Aufsätzen vor, u.a. Schröter: »Banknoten der Natur«; ders: »Spekulation über das Medium Geld«; Heilmann: »Datenarbeit im ›Capture‹-Kapitalismus«. Selbstverständlich gibt es auch andere medienwissenschaftliche Forschungen, auf die aufzubauen ist, z.B. Winkler: Diskursökonomie; Adelman u.a.: Ökonomien des Medialen; Seier/Waitz: Klassenproduktion u.v.m. Überhaupt scheint es neuerdings eine verstärkte Aufmerksamkeit für Geld und Kapital in der medientheoretischen und -philosophischen, deutschsprachigen Diskussion zu geben; siehe etwa Mayer: »Kapital als Medium«.
- 69 Eine solche Diskussion könnte beim Werk von Friedrich August von Hayek und der ›sozialistischen Kalkulationsdebatte‹ ansetzen, siehe dazu Dyer-Witheford: »Red Plenty Platforms«; siehe auch Mirowski: »Information in Economics«; vgl. auch die medienhistorische Forschung zur Transaktion durch Engemann: »You cannot not Transact – Big Data und Transaktionalität«.
- 70 Vgl. z.B. Kurz: »Subjektlose Herrschaft«. Wenn sich eine neo-kritische Medienforschung u.a. auf Marx stützt, kann das natürlich nicht bedeuten, der hochproblematischen Tradition des ›Marxismus-Leninismus‹, die schon früh selbst mit Marx kritisiert wurde, zu folgen. Daher sind Bündnisse mit Autoren zu vermeiden, die sich zumindest gelegentlich auf den Marxismus-Leninismus beziehen (wie etwa Alain Badiou oder Slavoj Žižek).
- 71 Marx: Das Kapital I, S. 168f.: »In der Zirkulation G – W – G [sic] funktionieren dagegen beide, Ware und Geld, nur als verschiedene Existenzweisen des Werts selbst, das Geld seine allgemeine, die Ware seine besondere, sozusagen nur verkleidete Existenzweise. Er geht beständig aus der einen Form in die andre über, ohne sich in dieser Bewegung zu verlieren, und verwandelt sich so in ein automatisches Subjekt. [. . .] Als das übergreifende Subjekt eines solchen Prozesses, worin er Geldform und Warenform bald annimmt, bald abstreift, sich aber in diesem Wechsel erhält und ausreckt, bedarf der Wert vor allem einer selbständigen Form, wodurch seine Identität mit sich selbst konstatiert wird. Und diese Form besitzt er nur im Gelde.«
- 72 Vgl. z.B. Lotz: Karl Marx, S. 19-29.

Apriori des Geldes mit anderen Medien und Mediensystemen interagiert – oder eben kollidiert, wie Marx selbst im berühmten Maschinenfragment andeutet⁷³ und was sich heute z.B. in der erneut erregten Debatte um die Frage abzeichnet, ob die Ausbreitung digitaler Technologien zu struktureller Arbeitslosigkeit führen kann (s.u.). Eine solche Auffassung von Marx' Kritik der politischen Ökonomie als Medientheorie, gut vorbereitet durch neuere marxianische Strömungen, würde mit einem klassensoziologischen Marxismus, der (wie Kittler auch) Macht im Kapitalismus nur als die Durchsetzung partikularer Interessen von Klassen, Unternehmen usw. denken kann, brechen. Die Devise lautet also: Medientheorie statt Verschwörungstheorie!

Was wäre somit der Beitrag einer neo-kritischen Medienwissenschaft?⁷⁴

- Zunächst müsste ein solcher Beitrag *systematisch* den medientheoretischen Anteil an der Beschreibung des Geldes (in Abgrenzung zu ökonomischen, philosophischen und soziologischen Konzeptualisierungen) herausarbeiten. Geld wäre als zentrales Medium im Mediensystem kapitalistischer Gesellschaften zu verstehen, als deren eigentliches Leitmedium, das die anderen Medien formt, limitiert und operationalisiert. Auch Kittler sprach ja wiederholt vom »Kompromiß zwischen Ingenieuren und Marketingexperten«⁷⁵ bzw. von den »Kompromisse[n] zwischen Ingenieuren und Betriebswirten«,⁷⁶ die die Form von Medientechnologien und die in ihnen realisierbaren (medienästhetischen) Formen bestimmen.⁷⁷

73 Vgl. Marx: Grundrisse, S. 590-609. Diese erstaunliche Passage ist viel zu reich und zu visionär, als dass sie hier angemessen kommentiert werden könnte (vgl. z.B. zur Rolle, die sie in post-operaistischen Lesarten von Marx spielt, Pasquinelli: »Italian Operaismo and the Information Machine«). Marx hat Babbages rezipiert – auch wenn er sich nicht direkt auf die Arbeiten zu Rechenmaschinen bezieht (denn *Das Kapital* ist ja wesentlich ein ökonomietheoretisches Buch), sondern auf Babbages ökonomische Schriften, in denen die Möglichkeiten von Rechenmaschinen bzgl. der Organisation und Rationalisierung von Arbeit eine zentrale Rolle spielen (vgl. Schaffer: »Babbage's Intelligence«).

74 Selbstredend kann und muss eine kritische Medienforschung auch Fragen nach Race und Gender (und ihre intersektionalen Verbindungen) im Blick behalten, hier steht jedoch die ökonomiekritische Perspektive im Vordergrund.

75 Kittler: »Gleichschaltungen«, S. 261. Kittler berührt hier die für eine neo-kritische Medienforschung wichtige Diskussion um die Etablierung technischer Normen und Standards. Vgl. u.a. Abbate/Kahin: Standards Policy for Information Infrastructure.

76 Kittler: »Computergrafik«, S. 179.

77 Die Diskussion um die Form der Technik und darum, inwiefern diese vom Kapital geprägt ist, ist alt und geht bis Marx zurück. Sie wurde in interessanten Publikationen diskutiert, z.B. Vahrenkamp: Technologie und Kapital. Interessante neuere Anschlüsse sind Hornborg: »Technology as Fetish« und Giest: »Zur Frage nach der »kapitalistischen Technik««. Vgl. auch Rosenberg: Inside the Black Box. Solche Analysen der Form der Technik könnten z.B. hinsichtlich der digitalen Medien an eine Reihe existierender Studien anknüpfen, etwa an Beniger: The Control Revolution; Agar: The Government Machine und Golumbia: The Cultural Logic of Computation. Bzgl. der medienästhetischen Formen wäre an die Diskussionen zur Warenästhetik anzuknüpfen, vgl. Haug: Kritik der Warenästhetik – Gefolgt von Warenästhetik im High-Tech-Kapitalismus.

- Sodann wäre in Anschluss an und in Erweiterung von McLuhans Hinweis, die Medienentwicklung als Antwort auf den durch das Medium Geld beschleunigten (Informations- und Güter-)Austausch zu begreifen, *historisch* eine monetäre Medienarchäologie zu entwickeln, welche die Mediengeschichte als eine wesentlich von der Form und Funktion des Geldes (und dessen Institutionen) geprägte beschreibt. Jedenfalls würde Mediengeschichte nicht mehr als Geschichte genialer Erfinder (»die Lumières!«) geschrieben werden können. Denn eine »kritische Geschichte der Technologie würde überhaupt nachweisen, wie wenig irgendeine Erfindung des 18. Jahrhunderts [und mithin auch jedes anderen, J. S./T. A.H.] einem einzelnen Individuum gehört«. ⁷⁸ Ebenso »könnte [man] eine ganze Geschichte der Erfindungen seit 1830 schreiben, die bloß als Kriegsmittel des Kapitals wider Arbeiteremeuten [sic] ins Leben traten«. ⁷⁹
- Schließlich ergäbe eine solche historische Reformulierung nicht nur eine bloß verdoppelnde Beschreibung, sondern auch eine kritische Evaluierung der Mediengeschichte. Die von der Medienarchäologie ohnehin betriebene Denaturalisierung der (Medien-)Technikgeschichte, welche die Kontingenz der Entwicklung verdeutlicht, könnte diese in eine vom Geld geformte gesellschaftliche Diskursivität einbetten. Technik erschiene so gesehen nicht mehr als sich autonom entwickelnde (oder »evolvierende« bzw. »eskalierende«) Größe, würde andererseits aber auch nicht einfach als Effekt und Resultat sozialer und ökonomischer Prozesse oder Praktiken gedacht. Sie würde verstehbar als eine spezifische *Form*, in der sich (kapitalistische) Gesellschaftlichkeit, stets instabil und von Verschiebung bedroht, reproduziert. Das würde zudem einen Blick nicht nur auf denkbare andere Nutzungen erlauben, sondern auch auf mögliche andere Technologien, die andere Gesellschaftlichkeit reproduzieren. Statt sich darauf zu beschränken, Spiegel des Existierenden zu sein, oder sich der Politik oder Wirtschaft in beratender Funktion anzudienen, würde Medienwissenschaft die Historizität und Veränderbarkeit, und damit die demokratische Kontrollierbarkeit, der Medien gegenüber angeblicher Alternativlosigkeit betonen und so mithelfen, den Pluralismus des gesellschaftlichen Wissens – mit Schwerpunkt auf Medien – zu bewahren und zu fördern.

Dergestalt könnten die epistemischen Ressourcen der medien- und diskursarchäologischen Forschung hierzulande mit der deutschsprachigen Tradition wie auch mit den neueren Entwicklungen einer kritischen Medienforschung verbunden werden. Aus der internationalen Debatte über Medien sind (marxianisch-)kritische Ansätze ja nicht wegzudenken, wie die Arbeiten u.a. von Wendy Chun, Nick Dyer-Witheford, Christian Fuchs (und die von ihm herausgegebene Zeitschrift *tripleC*), Alexander Galloway, Maurizio Lazzarato, Armand Mattelart, Vincent Mosco, Yann Moulier-Boutang, Tiziana Terranova, McKenzie Wark oder be-

78 Marx: Das Kapital I, S. 393 Fußnote.

79 Marx: Das Kapital I, S. 459.

stimmte Publikationen aus dem Kreis des so genannten Akzelerationismus zeigen.⁸⁰ Diese Ausgabe der *Navigationen* versteht sich als Vorschlag, eine entsprechende Debatte auch im deutschsprachigen Raum anzuregen, und plädiert für eine neo-kritische Forschungsrichtung der Medienwissenschaft, die in den kommenden Jahren an der Universität Bonn ausgebaut werden soll.

6

Das vorliegende Heft versammelt eine Reihe von Texten, die weniger konkrete Fallstudien zu einzelnen Medien und Medienpraktiken,⁸¹ sondern vornehmlich theoriebezogene Diskussionsbeiträge sind, welche das diskursive Feld der Medienwissenschaft und Medienforschung ausloten und auf die virulenten Fragen der Kapitalismuskritik hin befragen.

Zu Beginn der Einleitung wurde angemerkt, dass die dominanten Selbstbeschreibungen der gegenwärtigen westlichen Gesellschaften einerseits deren Charakter als Medien- oder Informationsgesellschaft hervorheben, andererseits die kapitalistische oder marktwirtschaftliche Verfassung derselben betonen. Jedoch existieren diese Selbstbeschreibungen nicht einfach nebeneinander. Spätestens seit der Krise von 2007 (und verstärkt in den letzten Jahren) taucht die Frage auf, ob die digitalen Technologien (die, sofern sie Informationen prozessieren, immer schon Medien sind) nicht auch in Konflikt zu der kapitalistischen Form der Gesellschaft geraten bzw. potentieller Vorschein anderer Produktionsformen sein könnten. Die Krisenhaftigkeit der Gegenwart könnte auch mit der Kollision digitaler Technologien mit den herrschenden sozialen Formen zusammenhängen.⁸² In den letzten Jahren wurde intensiv über das mögliche Verschwinden der Arbeit⁸³ und

80 Vgl. u.a. Chun: *Control and Freedom*; Dyer-Witheford: *Cyber-Marx*; Fuchs: *Reading Marx in the Information Age*; Fuchs/Mosco: *Marx in the Age of Digital Capitalism*; Gallo-way: »The Poverty of Philosophy«; Lazzarato: *Videophilosophie*; Mattelart: *The Globalization of Surveillance*; Mattelart/Siegelaub: *Communication and Class Struggle*, Bd. 1 u. 2; Mosco: *The Digital Sublime*; Mosco: *The Political Economy of Information*; Moulier-Boutang: *Cognitive Capitalism*; Terranova: *Network Culture*; Wark: *Telesthesia*. Aus dem Umfeld des Akzelerationismus vgl. z.B. Srnicek: »Kapital, Technologie, Wert«.

81 Vgl. z.B. Sandoval: »Foxconned Labour as the Dark Side of the Information Age«. In dieser Studie werden die furchtbaren Arbeitsbedingungen untersucht, die die normalerweise invisibilisierte Schattenseite der glänzenden High Tech-Produkte von Apple sind. Solche Studien sind für eine kritische Medienforschung zentral, stehen aber nicht im Fokus dieses Heftes.

82 Eine solche Kollision kann man überhaupt nur beobachten, wenn man den Unterschied von Technik und Gesellschaft nicht überhastet für obsolet erklärt (z.B. indem man den Netzwerk-Begriff an ihre Stelle setzt).

83 Auch diese Diskussion hat sich in den letzten Jahren explosionsartig ausgeweitet, hier seien nur genannt: Brynjolfsson/McAfee: *Race against the Machine*; Mason: *Post-Capitalism*; Srnicek/Williams: *Inventing the Future*. Auch über diesen Strang der kapitalismuskritischen Diskussion lassen sich Anschlüsse an die medientheoretische und -historische Forschung anstellen – nicht nur bzgl. Kittlers Betonung der Arbeit der Apparate, son-

die (aufgrund ihrer exorbitanten technischen Reproduzierbarkeit) mangelnde Warenform digitaler Produkte nachgedacht und debattiert.⁸⁴ Vielleicht kann eine reife, ›wirkliche‹ Wissens- bzw. Informationsgesellschaft aus strukturellen Gründen gar keine kapitalistische (mehr) sein.⁸⁵ Auch der neue Diskurs der Medienökologie reagiert einerseits auf die allgegenwärtige Durchdringung der Gesellschaft durch und mit digitalen Medien, andererseits (bereits mit seinem Namen) auf die ökologische Krise, und beruft sich dabei immer wieder, wenn auch mitunter unklar, auf einen »kybernetischen, digitalen oder kognitiven Kapitalismus«.⁸⁶ Starke Aufmerksamkeit erfährt heute auch die zunehmende Überwachung und Kontrolle durch Techniken und Verfahren wie Big Data, Profiling und Predictive Analytics – eine Entwicklung, die darauf hindeutet, dass die Übertragung des Ideals von Märkten mit ›vollständiger Information‹ auf die Gesellschaft in einen neuen marktwirtschaftlichen Totalitarismus totaler Transparenz mündet.⁸⁷ Überdies gibt es natürlich auch jenseits universitärer Kreise gesellschaftskritische Diskussionszusammenhänge zu digitalen Medien.⁸⁸ Dabei wird nicht zuletzt die sich als Naturwissenschaft gerierende hegemoniale Ökonomik, welcher Geld als bloß neutraler ›Schleier‹ gilt (und die schon allein aus diesem Grund kein Gesprächspartner der Medientheorie sein kann), hinterfragt.⁸⁹ Alle diese Debatten bilden ein hochaktuelles und diskursiv turbulentes Feld, in dem sich die Medienwissenschaft unserer Ansicht nach verorten muss und zu dem sie Substantielles beizutragen hat.⁹⁰

Dieses Heft beginnt mit einem Text, der von außerhalb der medienwissenschaftlichen Diskussion kommt und einige der Gründe aufgreift, welche die Frage

dern schon bei McLuhan findet sich diese Problematik implizit und explizit (schließlich ist ›Automation‹ eines der ›Medien‹ in *Understanding Media*), siehe dazu Schröter: »Von Heiß/Kalt zu Analog/Digital«.

- 84 Vgl. Meretz: »Der Kampf um die Warenform«. Daher die Rolle, die Medien- und Kulturtechniken des Kopierschutzes heute spielen; vgl. dazu Schröter: »Das Zeitalter der technischen Nicht-Reproduzierbarkeit«. Vgl. auch Winkler: Diskursökonomie, S. 29.
- 85 Vgl. Gorz: Wissen, Wert und Kapital.
- 86 Hörl: »Das Arbeitslose der Technik«, S. 112. Zur Kritik an der Ökonomievergessenheit der neuen Medienökologie vgl. Schröter: »Das Internet der Dinge, die allgemeine Ökologie und ihr Ökonomisch-Unbewusstes«. Grundlegend zur Kapitalisierung des Bios siehe Moore: *Capitalism in the Web of Life*.
- 87 Vgl. Heilmann: »Capture-Kapitalismus«; Ball/Snider: *The Surveillance-Industrial Complex*.
- 88 Siehe u.a. die polemische Debatte in der Wertkritik zwischen Lohhoff: »Der Wert des Wissens«, und Kurz: »Der Unwert des Unwissens«. Siehe auch die, an die Theorien digitaler Netzwerke angelehnte, Diskussion postmonetärer Ökonomie in Heidenreich/Heidenreich: *Forderungen*, S. 104-136. Auch zum Geld gibt es aktuell Diskussionen, so in Lovink u.a.: *Money Lab Reader*. Vgl. weiter Rifkin: *The Zero Marginal Cost Society*, der als Ökonom intensiv die Verschiebungen durch digitale Technologien diskutiert.
- 89 Siehe etwa Keen: *Debunking Economics*. Zum Geldschleier vgl. u.a. Pahl: *Das Geld in der modernen Wirtschaft*, S. 9-16. Zu unterdrückten alternativen Strömungen in der Ökonomik siehe Lee: *A History of Heterodox Economics*.
- 90 Denn sie ist eine politische Praxis; siehe dazu Waitz: »Medienwissenschaft – Eine politische Praxis?« und Muhle: »Medienwissenschaft als theoretisch-politisches Milieu«.

nach dem Verhältnis von Medienwissenschaft und Kapitalismuskritik heute so drängend machen. *Christian Siefkes*, Informatiker, einer der führenden Autoren des kollektiven Blogs keimform.de und aktiv in der Commons-Theorie, geht auf die aktuellen Diskussionen um Commons und Peer-Produktion, um die ›Null-Grenzkosten-Gesellschaft‹ und das Verschwinden der Arbeit ein – d.h. auf eben jene Felder, auf denen nun möglicherweise die Keime einer wirklichen ›digitale Revolution‹ zu finden sind und die zur Kenntnis zu nehmen der Medienforschung gut anstünde.

Der Text von *Christoph Hesse* beschreibt die Entwicklung der Medientheorie in Deutschland und v.a. die Position Friedrich Kittlers hinsichtlich der Ausblendung der politischen Ökonomie. In Einklang mit den oben gemachten Bemerkungen zur Rolle des Geldes als zentralem Leitmedium verweist Hesse darauf, dass »die allermeisten Computer der Welt nur deshalb in Betrieb sind, um aus Geld mehr Geld zu machen«. Von dieser Feststellung ausgehend greift er Marx' Überlegungen zur Technologie auf, um im Dialog mit der Medientheorie auch die digitalen Medien kritisch als Produktivkräfte beschreibbar zu machen, deren revolutionäre Potentiale erst noch zu entdecken sind.

Wie Hesse setzt sich auch *Christine Blättler* mit der ›deutschen‹ Medientheorie und deren Auffassung von Technik auseinander. Der Fokus ihrer Analyse liegt dabei auf einer der wichtigsten Quellen dieses Diskussionsstranges: Martin Heideggers Ausführungen zum Wesen der Technik. In detaillierten Lektüren kann Blättler zeigen, dass Heideggers Technikbegriff und näherhin seine Beschreibung der Technik als Ge-Stell als verschobene Wiederkehr des Begriffs des Kapitals zu verstehen sind. Die in Heideggers Tradition stehende Medientheorie hat es daher mit einer bis heute anhaltenden Verdrängung des Ökonomischen zu tun, während untergründig die Muster der politischen Ökonomie weiterwirken. Die Verdrängung des Ökonomischen geht zugleich mit der Verdrängung des Kritik-Begriffs einher – ein Befund, der in den folgenden Beiträgen eine wichtige Rolle spielt.

Martin Doll bezieht sich in seinem Aufsatz auf die aktuellen Debatten v.a. im Anschluss an Bruno Latour und die ANT. Wie Doll ausführt, werden mit der teilweise ostentativen Zurückweisung von ›Kritik‹ und des Begriffs ›Kapitalismus‹ durch Latour und andere Vertreter der ANT wichtige kritische Potentiale dieses Ansatzes außer acht gelassen, die – unter Beiziehung und in Querlektüren weiterer theoretischer Positionen – in kritischer Haltung dazu genutzt werden könnten, »präzise zu fassen und zu kritisieren, welche Entwicklungen aufzuhalten wären, aus welchen schädlich gewordenen Assemblagen man sich offensiv zurückzieht und welche Kooperationen man gezielt weiterverfolgt«.

Auch *Jens Schröter* setzt sich mit der ANT auseinander, jedoch nicht mit dem Werk Latours, sondern mit Michel Callon, der sich explizit mit Fragen der Ökonomie beschäftigt hat. In eingehenden Lektüren kann Schröter nachweisen, dass Callon das Geld – ganz im Einklang mit der hegemonialen, neoklassisch geprägten Ökonomie – auf einen neutralen, instrumentell gedachten ›Kanal‹ für menschliche Intentionen reduziert, eine Geste, die jeder Medientheorie verdächtig vorkom-

men muss. Damit verbirgt Callon nicht nur die Eigendynamik des Geldes und macht Kapitalismus als solchen undenkbar; er verletzt überdies die methodologischen Prinzipien der ANT, insofern ein unbefragter Primat menschlicher Akteure gegenüber nicht-menschlichen Akteuren seinen Diskurs ›praxeozentrisch‹ prägt. So wird die ANT, zumindest in Callons Fall, als politisch konservative Rückkehr zu einem bürgerlichen Humanismus und Anthropozentrismus dechiffrierbar.

Andrea Seier widmet sich in ihrem Beitrag der Frage, wie und weshalb Kritik in den letzten Jahren selbst kritisiert wurde und wird, wobei sie eine große Bandbreite von Diskussionen analysiert, die in der Medienforschung momentan intensiv rezipiert werden. Neben Latour gilt Seiers Aufmerksamkeit etwa Brian Massumi, Karen Barad, Judith Butler und Marina Garcés. Weshalb wird Kritik von diesen (und anderen) Autorinnen und Autoren totgesagt? Welches sind die alternativen Verfahren oder ›Optiken‹, die an die Stelle von Kritik treten sollen? Bei allen Schwierigkeiten, die dem Kritikbegriff anhaften, plädiert Seier dafür, die Medienwissenschaft solle »Positionen und Themen [. . .] erfinden, die nicht dazu dienen, sich vor der Welt zu schützen, sondern dazu sich ihr zuzuwenden«.

Die Frage nach der Politik der Medienwissenschaft beschäftigt auch *Thomas Waitz*, der die institutionellen und letztlich ökonomischen Bedingungen der Medienwissenschaft, welche unangenehme Fragen nach der Zukunft der Disziplin aufwerfen, ins Zentrum rückt. Wie hängt Medienwissenschaft mit den kapitalistischen Rahmenbedingungen zusammen, unter denen sie entstand? Was bedeuten diese Bedingungen für die Subjektform der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die einerseits lange Zeit in prekären Arbeitsverhältnissen gefangen sind, sich andererseits unausgesetzt als ›kreative‹ Wissensarbeiterinnen und -arbeiter neu erfinden müssen? Waitz kommt zu dem – angesichts gewisser heutiger Theoriemoden – nachdenklich stimmenden Schluss, dass sich eine (kapitalismus-)kritische Medienwissenschaft nicht damit begnügen darf, mediale (und gesellschaftliche) Verhältnisse bloß zu beschreiben, sondern darauf abzielen muss, sie zu überwinden – und damit, wie man hinzufügen könnte, vielleicht auch sich selbst in ihrer gegenwärtigen Form zu überwinden.

LITERATURVERZEICHNIS

- Abbate, Janet/Kahin, Brian (Hrsg.): Standards Policy for Information Infrastructure, Cambridge, Mass. 1995.
- Adelmann, Ralf u.a. (Hrsg.): Ökonomien des Medialen. Tausch, Wert und Zirkulation in den Medien- und Kulturwissenschaften, Bielefeld 2006.
- Agar, Jon: The Government Machine. A Revolutionary History of the Computer, Cambridge, Mass./London 2003.
- Anonym: »Vielleicht Marschmusik?«, in: Ofenschlot, <http://ofenschlot.blogspot.de/2011/10/31/vielleicht-marschmusik/>, 31.10.2011.

JENS SCHRÖTER/TILL A. HEILMANN

- Armitage, John/Kittler, Friedrich: »From Discourse Networks to Cultural Mathematics: An Interview with Friedrich A. Kittler«, in: *Theory, Culture & Society*, Bd. 23, Nr. 7-8, 2006, S. 17-38.
- Avanessian, Armen/Nestler, Gerald (Hrsg.): *Making of Finance*, Berlin 2015.
- Ball, Kirstie/Snider, Laureen (Hrsg.): *The Surveillance-Industrial Complex: A Political Economy of Surveillance*, London/New York 2013.
- Beech, Dave: *Art and Value. Art's Economic Exceptionalism in Classical, Neoclassical and Marxist Economics*, Leiden/Boston 2015.
- Beniger, James: *The Control Revolution. Technological and Economic Origins of the Information Society*, Cambridge, Mass. 1986.
- Benjamin, Walter: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit: Drei Studien zur Kunstsoziologie [Fassung des Textes von 1939]*, Frankfurt a.M. ²²1996.
- Bergemann, Ulrike: *Leere Fächer. Gründungsdiskurse in Kybernetik und Medienwissenschaft*, Münster 2015.
- Bolz, Norbert: »Abschied von der Gutenberg-Galaxis. Medienästhetik nach Nietzsche, Benjamin und McLuhan«, in: Hörisch, Jochen/Wetzell, Michael (Hrsg.): *Armaturen der Sinne. Literarische und technische Medien 1870-1920*, München 1990, S. 139-156.
- Braudel, Fernand: *Die Dynamik des Kapitalismus*: Stuttgart 1986.
- Breger, Claudia: »Zur Debatte um den »Sonderweg deutsche Medienwissenschaft«, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, H. 1, Nr. 1, 2009, S. 124-127.
- Brynjolfsson, Erik/McAfee, Andrew: *Race against the Machine. How the Digital Revolution is Accelerating Innovation, Driving Productivity, and Irreversibly Transforming Employment and the Economy*, Lexington, Mass. 2011.
- Bush, Vannevar: »Memex Revisited«, in: ders.: *Science Is Not Enough*, New York 1969, S. 75-101.
- Callon, Michel: »Why Virtualism Paves the Way to Political Impotence. Callon Replies to Miller«, in: *Economic Sociology. European Electronic Newsletter*, Bd. 6, Nr. 2, 2005, S. 3-20. Online verfügbar: <http://econsoc.mpifg.de/archive/esfeb05.pdf>, 25.08.2016.
- Chun, Wendy Hui Kyong: *Control and Freedom. Power and Paranoia in the Age of Fiber Optics*, Cambridge, Mass. 2006.
- Conradi, Tobias/Muhle, Florian: »Verbinden oder trennen? Über das schwierige Verhältnis der Akteur-Netzwerk-Theorie zur Kritik«, in: Conradi, Tobias u.a. (Hrsg.): *Strukturentstehung durch Verflechtung. Akteur-Netzwerk-Theorie(n) und Automatismen*, München 2011, S. 313-334.

- Dyer-Witheford, Nick: »Red Plenty Platforms«, in: Culture Machine, Bd. 14, 2013, <http://www.culturemachine.net/index.php/cm/article/viewArticle/511>, 21.08.2016.
- Dyer-Witheford, Nick: Cyber-Marx. Cycles and Circuits of Struggle in High-Technology Capitalism, Urbana/Chicago 1999.
- Engels, Friedrich: »Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft«, in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke, Bd. 20, Berlin 1975, S. 5-303.
- Engemann, Christoph: »You cannot not Transact – Big Data und Transaktionalität«, in: Reichert, Ramón (Hrsg.): Big Data: Analysen zum digitalen Wandel von Wissen, Macht und Ökonomie, Bielefeld 2014, S. 365-381.
- Engster, Frank: Das Geld als Maß, Mittel und Methode. Das Rechnen mit der Identität der Zeit, Berlin 2014.
- Enzensberger, Hans Magnus: »Baukasten zu einer Theorie der Medien«, in: Kursbuch, Nr. 20, 1970, S. 159-186.
- Fuchs, Christian: Reading Marx in the Information Age: A Media and Communication Studies Perspective on Capital Volume I, London/New York 2016.
- Fuchs, Christian/Mosco, Vincent (Hrsg.): Marx in the Age of Digital Capitalism, Leiden/Boston 2016.
- Galloway, Alexander: »The Poverty of Philosophy: Realism and Post-Fordism«, in: Critical Inquiry, Bd. 39, Nr. 2, 2013, S. 347-366.
- Giest, Jörn: »Zur Frage nach der ›kapitalistischen Technik‹. Für eine neue Debatte über die reelle Subsumtion der Produktion unter das Kapital«, in: Zeitschrift für Kritische Sozialtheorie und Philosophie, Bd. 3, Nr. 1, 2016, S. 26-50.
- Golumbia, David: The Cultural Logic of Computation, Cambridge, Mass. 2009.
- Gorz, André: Wissen, Wert und Kapital. Zur Kritik der Wissensökonomie, Zürich 2004.
- Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, Karl L. (Hrsg.): Materialität der Kommunikation, Frankfurt a.M. 1988.
- Hands, Wade D.: Reflection without Rules. Economic Methodology and Contemporary Science Theory, Cambridge 2001.
- Haug, Wolfgang Fritz: Kritik der Warenästhetik – Gefolgt von Warenästhetik im High-Tech-Kapitalismus, Frankfurt a.M. 2009.
- Heidenreich, Stefan/Heidenreich, Ralph: Forderungen, Berlin 2015.
- Heilmann, Till A.: »Datenarbeit im ›Capture‹-Kapitalismus. Zur Ausweitung der Verwertungszone im Zeitalter informatischer Überwachung«, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft, H. 13, Nr. 2, 2015, S. 35-48.

JENS SCHRÖTER/TILL A. HEILMANN

- Hesse, Christoph: »Marxistische Medientheorien«, in: Schröter, Jens (Hrsg.): Handbuch Medienwissenschaft, Stuttgart 2014, S. 96-103.
- Hesse, Christoph: »Besichtigung eines Baukastens. Zur unglücklichen Geschichte linker Medientheorie«, in: Phase 2. Zeitschrift gegen die Realität, Nr. 40, 2011, <http://phase-zwei.org/hefte/artikel/besichtigung-eines-baukastens-98/>, 20.08.2016.
- Hesse, Christoph: »Neue Medien, Alte Scheiße. Bausteine zur Theorie der verschalteten Welt«, in: Streifzüge, Nr. 1, 2002, <http://www.streifzuege.org/2002/neue-medien-alte-scheisse>, 20.08.2016.
- Hodgson, Geoffrey M.: Conceptualizing Capitalism: Institutions, Evolution, Future, Chicago 2015.
- Hörisch, Jochen: »Geld«, in: Schröter, Jens (Hrsg.): Handbuch Medienwissenschaft, Stuttgart 2014, S. 239-244.
- Hörisch, Jochen: Gott, Geld, Medien – Studien zu den Medien, die die Welt im Innersten zusammenhalten, Frankfurt a.M. 2004.
- Hörl, Erich: »Das Arbeitslose der Technik. Zur Destruktion der Ergonomie und Ausarbeitung einer neuen technologischen Sinnkultur bei Heidegger und Simondon«, in: Leggewie, Claus u.a. (Hrsg.): Prometheische Kultur. Wo kommen unsere Energien her? München 2013, S. 111-136.
- Hornborg, Alf: »Technology as Fetish: Marx, Latour, and the Cultural Foundations of Capitalism«, in: Theory, Culture & Society, Bd. 31, Nr. 4, 2014, S. 119-140.
- Ingham, Geoffrey: Capitalism, Cambridge/Malden, Mass. 2008.
- Ingham, Geoffrey (Hrsg.): Concepts of Money. Interdisciplinary Perspectives from Economics, Sociology and Political Science, Cheltenham/Northampton, Mass. 2005.
- Innis, Harold A.: The Bias of Communication, Toronto 1951.
- Innis, Harold A.: Empire and Communications, Toronto 1950.
- Jappe, Anselm: Die Abenteuer der Ware. Für eine neue Wertkritik, Münster 2005.
- Keen, Steve: Debunking Economics. The Naked Emperor Dethroned? London/New York 2011.
- Kittler, Friedrich: »Honig der Sirenen : Logos der Musik«, Vortrags-Typoskript, 2005. Online unter: <http://www.aesthetik.hu-berlin.de/medien/texte/honig.php>, 14.09.2016.
- Kittler, Friedrich: »Universities: Wet, Hard, Soft, and Harder«, in: Critical Inquiry, Bd. 31, Nr. 1, 2004, S. 244-255.

- Kittler, Friedrich: »Computergrafik. Eine halbtechnische Einführung«, in: Wolf, Herta (Hrsg.): Paradigma Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters, Bd. I, Frankfurt a.M. 2002, S. 178-194.
- Kittler, Friedrich: Optische Medien. Berliner Vorlesung 1999, Berlin 2002.
- Kittler, Friedrich: »Zum Geleit«, in: Michel Foucault: Botschaften der Macht. Reader Diskurs und Medien, hrsg. v. Jan Engelmann, Stuttgart 1999, S. 7-9.
- Kittler, Friedrich: »Gleichschaltungen. Über Normen und Standards der elektronischen Kommunikation«, in: Faßler, Manfred/Halbach, Wulf (Hrsg.): Geschichte der Medien: München 1998, S. 255-268.
- Kittler, Friedrich: »Hardware, das unbekannte Wesen«, in: Krämer, Sybille (Hrsg.): Medien Computer Realität, Frankfurt a.M. 1998, S. 119-132.
- Kittler, Friedrich: »Computeralphabetismus«, in: Matejovski, Dirk/Kittler, Friedrich (Hrsg.): Literatur im Informationszeitalter, Frankfurt a.M./New York 1996, S. 237-251.
- Kittler, Friedrich: Aufschreibesysteme 1800/1900, München ³1995.
- Kittler, Friedrich: »Es gibt keine Software«, in: ders.: Draculas Vermächtnis. Technische Schriften, Leipzig 1993, S. 225-242.
- Kittler, Friedrich: »Protected Mode«, in: ders.: Draculas Vermächtnis. Technische Schriften, Leipzig 1993, S. 208-224.
- Kittler, Friedrich: »Real Time Analysis, Time Axis Manipulation«, in: ders.: Draculas Vermächtnis. Technische Schriften, Leipzig: Reclam 1993, S. 182-207.
- Kittler, Friedrich: »Synergie von Mensch und Maschine«, in: Rötzer, Florian/Roggenhofer, Sara (Hrsg.): Kunst machen. Gespräche und Essays, Leipzig 1993, S. 83-102.
- Kittler, Friedrich: »Die künstliche Intelligenz des Weltkriegs: Alan Turing«, in: ders./Tholen, Georg Christoph (Hrsg.): Arsenal der Seele. Literatur- und Medienanalyse seit 1870, München 1989, S. 187-202.
- Kittler, Friedrich/Weinberger, Christoph: »Das kalte Modell von Struktur«, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft, H. I, Nr. 1, 2009, S. 93-102.
- Krämer, Sybille: »Das Geld und die Null: Die Quantifizierung und die Visualisierung des Unsichtbaren in Kulturtechniken der frühen Neuzeit«, in: Hempfer, Klaus W./Traninger, Anita (Hrsg.): Macht Wissen Wahrheit, Freiburg i.Brsg./Berlin 2005, S. 79-100.
- Kreimeier, Klaus: Kino und Filmindustrie in der BRD. Ideologieproduktion und Klassenwirklichkeit nach 1945, Kronberg 1973.

JENS SCHRÖTER/TILL A. HEILMANN

- Kurz, Robert: »Der Unwert des Unwissens. Verkürzte ›Wertkritik‹ als Legitimationsideologie eines digitalen Neo-Kleinbürgertums«, in: EXIT!, Nr. 5, 2008. Online unter: <http://www.exit-online.org/link.php?tabelle=autoren&posnr=321>, 22.08.2016.
- Kurz, Robert: »Subjektlose Herrschaft. Zur Überwindung einer verkürzten Gesellschaftskritik«, in: ders.: Blutige Vernunft. Essays zur emanzipatorischen Kritik der kapitalistischen Moderne und ihrer westlichen Werte, Bad Honner 2004, S. 153-221.
- Latour, Bruno: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Frankfurt a.M. 2007.
- Latour, Bruno: Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang, Zürich/Berlin 2007.
- Latour, Bruno: »Drawing Things Together: Die Macht der unveränderlich mobilen Elemente«, in: Belliger, Andréa/Krieger, David J. (Hrsg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld 2006, S. 259-307.
- Lazzarato, Maurizio: Videophilosophie: Zeitwahrnehmung im Postfordismus, Berlin 2002.
- Lee, Frederic: A History of Heterodox Economics. Challenging the Mainstream in the Twentieth Century, London/New York 2009.
- Lohhoff, Ernst: »Der Wert des Wissens. Grundlagen einer Politischen Ökonomie des Informationskapitalismus«, in: Krisis – Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft, Nr. 31, 2007, S. 13-51. Online unter: <http://www.krisis.org/2007/der-wert-des-wissens/>, 14.09.2016.
- Lotz, Christian: Karl Marx. Das Maschinenfragment, Hamburg 2014.
- Lovink, Geert u.a. (Hrsg.): Money Lab Reader. An Intervention in Digital Economy, Amsterdam 2015.
- Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band [1894], in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke, Bd. 25, Berlin ⁷1975.
- Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Zweiter Band [²1893], in: Marx, Karl/Engels Friedrich: Werke, Bd. 24, Berlin 1963.
- Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band [⁴1890], in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke, Bd. 23, Berlin ²⁰1974.
- Marx, Karl: Theorien über den Mehrwert. Erster Teil [1862-1863], in: Marx, Karl/Engels Friedrich: Werke, Bd. 26.1, Berlin 1965.
- Marx, Karl: Zur Kritik der politischen Ökonomie [1859], in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke, Bd. 13, Berlin ⁵1972, S. 3-160.

- Marx, Karl: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie [1857-1858], in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke, Bd. 42, Berlin 1983.
- Mason, Paul: Post-Capitalism. A Guide to Our Future, London 2015.
- Mattelart, Armand: The Globalization of Surveillance, Cambridge/Malden, Mass. 2010.
- Mattelart, Armand/Siegelaub, Seth (Hrsg.): Communication and Class Struggle, Bd. 2: Liberation, Socialism, New York/Bagnolet 1983.
- Mattelart, Armand/Siegelaub, Seth (Hrsg.): Communication and Class Struggle. Bd. 1: Capitalism, Imperialism, New York/Bagnolet 1979.
- Mayer, Michael: »Kapital als Medium. Zu einer Kritischen Theorie des Medialen«, in: Internationales Jahrbuch für Medienphilosophie, Bd. 2, 2016, S. 125-148.
- McLuhan, Marshall: Die magischen Kanäle. Understanding Media [1964], Düsseldorf u.a. 1992.
- McLuhan, Marshall: The Gutenberg Galaxy. The Making of Typographic Man, Toronto 1962.
- Meretz, Stefan: »Der Kampf um die Warenform. Wie Knappheit bei Universalgütern hergestellt wird«, in: Krisis – Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft, Nr. 31, 2007, S. 52-89. Online unter: <http://www.krisis.org/2007/der-kampf-um-die-warenform/>, 14.09.2016.
- Mirowski, Philip: »Information in Economics: A Fictionalist Account«, in: Schmolers Jahrbuch, Bd. 136, Nr. 1, 2016, S. 109-130.
- Möller, Jan-Hendrik: Mediale Reflexivität. Beiträge zu einer negativen Medientheorie, Bielefeld 2014.
- Moore, Jason W.: Capitalism in the Web of Life, London 2014.
- Mosco, Vincent: The Political Economy of Information, New York 2009.
- Mosco, Vincent: The Digital Sublime: Myth, Power and Communication in Cyberspace, Cambridge, Mass. 2004.
- Moulier-Boutang, Yann: Cognitive Capitalism, New York 2011.
- Muhle, Maria: »Medienwissenschaft als theoretisch-politisches Milieu«, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft, H. 10, Nr. 1, 2014, S. 137-142.
- Pahl, Hanno: Das Geld in der modernen Wirtschaft. Marx und Luhmann im Vergleich, Frankfurt a.M. 2008.
- Pasquinelli, Matteo: »Italian Operaismo and the Information Machine«, in: Theory, Culture & Society, Bd. 32, Nr. 3, 2015, S. 49-68.
- Pias, Claus: »Was waren Medien-Wissenschaften? Stichworte zu einer Standortbestimmung«, in: ders. (Hrsg.): Was waren Medien? Zürich 2011, S. 7-30.

JENS SCHRÖTER/TILL A. HEILMANN

- Postone, Moishe: »Antisemitismus und Nationalsozialismus« [1979], in: ders.: Deutschland, die Linke und der Nationalsozialismus. Politische Interventionen, Freiburg 2005, S. 165-194.
- Prokop, Dieter: Der Medien-Kapitalismus. Das Lexikon der neuen kritischen Medienforschung, Hamburg 2002.
- Rifkin, Jeremy: The Zero Marginal Cost Society. The Internet of Things, the Collaborative Commons, and the Eclipse of Capitalism, New York 2014.
- Rosenberg, Nathan: Inside the Black Box. Technology and Economics, Cambridge 2008.
- Rosenblueth, Arturo/Wiener, Norbert: »The Role of Models in Science«, in: Philosophy of Science, Bd. 12, Nr. 4, 1945, S. 316-321.
- Sandoval, Marisol: »Foxconned Labour as the Dark Side of the Information Age: Working Conditions at Apple's Contract Manufacturers in China«, in: Fuchs, Christian/Mosco, Vincent (Hrsg.): Marx in the Age of Digital Capitalism, Leiden/Boston 2016, S. 350-395.
- Schaffer, Simon: »Babbage's Intelligence: Calculating Engines and the Factory System«, in: Critical Inquiry, Bd. 21, Nr. 1, 1994, S. 203-227.
- Schmidgen, Henning: »Eine originale Syntax. Psychoanalyse, Diskursanalyse und Wissenschaftsgeschichte«, in: Archiv für Mediengeschichte, Bd. 13, 2013, S. 27-43.
- Schröter, Jens: »Das Internet der Dinge, die allgemeine Ökologie und ihr Ökonomisch-Unbewusstes«, in: Sprenger, Florian/Engemann, Christoph (Hrsg.): Internet der Dinge. Über smarte Objekte, intelligente Umgebungen und die technische Durchdringung der Welt, Bielefeld 2015, S. 225-240.
- Schröter, Jens: »Einleitung«, in: ders. (Hrsg.): Handbuch Medienwissenschaft, Stuttgart 2014, S. 1-12.
- Schröter, Jens: »Spekulation über das Medium Geld«, in: Tumult, Nr. 1, 2013, S. 57-61.
- Schröter, Jens: »Das automatische Subjekt. Überlegungen zu einem Begriff von Karl Marx«, in: Bublitz, Hannelore u.a. (Hrsg.): Unsichtbare Hände, München 2011, S. 215-256.
- Schröter, Jens: »Das Zeitalter der technischen Nicht-Reproduzierbarkeit«, in: Navigationen. Zeitschrift für Medien- und Kulturwissenschaften, Jg. 10, Nr. 1, 2010, Siegen 2010, S. 9-36.
- Schröter, Jens: »Von Heiß/Kalt zu Analog/Digital. Die Automation als Grenze von McLuhans Medienanthropologie«, in: de Kerckhove, Derrick u.a. (Hrsg.): McLuhan neu lesen. Kritische Analysen zu Medien und Kultur im 21. Jahrhundert, Bielefeld 2008, S. 304-322.

- Schröter, Jens: »Banknoten der Natur. Überlegungen zum Verhältnis von Fotografie und Geld: Marx, Holmes, Benjamin, Sekula«, in: Fotogeschichte, H. 105, 2007, S. 51-58.
- Schröter, Jens: »Übertragung und Explosion. Telegraphie/Telephonie/Transport«, in: ders. u.a. (Hrsg.): Media Marx. Ein Handbuch, Bielefeld 2006, S. 203-214.
- Schwering, Gregor: »Kritische Medientheorien« in: Schröter, Jens (Hrsg.): Handbuch Medienwissenschaft, Stuttgart 2014, S. 104-115.
- Seier, Andrea/Waitz, Thomas (Hrsg.): Klassenproduktion. Fernsehen als Agentur des Sozialen, Münster 2014.
- Seitter, Walter: Die Physik der Medien. Materialien, Apparate, Präsentierungen, Weimar 2002.
- Srnicek, Nick/Williams, Alex: Inventing the Future. Postcapitalism and a World Without Work, London/New York 2015.
- Srnicek, Nick: »Kapital, Technologie, Wert«, in: Avanesian, Armen/Mackay, Robin (Hrsg.): #Akzeleration#2, Berlin 2014, S. 43-60.
- Terranova, Tiziana: Network Culture: Politics for the Information Age, London 2004.
- Tholen, Georg Christoph: »Medium/Medien«, in: Roesler, Alexander/Stiegler, Bernd (Hrsg.): Grundbegriffe der Medientheorie, München 2005, S. 150-172.
- Tholen, Georg Christoph: Technischer Fortschritt als Gewalt und Ideologie – Zur Kritik systemtheoretischer Bildungsplanung, Gießen 1975.
- Vahrenkamp, Richard (Hrsg.): Technologie und Kapital, Frankfurt a.M. 1973.
- Waitz, Thomas: »Medienwissenschaft – Eine politische Praxis?«, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft, H. 9, Nr. 2, 2013, S. 168-172.
- Wark, McKenzie: Teleshesis: Communication, Culture, and Class, Cambridge 2004.
- Wellbery, David: »Foreword«, in: Kittler, Friedrich: Discourse Networks 1800 / 1900, Stanford 1990.
- Werber, Niels: »Media Theory after Benjamin – Neo-marxist?«, in: Gumbrecht, Hans Ulrich/Marrinan, Michael (Hrsg.): Mapping Benjamin. The Work of Art in the Digital Age, Stanford 2003, S. 230-239.
- White, Hylton: »Materiality, Form, and Context: Marx contra Latour«, in: Victorian Studies, Bd. 55, Nr. 4, 2013, S. 667-682.
- Winkler, Hartmut: Diskursökonomie. Versuch über die innere Ökonomie der Medien, Frankfurt a.M. 2004, S. 36-49.

JENS SCHRÖTER/TILL A. HEILMANN

Winkler, Hartmut: »Flogging a Dead Horse? Zum Begriff der Ideologie in der Apparat-Debatte, bei Bolz und bei Kittler«, in: Riesinger, Robert F. (Hrsg.): Der kinematographische Apparat. Geschichte und Gegenwart einer interdisziplinären Debatte, Münster 2003, S. 217-236.

Winkler, Hartmut: »Die prekäre Rolle der Technik. Technikzentrierte versus ›anthropologische‹ Mediengeschichtsschreibung«, in: Pias, Claus (Hrsg.): Dreizehn Vorträge zur Medienkultur, Weimar 1999, S. 221-240.

FREIE SOFTWARE UND COMMONS

Digitale Ausnahme oder Beginn einer postkapitalistischen Produktionsweise?

VON CHRISTIAN SIEFKES

I DIE ENTDECKUNG EINER »ANARCHISTISCHEN« PRODUKTIONSWEISE IM DIGITALEN RAUM

Kurz vor der Jahrhundertwende sah der US-amerikanische Juraprofessor Eben Moglen mit der Freien-Software-Bewegung das Ende des »geistigen Eigentums« eingeleitet.¹ Bekannte Beispiele für Freie Software – die jede_r nicht nur frei verwenden, sondern auch nach Belieben verändern und den eigenen Bedürfnissen anpassen darf – sind das Betriebssystem GNU/Linux, der Webbrowser Firefox, der Webserver Apache und das alternative Office-Paket LibreOffice bzw. OpenOffice.

Moglen argumentiert, dass sich digital repräsentierbare Informationen (Software, Texte, Audio, Video und letztlich jede Art von Wissen) der Eigentumsform widersetzen, weil sie frei kopiert werden können. Digitale Daten sind nichts weiter als Sequenzen von vielen Nullen und Einsen – sie sind also selber Zahlen. Es sei aber nicht einzusehen, warum eine Zahl, nur weil sie etwa die digitale Form eines Musikstücks darstellt, urheberrechtlich geschützt sein sollte, während eine andere Zahl einen patentierten Softwarealgorithmus darstellt und damit unter das Patentrecht fällt, und eine dritte Zahl das Ergebnis einer mathematischen Operation enthält (x mal y) und überhaupt nicht »geschützt« ist.

Die Verteidiger_innen des »geistigen Eigentums« halten es dagegen für einen unverzichtbaren »Anreiz«: Wer, fragen sie, würde noch Musik machen, Software entwickeln oder Texte schreiben, wenn man diese nicht mehr verkaufen und so Geld verdienen könnte? Moglen hält dem entgegen, dass das Internet solche Anreize als unnötig entlarvt hat. Da die Menschen inhärent kreativ seien, müsse man ihnen nur eine Gelegenheit geben, Gleichgesinnte zu finden – und das Internet tut das – und schon tun sie sich mit diesen zusammen, um Wissensgüter aller Art zu erschaffen und zu verbessern. Moglen verweist darauf, dass die Motivation unter diesen Umständen der Lust am Tun und der Befriedigung über ein Ergebnis, das auch bei anderen Gefallen und Verwendung findet, entspringt – auch ohne Bezahlung.

Auch das »geistige Eigentum« erweist sich laut Moglen als nicht nur unnötig, sondern sogar schädlich – weil es die kreative Kooperation oft erschwert oder unmöglich macht. Ohne Urheberrechte können Werke »evolutionär« weiterentwickelt werden: Ich nehme ein von anderen erschaffenes Werk und verbes-

¹ Moglen: »Anarchism Triumphant: Free Software and the Death of Copyright«.

sere es, indem ich Fehler beseitige, es an eine andere Sprache oder eine andere Umgebung anpasse, es erweitere oder sonst meinen Bedürfnissen gemäß verändere.

Da ich dafür niemanden um Erlaubnis fragen muss, sieht Moglen eine »anarchistische« Produktionsweise am Werk. Neben dem Internet selbst erachtet er einen »Hack des Rechts« als elementar für das Erblühen dieser dezentralen, erlaubnisfreien Zusammenarbeit, nämlich die GPL (GNU General Public License). Diese von Linux und zahlreichen anderen freien Softwareprogrammen verwendete Lizenz basiert selbst auf dem Urheberrecht, dreht dieses aber quasi um: Sie gestattet allen die Software zu verändern und veränderte Versionen weiterzuerbreiten, erlaubt letzteres aber nur unter der Bedingung, dass auch die Veränderungen unter die GPL gestellt werden – was anderen das Verbreiten und Verändern auch der neuen Fassung ermöglicht.

Moglen verwendet hier den Begriff *commons*, der für die spätere Debatte sehr bedeutend werden sollte: Die GPL »creates a commons, to which anyone may add but from which no one may subtract.«²

Anders als bei proprietärer (nichtfreier) Software ist man dabei nicht mehr von einem einzelnen Hersteller abhängig, der als einziger Bugs (Fehler) beheben und erweiterte oder verbesserte Versionen herausbringen kann – was er immer nur tun wird, wenn sich das für ihn rechnet. Dass jede_r sie verbessern kann, gibt der Freien Software einen »evolutionären« Vorteil, gegen den proprietäre Alternativen auf Dauer keine Chance haben dürften, so Moglen optimistisch. Eine ähnliche Überlegenheit des freien Teilens und der selbstorganisierten Kooperation sieht er auch bei der Produktion anderer digitalisierbarer Güter heraufziehen, etwa Musik und Journalismus (*news*).

2 PEER-PRODUKTION ALS DRITTER SEKTOR NEBEN MARKT UND HIERARCHISCHER PLANUNG

Ein anderer Juraprofessor, Yochai Benkler, griff den Faden auf. Auch er spricht von *commons*, worunter er Ressourcen versteht, über die keine einzelne Person oder Institution die exklusive Kontrolle hat.³ Dabei unterscheidet er offene Commons, die allen zur Verfügung stehen, von Commons mit begrenztem Zugang (*limited-access commons*). Zu letzteren gehören etwa gemeinschaftlich genutzte Gemeindeflächen (Allmendeweiden); solche Commonssysteme wurden von der Wirtschaftsnobelpreisträgerin Elinor Ostrom untersucht.⁴ Als Beispiele für offene Commons benennt Benkler von der Natur »bereitgestellte« Ressourcen wie die Meere und die Luft sowie allgemein zugängliche staatlich organisierte Infrastrukturen wie etwa das Straßennetz.

2 Ebd.

3 Benkler: *The Wealth of Networks*, S. 61.

4 Ostrom: *Die Verfassung der Allmende*.

In den im Internet entstehenden offenen Commons sieht er hingegen etwas grundsätzlich Neues, weil sie nicht von der Natur oder vom Staat produziert werden, sondern in selbstorganisierten Communitys, die für alle, die mitmachen wollen, offen sind. Benkler nennt als Beispiele solcher digitaler offener Commons Freie (Open Source) Software wie Linux und Firefox, die freie Enzyklopädie Wikipedia und das Projekt Gutenberg, für das hunderte von Freiwilligen Bücher digitalisieren und online stellen, deren Urheberrecht abgelaufen ist.⁵ Über Peer-to-Peer-Filesharing-Netze wie Gnutella und BitTorrent werden Informationsgüter – etwa Musik und Filme – auf besonders effiziente Weise und ohne zentrale Server verbreitet, wenn auch nicht immer legal.⁶

Für den Prozess, in dem all diese digitalen Commons entstehen, hat Benkler den Begriff *commons-based peer production* (CBPP) geprägt.⁷ Die Beteiligten sind *peers* (in diesem Kontext am ehesten als »ebenbürtig« zu übersetzen), weil sie jeweils selbst entscheiden, ob und wie sie beitragen – sie müssen nicht und es gibt niemand, der ihnen sagen könnte, was sie zu tun haben.⁸ Wer zu einem Freien Softwareprojekt oder der Wikipedia beiträgt, tut das oft, weil sie oder er darauf Lust hat oder es für sinnvoll hält, nicht etwa auf Anweisung der Chef_in oder in der Hoffnung auf künftige monetäre Erträge etwa durch Supportverträge – obwohl es auch das gibt.⁹

Unter CBPP versteht Benkler dezentrale, für andere offene Zusammenarbeit, bei der Ressourcen und Erträge verteilt sind oder geteilt werden, wenn die Zusammenarbeit weder durch Marktsignale noch durch Management-Anweisungen vermittelt wird.¹⁰ Standardmäßig kommen in der (neoklassischen) Ökonomie nur der Markt (auf dem ge- und verkauft wird) sowie hierarchische Organisationen (ob Staaten oder Firmen) mit einer Trennung von Weisungsbefugten und Ausführenden in den Blick. Benkler erweitert dieses Modell um die Peer-Produktion als eine dritte, qualitativ andere Möglichkeit.

Auch Benkler betrachtet die digitale Sphäre als besonders geeignet für CBPP, da Informationen und kulturelle Güter nichttrivial sind: Jeder kann sie nutzen, ohne dadurch die Nutzungsmöglichkeiten anderer einzuschränken.¹¹ Er bewegt sich in der neoklassischen Tradition, der zufolge die Produktion eines Gutes nur dann ganz effizient ist, wenn sein Verkaufspreis den Grenzkosten (*marginal cost*) seiner Herstellung entspricht. Unter »Grenzkosten« versteht die Neoklassik die Kosten, die für die Produktion eines zusätzlichen Exemplars eines bestimmten Guts aufgewendet werden müssen. Vernachlässigt man die Fixkosten – ein Punkt, von

5 Benkler: *The Wealth of Networks*, S. 63, 70 u. 80.

6 Ebd., S. 83ff.

7 Ebd., S. 60.

8 Ebd., S. 62.

9 Ebd., S. 60.

10 Ebd.

11 Ebd., S. 35ff.

dem noch die Rede sein wird –, dann macht die Differenz zwischen Grenzkosten und Verkaufspreis den Profit des Herstellers aus (von Groß- und Einzelhändlern als möglichen Vermittlern zwischen Herstellern und Endkunden wird hier abstrahiert). Die Neoklassik geht nun davon aus, dass die Konkurrenz zwischen unterschiedlichen Herstellern die Differenz zwischen Verkaufspreis und Grenzkosten immer weiter zusammenschrumpfen lässt, weil jeder Hersteller seinen Marktanteil dadurch steigern kann, dass er das Produkt billiger verkauft. Ein niedriger (aber noch über den Grenzkosten liegender Verkaufspreis) senkt zwar den beim Einzelstück erzielten Profit, aber durch die Steigerung der verkauften Stückzahl kann der Hersteller dies (auf Kosten der Konkurrenz) wieder ausgleichen.

Bei Informationsgütern sind die Grenzkosten allerdings null bzw. praktisch null, da diese frei kopiert werden können – ein zusätzliches Exemplar von einer beliebigen Software (z.B. Microsoft Office) kann durch Kopieren auf ein Speichermedium (z.B. USB-Stick) oder durch Herunterladen aus dem Internet angefertigt werden, ohne dass messbare Kosten anfallen. Solche praktisch kostenlosen Kopien können zudem von beliebigen Personen angefertigt werden, nicht nur vom Hersteller selbst. Bei Informationsgütern ergibt sich daher die paradoxe Situation, dass ein unregulierter Markt überhaupt nicht funktionieren würde, da jede Käufer_in von MS Office selbst weitere Kopien anfertigen und für wenige Cent verkaufen (oder auch gleich verschenken) könnte. Märkte für Informationsgüter funktionieren deshalb nur dort, wo der Staat den jeweiligen Produzenten Monopolrechte einräumt, die es anderen verbieten, Informationsgüter ohne Erlaubnis des Produzenten zu vervielfältigen oder zu verändern (Urheber- oder Patentrechte).

Die Neoklassik lehnt Staatseingriffe und Monopole normalerweise ab, weshalb einige dieser Tradition verpflichtete Autoren auch das Urheberrecht als unzulässige und unnötige Monopolgesetzgebung zurückweisen.¹² Meist wird es jedoch als ›notwendiges Übel‹ akzeptiert, da andernfalls viele Geschäftsmodelle zusammenbrechen würden. Monopole ermöglichen es dem Monopolisten, deutlich höhere Preise zu verlangen als auf einem unregulierten Markt durchsetzbar wären, da die Kund_innen nicht einfach zur billigeren Konkurrenz wechseln können.

Bei freier Konkurrenz würde sich der Verkaufspreis nach neoklassischer Theorie immer weiter den Grenzkosten annähern, bei Informationsgütern also praktisch auf null fallen. Ist der Preis null, werden Güter aber gar nicht mehr verkauft, sondern verschenkt, und der Hersteller verdient nichts mehr. Gemäß dieser bei Benkler eher angedeuteten als sorgsam ausgearbeiteten Argumentation gibt es also für den Bereitstellung von Informationsgütern nur zwei Möglichkeiten: Man gibt den Herstellern Monopolrechte in Form von ›geistigen Eigentumsrechten‹, die die Konkurrenz fernhalten und daher die Durchsetzung überhöhter Preise ermöglichen. Oder man verbreitet Informationsgütern zu ihren Grenz-

12 Vgl. z.B. Kinsella: Against Intellectual Property.

kosten, also umsonst – was aber bedeutet, dass auch ihre Herstellung nicht direkt durch Profitinteressen motiviert sein kann.

Zudem bauen Informations- und Wissensgüter immer auf vorhandenem Wissen auf, jede Produzent_in steht »auf den Schultern von Giganten«. Das aber wird erschwert, wenn die Erlaubnis dafür immer erst eingekauft und passende Verträge ausgehandelt werden müssen.¹³ Ein »maximal effizienter Markt« für Informationsgüter ist also paradoxerweise überhaupt kein Markt mehr, sondern ein Pool von frei geteilten Gütern, die alle sowohl rezipieren als auch aktiv weiterentwickeln und »remixen« können.

Da sich mit Peer-Produktion im Allgemeinen kein Geld verdienen lässt (jedenfalls nicht direkt), muss sie durch andere Motive erklärt werden. Benkler verweist hier auf die Unterscheidung von intrinsischer (Vergnügen, persönliche Befriedigung) versus extrinsische Motivation (Bezahlung oder Drohungen) – Peer-Produktion basiert meist auf ersterer.¹⁴

Als Voraussetzung für Peer-Produktion nennt er den Zugang zu den benötigten Produktionsmitteln und genügend freie Zeit.¹⁵ Auch deshalb floriert sie bislang im Digitalen, da zumindest in der westlichen Welt die meisten Menschen über die nötigen Produktionsmittel, nämlich Computer und Internetzugang verfügen. Dass es freier, nicht durch andere Aktivitäten (wie Geldverdienen oder familiäre Verpflichtungen) gebundener Zeit bedarf, dürfte mit erklären, warum Männer bei den meisten Peer-Projekten deutlich überrepräsentiert sind. Frauen wird im modernen Kapitalismus oft eine Doppelrolle zugewiesen, wobei sie in Voll- oder Teilzeit Geld verdienen und »nebenbei« noch einen Großteil der häuslichen Sorge-Arbeiten erledigen, was zusätzliches unbezahltes Engagement nicht gerade erleichtert.

Hilfreich für erfolgreiche Projekte ist auch, wenn sie so modular strukturiert sind, dass schon kleine (*fine-grained*) Beiträge nützlich sind, so dass man schon mit geringem Zeitaufwand einen Unterschied machen kann.¹⁶ Rechtschreibfehler in der Wikipedia kann man innerhalb von Sekunden korrigieren; um einen Bug (Fehler) in einem Freien Softwareprogramm zu finden und zu beheben, benötigen hingegen selbst erfahrende Programmierer_innen oft Stunden oder Tage. Freie Softwareprojekte haben deshalb eine höhere Granularität (*granularity*) als die Wikipedia.

Peer-Projekte mit sehr hoher Granularität tun sich oft schwer darin, genügend Beitragende zu finden. So dümpelt Wikibooks, ein Schwesterprojekt der Wikipedia zur Erstellung von Lehr- und Fachbüchern, eher vor sich hin, da solche Bücher sich nur schwer aus vielen kleinen Einzelbeiträgen ergeben.

13 Benkler: *The Wealth of Networks*, S. 37f.

14 Ebd., S. 94.

15 Ebd., S. 99f.

16 Ebd., S. 100f.

Anders als Moglen sieht Benkler die Peer-Produktion jedoch nicht auf Informationsgüter im eigentlichen Sinne beschränkt. Für ihn ist auch die gemeinsame Nutzung von Ressourcen wie etwa Rechenpower und Bandbreite Teil dieses Phänomens. In Volunteer-Computing-Projekten wie SETI@home und Folding@home stellen zahlreiche Freiwillige Kapazitäten für rechenintensive Großprojekte wie die Suche nach Signalen außerirdischen Lebens oder die Heilung von Krankheiten zur Verfügung. Mittels Freier Funknetze (wie dem in Deutschland verbreiteten Freifunk-Projekt) öffnen Menschen ihre WLAN-Router für andere, die gerade in der Nachbarschaft sind, und teilen so ihre Internet-Bandbreite.¹⁷

Dinge wie PC-Rechenkapazitäten und Internet-Bandbreite sind gemäß Benklers Analyse »teilbar«, da sie »gestückelt« (*lumpy*) und von mittlerer Granularität (*medium-grained*) sind: Die meisten Menschen können sich PCs leisten und kaufen sich einen mit bestimmten Leistungsdaten, dessen Leistung sie aber nicht immer komplett benötigen. Es gibt deshalb einen Überschuss, den sie ohne eigene Nachteile mit anderen teilen können. Zwar könnte man auch versuchen, momentan nicht benötigte Kapazitäten weiterzuverkaufen, doch das wären bloße Mikrotransaktionen, die minimale Gewinne bei hohem Aufwand (hohen Transaktionskosten) mit sich bringen würden – das lohnt sich kaum.¹⁸

Benkler gebührt der Verdienst, die commonsbasierte Peer-Produktion als eigenständige Produktionsweise beschrieben und auf einen prägnanten Begriff gebracht zu haben. Das Potenzial dieser Produktionsweise hält er allerdings für begrenzt¹⁹ – er sieht sie nicht als Alternative, sondern als Ergänzung zur marktvermittelten Produktion und zur Planwirtschaft innerhalb von Firmen (oder realsozialistischen Ökonomien).

Seine Analysen in Bezug auf die Charakteristika erfolgreicher Peer-Projekte liefern dabei wichtige Hinweise darauf, warum diese Produktionsweise bislang in einigen Bereiche floriert, in anderen aber nicht so richtig in die Gänge kommt. Aber sind diese Hindernisse unüberwindbar? Oder lassen sich die bisherigen Beschränkungen der Peer-Produktion durch geeignete Herangehensweisen überwinden?

3 AUF DEM WEG ZUR PEER-PRODUZIERTEN GESELLSCHAFT?

Im deutschsprachigen Raum entstand schon um die Jahrtausendwende eine radikalere Sichtweise, die das Entwicklungsmodell Freier Software (den Begriff ›Peer-Produktion‹ gab es damals noch nicht) als grundsätzliche Alternative zur Marktwirtschaft auffasste. Inspiriert von der bereits erwähnten GPL formulierte das 1999 gegründete Oekonux-Projekt (eine Kombination von ›Ökonomie‹ und ›Linux‹) die Vision einer »GPL-Gesellschaft«.

17 Ebd., S. 81ff.

18 Ebd., S. 113ff.

19 Ebd., S. 122.

Als wesentliche Elemente dieser Gesellschaft werden Wertfreiheit, Selbstentfaltung, globale Vernetzung und freiwillige Selbstorganisation gesehen.²⁰ Güter werden hergestellt, um genutzt, nicht um verkauft zu werden. Deshalb sind sie keine Waren und haben keinen »Wert« (im Marx'schen Sinne). Wer sich beteiligen möchte, arbeitet an Projekten mit, die ihr oder ihm wichtig sind, und entwickelt so die eigene Persönlichkeit. Dabei ist man jeweils von anderen abhängig, die dasselbe machen – alle unterstützen sich in ihrer Selbstentfaltung, statt gegeneinander zu arbeiten.

Wer sich an Peer-Projekten beteiligt, tut dies freiwillig, nicht um Geld zu verdienen oder unter Zwang. Deshalb gibt es zwar oft Maintainer_innen, die ein Projekt auf Kurs halten, aber kein Management, das den anderen Anweisungen erteilen könnte. Maintainer_innen sind vielmehr auf die freiwilligen Beiträge der anderen angewiesen.²¹ Und dank des Internets können sich Menschen aus aller Welt an Projekten beteiligen, die Freie Software oder andere freie Wissensartefakte produzieren.

Merten und Meretz zufolge hat diese neue Produktionsweise das Potenzial, sich immer weiter zu verbreiten, bis eines Tages die gesamte gesellschaftliche Produktion nach diesem Modell funktioniert. Als Voraussetzung dafür sehen sie, dass mehr und mehr Produktionsmittel auch für materielle Güter vielfältiger einsetzbar werden und immer mehr Menschen zur Verfügung stehen, analog zu Computern heute. Als Beispiele nennen sie Industrieroboter und Fabber (heute meist »3D-Drucker« genannt).²² Damit einhergehend wird die Arbeit automatisiert oder so umgestaltet, dass sie zur Selbstentfaltung beiträgt und deshalb freiwillig gemacht wird – dröge, monotone Tätigkeiten etwa am Fließband werden dagegen endgültig verschwinden.²³

Mit der allgemeinen Verbreitung flexibler Produktionsmittel und der Ersetzung von Arbeit durch automatisierte Prozesse oder freiwillige Tätigkeiten verlieren Preise auch für materielle Güter ihre Existenzberechtigung. Ähnlich wie Freie Software und die Wikipedia heute werden diese dann in selbstorganisierten Prozessen in ausreichender Zahl hergestellt, um allen, die sie nutzen möchten, frei zur Verfügung zu stehen.²⁴ Die Vision der GPL-Gesellschaft ist die einer freien Informationsgesellschaft. Menschen produzieren gemeinsam die benötigten Wissensgüter, während die materielle Produktion immer mehr von digital gesteuerten Maschinen übernommen wird.²⁵

In dieser Fokussierung auf Informationsgüter liegt allerdings ein wesentlicher Schwachpunkt des Oekonux-Projekts. Kann wirklich die gesamte materielle Pro-

20 Merten/Meretz: »Freie Software und Freie Gesellschaft«, S. 294.

21 Ebd., S. 299f.

22 Ebd., S. 308.

23 Ebd., S. 306.

24 Ebd.

25 Ebd., S. 309.

duktion automatisiert werden? Selbst wenn Maschinen immer mehr Aufgaben übernehmen, was ist mit der Wartung der Maschinen? Und was ist mit Care-Tätigkeiten wie Kinderbetreuung oder Alten- und Krankenpflege? Selbst wenn diese automatisiert werden könnten, wäre das überhaupt wünschenswert? Und wenn nicht, werden sich immer Freiwillige finden, die diese Tätigkeiten gerne und selbstentfaltet übernehmen?

4 DAS INTERNET DER DINGE UND DER MUTMASSLICHE RÜCKZUG DES KAPITALISMUS

Das Oekonux-Projekt sah die GPL-Gesellschaft zwar als Zukunftsmodell, doch der Weg dorthin blieb weitgehend offen. Dagegen entfaltet der US-amerikanische Soziologe Jeremy Rifkin in seinem neusten Buch – *Die Null-Grenzkosten-Gesellschaft* – das Szenario einer sich allmählich vollziehenden gesellschaftlichen Transformation in eine ähnliche Richtung.

Rifkin zufolge ist der Kapitalismus auf dem Rückzug, weil er sich seine eigene Grundlage entzieht. Der Konkurrenzdruck führt dazu, dass der Herstellungsaufwand von Produkten immer weiter schrumpft, bis ihre Grenzkosten (die Kosten für die Herstellung eines zusätzlichen Exemplars) schließlich auf nahezu null fallen. Wenn die Fixkosten, die sich nicht direkt einem einzelnen Produkt zuordnen lassen, ignoriert werden, werden die Produkte dadurch »nahezu kostenlos«. Was für die Käuferin schön ist, ist für profitorientierte Unternehmen ein Problem – bei billiger werdenden Produkten müssen sie immer mehr davon verkaufen, um ein Schrumpfen ihrer Profitmasse zu verhindern.

Aus den Bereichen, in denen sich aufgrund minimaler Grenzkosten keine nennenswerten Profite mehr machen lassen, werden sich die kapitalistischen Unternehmen Rifkins Prognose zufolge ganz zurückziehen. Deshalb geht er von einem allmählichen Zusammenschrumpfen des kapitalistischen Marktes aus, der sich auf die immer weniger Produkte beschränkt, deren Herstellung noch nennenswerte Grenzkosten verursacht.²⁶

Maßgebliche Grundlage dieser Entwicklung sieht er im Internet der Dinge (*Internet of Things*, kurz IoT), als dessen wesentliche Elemente er neben dem klassischen Internet (Kommunikations-Internet) ein Energie-Internet und ein Logistik-Internet sieht, die nach ähnlichen Prinzipien funktionieren werden. Rifkin zufolge eröffnet das IoT zwar neue Möglichkeiten zum Geldverdienen und auch zur Überwachung, aber es schafft auch neue Grundlagen für aufstrebende kollaborative Commons. Die Menschen tun sich hier als Prosument_innen zusammen statt nur zu konsumieren. Sie sind innovativ aus Interesse an neuen, besseren Lösungen oder aus Neugier, nicht weil sie dadurch mehr Geld verdienen wollen.²⁷

26 Rifkin: *The Zero Marginal Cost Society*, Kap. I.

27 Ebd.

Auch für Rifkin spielt also das Commons-Konzept eine wesentliche Rolle, wobei er weiter geht als Moglen und Benkler, die die heutige und künftige Bedeutung der Commons primär in der Informationssphäre sehen. Dagegen sieht Rifkin die kollaborativen Commons als zweites, immer wichtiger werdendes Standbein einer hybriden Wirtschaft der Zukunft, in der sie anscheinend harmvoll neben die schrumpfenden kapitalistischen Märkte treten und diese mehr und mehr ersetzen.²⁸

Ein Problem, das sich bei Rifkin und Benkler findet, ist, dass beide auf Grundlage der neoklassischen (marginalistischen) Ökonomie arbeiten und deshalb die Bedeutung der Grenzkosten überschätzen. Wie Benkler sagt, funktioniert ein Markt in der marginalistischen Theorie nur dann ganz effizient, wenn alle Güter zu ihren Grenzkosten verkauft werden – und die Konkurrenz erzwingt eine weitestgehende Annäherung an dieses Effizienzmaximum.²⁹ Fixkosten, die unabhängig vom Einzelstück anfallen, erscheinen so als vernachlässigbare Größe.

Akzeptieren kann man das als vereinfachende Annahme für den Fall, dass die Fixkosten niedrig, die Stückkosten aber hoch sind. Bei beiden Autoren wird es aber zum Dogma, aus dem sie schließen, dass Märkte für die Produktion von Gütern mit hohen Fix- und geringen Grenzkosten ungeeignet sind, weshalb sie für derartige Güter eine commonsbasierte Produktionsweise für geeigneter halten. Für andere Güter – mit höheren Grenzkosten – wird die Funktionsweise des Marktes hingegen nicht problematisiert.

Dass die Vernachlässigung der Fixkosten problematisch ist, zeigt sich etwa an Rifkins Prognose von »freier Energie«. Ihm zufolge wird in 25 Jahren praktisch kostenlose Energie allen im Überfluss zur Verfügung stehen, dank der Verbreitung dezentraler erneuerbarer Energiequellen.³⁰ Er schließt das daraus, dass die Grenzkosten für Solar- und Windenergie praktisch null sind – sind die Solarmodule oder Windräder erst einmal installiert, liefern sie Energie, ohne menschliche Arbeit zu erfordern und ohne Treibstoffe oder Rohmaterialien zu verbrauchen.

Aber schon die vorgenommene Unterscheidung von Fix- vs. Grenzkosten ist an dieser Stelle fragwürdig. Bei Informationsgütern ist sie einleuchtend – der Aufwand für das Schreiben eines Romans oder eines Softwareprogramms fällt nur einmal an, unabhängig davon, ob anschließend nur ein Mensch oder eine Million Menschen das Buch lesen bzw. das Programm verwenden. Dagegen liefert ein Solarmodul eine bestimmte elektrische Leistung, die von seiner Größe, vom Wirkungsgrad und vom Standort abhängt. Will man die Leistung verdoppeln, muss man (sofern die anderen Faktoren unverändert bleiben) auch die Oberfläche verdoppeln, was außer dem zusätzlichen Flächenbedarf spürbare Mehrausgaben erfordert. Solarmodule sind nicht »nahezu kostenlos« und auch Rifkin scheint nicht zu erwarten, dass sich das in absehbarer Zukunft ändern wird.

28 Ebd., Nachwort.

29 Benkler: *The Wealth of Networks*, S. 36.

30 Rifkin: *The Zero Marginal Cost Society*, Kap. 5.

Wer also sollte all diese Mehrausgaben tätigen, um die zusätzlich gewonnene Energie dann einfach zu verschenken? Das wird von Rifkin nicht thematisiert. Auch Wikipedia und Freie Software wären wohl nicht so erfolgreich geworden, wenn sich alle, die einen Wikipedia-Artikel erweitern oder einen Fehler in einem Freien Programm beheben möchten, dafür teure zusätzliche Hardware anschaffen müssten. Zum Erfolgsgeheimnis der Freien Wissensproduktion gehört im Gegenteil gerade, dass mit Computer und Internetzugang die allermeisten Menschen zumindest in der westlichen Welt sowieso schon über die benötigten Produktionsmittel verfügen. Aber selbst wenn in Zukunft auf allen Dächern Solarmodule und vielleicht sogar kleine Windturbinen angebracht werden, würden diese Energieproduktionsmittel den Hausbesitzern gehören – wer sich kein Eigenheim leisten kann, bliebe außen vor.

Sicher ist es richtig, dass die durch erneuerbare Energien ermöglichte Dezentralisierung der Energieversorgung zu großen Umwälzungen geführt hat und noch führen wird. Die ›großen Vier‹ des deutschen Energiemarkts (E.ON, RWE, EnBW, Vattenfall) haben das schon zu spüren bekommen. Dass sie aber den Energiesektor per se der kapitalistischen Verwertungslogik entziehen und zu »freier Energie« für alle führen wird, ist nicht abzusehen.

Einen weiteren Beitrag zur Zurückdrängung des Kapitalismus erwartet sich auch Rifkin von der steigenden Verbreitung von 3D-Druckern, die dreidimensionale Gegenstände herstellen können, indem sie viele Schichten von Plastik übereinander drucken (manche sehr teure Exemplare verarbeiten auch Metalle oder andere Materialien).³¹ Wer einen 3D-Drucker zuhause hat, muss die entsprechenden Objekte nicht kaufen, sondern kann sie selber herstellen. Tatsächlich gibt es eine große, oft dem Paradigma der Offenheit verbundene ›Maker‹-Szene, die mit 3D-Druckern und anderen Maschinen für ›Desktop Fabrication‹ (die Mikrofabrik auf dem Schreibtisch) experimentiert. Typischerweise hergestellt werden dort neben Prototypen und Bauteilen für andere derartige Maschinen allerdings Demo- und Schmuckobjekte, die schön anzusehen, aber nicht unbedingt nützlich sind.

Zwar habe ich früher selbst die Vision einer ultra-dezentralen häuslichen »Küchenfabrikation« mittels 3D-Druckern und anderen »produktiven Automaten« in jedem Haushalt vertreten,³² doch scheint mir eine derartige Entwicklung inzwischen unwahrscheinlich. Zweifellos werden die neuen von 3D-Druckern eröffneten Möglichkeiten so manchen Produktionsprozess umstülpen, aber ihr Potenzial liegt vor allem da, wo experimentiert wird oder individuelle Einzelstücke gebraucht werden. Das gilt etwa für die Anfertigung von Zahnersatz und Implantaten, wo sie bereits breite Verwendung finden. Dass die häusliche Desktop Fabrication ein gewaltiges Einsparpotenzial im Alltagsleben der Menschen eröffnen

31 Ebd.

32 Siefkes: »Freie Quellen oder wie die Produktion zur Nebensache wurde«.

könnte, scheint hingegen schon deshalb zweifelhaft, weil die im Alltag bedeutendsten Kosten in Bereichen anfallen, die nicht dafür geeignet sind.

So stammen zwei Drittel des in Deutschland zur Inflationsberechnung verwendeten Warenkorb (laut Wikipedia-Artikel »Warenkorb«) aus folgenden Bereichen: Wohnung (also typischerweise Miete und Nebenkosten), Wasser und Abwasser, Gas/Brennstoffe/Energie, Verkehr/Mobilität, Freizeit/Kultur/Unterhaltung sowie Nahrungsmittel. Dass Rifkins »freie Energie« unplausibel ist, wurde schon konstatiert. Nahrungsmittel kommen zwar in *Star Trek* aus dem »Replicator«, doch abgesehen davon, dass die synthetische Herstellung von Essen auf absehbare Zeit Zukunftsmusik bleiben dürfte – ob die Ergebnisse besonders wohl-schmeckend und gesund wären, lässt sich bezweifeln. Zum 3D-Druck ganzer Häuser gibt es zwar durchaus experimentelle Ansätze, doch die Miethöhe hängt zumindest in Städten nicht in erster Linie von den Baukosten ab, sondern von der Konkurrenz um günstig gelegenen Wohnraum.

In den Bereich Freizeit/Kultur/Unterhaltung fallen Dinge wie Fernseher und Rundfunkgebühren, PCs, Spiele und Spielzeug, Bücher und Zeitungen, Blumen und Gartenpflegebedarf, Besuch von z.B. Schwimmbädern, Vergnügungsparks, Opern oder Kino sowie Pauschalreisen. Wenig davon dürfte »3D-druckbar« sein – elektronische Geräte wie Fernseher und PC sind zu komplex, anderes ist organischer Herkunft oder spielt sich außerhalb der eigenen Wohnung ab.

Die Gewichtung unterschiedlicher Güterarten im Warenkorb ist dabei nicht willkürlich, sondern entspricht deren durchschnittlichem Anteil an den Ausgaben von Privatpersonen. Ein Großteil der im Alltag gebrauchten Dinge dürfte somit auch in absetzbarer Zukunft nicht »druckbar« sein. Dazu kommt die Existenz gesellschaftlicher Zwänge, die auch durch neue Technik nicht aus der Welt geschafft werden – etwa dass man im Kapitalismus Land kaufen oder mieten muss, um es nutzen zu dürfen.

5 VERSCHWINDET DER ERWERBSARBEITSZWANG ODER DIE MÖGLICHKEIT ZUR ARBEIT?

Eine weitere in Rifkins optimistischer Sichtweise vergessene Problematik besteht in der Tatsache, dass Lohnniveaus nicht fix, sondern gesellschaftlich umkämpft sind. Und in einer Gesellschaft, in der es viel mehr »arbeitslose« Menschen als un-besetzte Stellen gibt, sitzen die Unternehmer_innen dabei am längerem Hebel.

Diese Asymmetrie dürfte sich in Zukunft noch verschärfen, denn wo Rifkin ein zunehmendes Verschwinden der menschlichen Arbeit aus dem Produktionsprozess konstatiert,³³ hat er durchaus recht. Arbeit ist ein beachtlicher Kostenfaktor, und wo durch Automatisierung Einsparpotenzial entsteht, wird das genutzt. Das von Rifkin schon vor 20 Jahren prognostizierte »Ende der Arbeit« ist zwar noch nicht erreicht, aber »Vollbeschäftigung« scheint heute unrealistischer denn

33 Rifkin: *The Zero Marginal Cost Society*, Kap. 8.

je – schon gar auf weltweiter Ebene. Während zunächst viele Arbeitsplätze in Billiglohnländer gewandert waren, werden heute auch in China (z.B. bei Foxconn) mehr und mehr Arbeiter_innen durch Roboter ersetzt. Fahrerlose Autos sind mittlerweile praktisch einsetzbar, es fehlt ihnen nur noch an allgemeiner Akzeptanz. Aber das dürfte eher eine Frage der Zeit sein, denn das Einsparpotenzial im Transportsektor durch Verzicht auf Lkw- und Busfahrer_innen ist zu groß, als dass es langfristig ungenutzt bleiben dürfte. Und dank der beachtlichen Fortschritte ›künstlicher Intelligenzen‹ geraten inzwischen auch die Arbeitsplätze von Wissensarbeitern in Gefahr.

Das Dogma, dass Menschen sich ihren Lebensunterhalt per Arbeit ›verdienen‹ müssen, wird damit immer schwerer zu verteidigen. Vermutlich auch deshalb wird das konstatierte ›Verschwinden der Arbeit‹ von manchen Ökonomen_innen vehement bestritten – sie argumentieren, dass Produktivitätszuwächse unterm Strich sogar zu einer Ausweitung des Arbeitsvolumens führen, da sich mehr Menschen die günstiger werdenden Produkte leisten können und da die ›freigesetzten‹ Kapitalien und Arbeitskräfte stattdessen in andere Märkte ausweichen und dort für Wachstum sorgen.³⁴

Möglich ist das in der Tat, aber dass es tatsächlich immer geschieht, ist keineswegs gesagt. Irgendwann ist ein Markt auch bei fallenden Preisen gesättigt, und Arbeitsplatzsuchende können sich keine Arbeitsplätze ›herbeizaubern‹, sondern sind darauf angewiesen, dass eine Firma es für profitabel hält, sie zu beschäftigen. (Ein Problem, dass die Standard-Ökonomie meist übersieht, weil sie keinen Unterschied zwischen Menschen mit und ohne Kapital kennt und geflissentlich ignoriert, dass man Kapital benötigt, um auf irgendeinem Markt erfolgreich konkurrieren zu können.) Aber auch für Unternehmen ist die Schaffung neuer Märkte kein Selbstläufer – sie investieren nur da, wo sie ausreichende Gewinnchancen bei vertretbarem Risiko erwarten. Diverse Untersuchungen weisen darauf hin, dass das weltweit gesehen keineswegs in dem Maße der Fall ist, um für alle dank technischen Fortschritts eingesparten Arbeitsplätze Ersatz zu schaffen.³⁵

Deshalb ist zunächst vor allem die Kehrseite der von Rifkin beschriebenen Entwicklungen zu konstatieren: Im kapitalistischen Firmen hergestellten Waren werden durch das Einsparen von Arbeit zwar billiger (das erzwingt die Konkurrenz), aber definitiv nicht »kostenlos«. Und was als »nahezu kostenlos« gelten kann, hängt von den eigenen finanziellen Mitteln ab, die für die meisten eher zurückgehen dürften. Am fatalsten wirkt sich das bei denen aus, die gar keine Arbeit finden und sich auf Hartz-IV-Niveau oder ganz ohne staatliche Unterstützung durchschlagen müssen: Für sie dürfte ein Großteil der billiger werdenden Güter außer Reichweite sein.

Aber auch alle anderen dürften selbst da, wo Rifkins Hoffnung auf »nahezu kostenlose« Güter aufgeht, keineswegs wie erhofft partizipieren. Sollten die Kos-

34 Vgl. z.B. Pasinetti: Structural Change and Economic Growth.

35 Vgl. z.B. Frey/Osborne: The Future of Employment; Ford: Rise of the Robots.

ten etwa für Energie oder Mobilität tatsächlich in beträchtlichem Maße sinken, heißt das nicht, dass die Menschen die freiwerdenden finanziellen Mittel einfach anderswo ausgeben können. Stattdessen wird das Lohnniveau angepasst, das heißt die Löhne sinken. Im Alltagsleben merkt man davon wenig, denn aufgrund der gestiegenen Produktivität kann man immer noch genauso gut oder sogar besser leben als zuvor, der eigene Lebensstandard bleibt unverändert oder steigt sogar ein wenig. Und auch ›inflationbereinigt‹ scheinen die Löhne gleich zu bleiben oder zu steigen, denn die Inflation wird ja per Warenkorb gemessen – sie bezieht sich auf Gebrauchswerte, nicht auf deren gegebenenfalls schrumpfenden Herstellungsaufwand. Die von Rifkins erhoffte Möglichkeit, dass die Menschen ihre Arbeitszeit ohne Einbußen im Lebensstandard in nennenswertem Maß reduzieren könnten, tritt deshalb nicht ein.

Um den gewohnten Standard zu halten, werden die meisten Menschen weiterhin eine ›volle‹ Arbeitsstelle brauchen, wobei der Standard des ›Vollen‹ aufgrund des steigenden Erpressungspotenzials der Firmen gegenüber ihren Angestellten eher steigen dürfte. Aus der 40-Stunden-Woche werden eher 45 als 35 Stunden, aus der einstigen Rente mit 65 wird langfristig die mit 70. Aber da die im kapitalistischen Verwertungsprozess gebundene Arbeit aufgrund der zunehmenden Automatisierung offenbar tatsächlich schrumpft (jedenfalls im Vergleich zur wachsenden Weltbevölkerung), wird das ein immer schwerer erfüllbares Ziel.

Statt sich bescheiden zurückzuziehen und einer neuen commonsbasierten Wirtschaftsweise das Feld friedlich zu überlassen, schafft der Kapitalismus also nur noch mehr Prekarität. Solange alle weiterhin arbeiten *müssen*, aber immer weniger arbeiten *können*, dürfte die Situation nicht angenehmer werden. Das Erstarren rechtspopulistisch-reaktionärer Bewegungen muss im Kontext dieser Entwicklung gesehen werden. Das Hauen und Stechen um die knapper werdenden Ressourcen (allen voran Arbeitsplätze) hat schon begonnen; dass es so, wie es ist, nicht auf Dauer weiter gehen kann, dürfte vielen Menschen dämmern. In diesem Kontext haben einfache, aber falsche Antworten Konjunktur.

Gleichzeitig macht die dem Kapitalismus inhärente Tendenz zur zunehmenden Automatisierung auch den Kapitalisten selbst das Leben schwerer. Auch wenn die Neoklassik davon nichts wissen will, bleibt Marx' Kapitalismusanalyse mit ihrer Unterscheidung von »Wert« und »Gebrauchswert« relevant. Maschinen können Gebrauchswert, d.h. nützliche Dinge schaffen, aber keinen Wert, d.h. monetären/finanziellen Reichtum. Da letzter ein Verhältnis zwischen Menschen ist, kann er nur aus menschlichem Tun – aus Arbeit – entstehen.

Dies kann hier nur angerissen werden,³⁶ aber kurz gesagt ermöglicht der bloße Einsatz von Maschinen keine Vorteile, die die Konkurrenz nicht schnell übernehmen könnte, indem sie gleiche Maschinen kauft oder baut und einsetzt (sofern man von durch Patente ermöglichten temporären Monopolgewinnen ab-

36 Vgl. für eine ausführlichere Darstellung z.B. Heinrich: Kritik der politischen Ökonomie, insb. Kap. 3 u. Kap. 5.

sieht). Durch den Konkurrenzkampf werden so zusätzliche Gewinnmöglichkeiten schnell wieder auf null gedrückt. Als eigentliche und nachhaltige Profitquelle erweist sich hingegen, dass eine Angestellte z.B. 40 Wochenstunden für eine Firma arbeitet, sich von ihrem Lohn aber nur Waren leisten kann, deren Herstellung 20 oder 25 Arbeitsstunden erfordert hat. Die Differenz ergibt den Profit.

Theoretisch kann das Verschwinden der Arbeit aus einzelnen Produktionsprozessen durch eine Ausweitung der Produktion oder durch Schaffung neuer Märkte (die zusätzliche Arbeitskräfte binden) ausgeglichen werden. Dass das immer klappt, ist wie gesagt aber keineswegs sicher, und in der Praxis scheint sich der Kapitalismus damit schwer zu tun.³⁷ Dass dies die dem Kapitalismus ohnehin schon inhärente Krisenhaftigkeit noch verschärft, heißt aber leider noch nicht, dass er sich selber abschaffen und einer alternativen, besseren Produktionsweise zum Durchbruch verhelfen wird.

6 COMMON POOLS ALS HOFFNUNGSTRÄGER

Haben Oekonux und Rifkin also unrecht, wenn sie die Peer-Produktion als neue Produktionsweise auffassen, die tendenziell die gesamte gesellschaftliche Organisationsform umwälzen könnte? Ist Moglen und Benkler zuzustimmen, dass dieses Modell nur in eng begrenzten Bereichen funktionieren kann, also letztlich ein Nischenphänomen bleiben muss? Ich denke nicht, aber im Gegensatz zu Rifkin sehe ich darin nicht ein durch neue Technologien hervorgebrachtes Phänomen, das sich aufgrund der vom Kapitalismus ausgelösten Produktivkraftsteigerungen zwangsläufig verbreiten wird. Ihre Bedeutung liegt vielmehr in dem praktizierten Modus sozialer Zusammenarbeit. Wie Benkler und Rifkin sehe ich in der commonsbasierten Peer-Produktion einen ›dritten Weg‹ neben Marktwirtschaft und staatlicher Planung, doch im Gegensatz zu ihnen halte ich die Höhe der »Grenzkosten« dabei für irrelevant.

Elinor Ostrom hat die Commons auch als »common pool resources« bezeichnet.³⁸ In der Existenz eines solchen Common Pools (gemeinsamen Pools) liegt der Schlüssel zu Verständnis dieser Produktionsweise: Zu einem Common Pool tragen alle gemäß ihren Fähigkeiten und Wünschen bei, und alle können sich daraus bedienen, ohne dabei aber den Pool in seiner Substanz zu schwächen.

In der Informationssphäre kam dieses Modell zunächst zum Durchbruch, weil sich Wissen durch seine Benutzung nicht vermindert. Bei rivalen Gütern, deren Nutzung durch eine Person die durch andere erschwert oder unmöglich macht, ist es nicht ganz so einfach, aber die Rivalität besteht immer nur im Konsum der Erträge eines Pools. Die Substanz des Pools besteht dagegen aus den Produktionsmitteln und Ressourcen, die diese Erträge hervorbringen. Den Apfel, den ich gegessen habe, kann niemand anderes mehr essen, aber wenn sich Menschen

37 Vgl. Siefkes: »Geht dem Kapitalismus die Arbeit aus?«.

38 Ostrom: Die Verfassung der Allmende.

eine hinreichend große Obstplantage teilen, muss keine_r von ihnen auf die Früchte verzichten, die sie oder er verzehren möchte.

Ein Common Pool für Lebensmittel würde die Plantagen und Farmen umfassen, auf denen diese Lebensmittel wachsen, sowie Anlagen für ihre weitere Verarbeitung (z.B. Bäckereien). Die Erträge werden zwischen allen Beteiligten aufgeteilt und dienen ihnen zur Deckung des Eigenbedarfs. Es gibt heute schon zahlreiche Projekte, die zumindest im Kleinen als derartige Lebensmittel-Pools betrachtet werden können – sie laufen im deutschsprachigen Raum meist unter dem Namen Solidarische Landwirtschaft (Solawi), im Englischen unter *community-supported agriculture* (CSA). Die meisten dieser Initiativen beschränken sich auf den Gemüseanbau, doch es gibt Ausnahmen. So ermöglicht der Biobauernhof *Buschberghof* bei Hamburg eine weitgehende Vollversorgung mit Obst, Gemüse, Brot, Fleisch und Milchprodukten.

Zu einem Pool für Energie würden Erzeugeranlagen gehören – Photovoltaikanlagen und Windräder für die Stromproduktion und vielleicht auch Sonnenkollektoren und Wärmepumpen zum Heizen. Zur Verteilung von Strom müsste das öffentliche Netz genutzt werden; Wärme wird direkt lokal genutzt oder per Nah- bzw. Fernwärme verteilt. In Berlin und Kassel gibt es unter dem Namen SoLE (Solidarische Energieversorgung) Projekte, die derartiges anstreben.

Zu einem Pool für Mobilität könnte der öffentliche Nahverkehr gehören, insbesondere wenn er kostenlos zugänglich ist. Nahverkehr zum Nulltarif gibt es in diversen Städten vor allem in den USA, Brasilien, Frankreich und Osteuropa (die bekannteste dürfte Tallinn, die Hauptstadt von Estland sein). Ebenso könnten dazu Pools von Leihfahrzeugen gehören (Bike- und Carsharing).

Eine Art Pool für Wohnraum betreibt das Mietshäusersyndikat, das den kollektiven Kauf von Häusern unterstützt und dabei durch eine rechtliche Konstruktion sicherstellt, dass sie dauerhaft dem Immobilienmarkt entzogen werden, also nie mehr verkauft werden können. Auch wer in einem vom Mietshäusersyndikat unterstützten Wohnprojekt lebt, kommt um das Zahlen von Miete nicht herum, doch deckt diese nur die durch den Kauf dieses und anderer zum Syndikat gehörender Häuser entstandenen Kosten sowie laufende Ausgaben etwa für Reparaturen. Profit kann mit den vom Syndikat erworbenen Häusern niemand mehr machen.

Was die Gesundheitsversorgung betrifft, geht das System der gesetzlichen Krankenversicherung in Deutschland zumindest in Richtung eines Common Pools. Alle bekommen zumindest im Wesentlichen die Leistungen, die sie benötigten, und alle beteiligen sich nach ihren Fähigkeiten – die Höhe der Beiträge hängt von den eigenen Einnahmen ab, bei Arbeitslosen ohne Vermögen werden sie komplett vom Staat übernommen.

Common Pools unterscheiden sich vom Markt durch ihren Zweck: Es geht nicht um Profit und Geldvermehrung, sondern um die Versorgung der Beteiligten mit nützlichen Gütern – ob Software, Wissen, Lebensmittel, Energie, Wohnraum oder was auch immer. Während Märkte auf dem Tauschprinzip basieren (meist werden Waren gegen Geld getauscht, sprich: verkauft), basieren Pools auf dem

Teilen sowohl von Nutzen (den erwirtschafteten Erträgen) als auch von Kosten (den notwendigen Beiträgen, ob in Form von Geld oder notwendigen Tätigkeiten).

Manchmal werden die Beiträge dabei rein freiwillig geteilt (so bei Freier Software und Wikipedia, die alle nutzen können, auch wenn sie gar nichts beitragen), manchmal gibt es genaue Regelungen (wie bei der Krankenversicherung). Solawis bewegen sich meist in der Mitte: Es gibt Bieter_innenrunden, bei denen die Beteiligten jeweils individuell und anonym festlegen, wie viel sie beitragen können und wollen; das Ergebnis wird zusammengezählt. Reicht es, kann die Produktion losgehen, andernfalls wird nachverhandelt, bis es reicht.

Während Marktteilnehmer privat produzieren und im Allgemeinen erst hinterher erfahren, ob ihre Produktion einen gesellschaftlichen Bedarf erfüllt oder nicht – je nachdem ob der Verkauf ihrer Produkte erfolgreich ist oder scheitert –, gibt es in Pools eine zumindest lose Koordination der Beteiligten. Man produziert ›on demand‹ für einen bereits bekannten oder absehbaren Bedarf. Auch die Erträge werden gemäß den Bedürfnissen und Wünschen der Beteiligten aufgeteilt. Bei Freier Software und Freiem Wissen gibt es keine Einschränkungen und auch bei einigen Solawis kann man sich nach Belieben bedienen – wobei es sich von selbst versteht, dass man darauf achtet, den anderen noch etwas übrig zu lassen. Bei den Krankenkassen gilt (abgesehen von gewissen Einschränkungen, die zu kritisieren sind) das Bedürfnisprinzip: Wer krank ist, bekommt die nötige Behandlung, unabhängig von der Höhe der gezahlten Beiträge.

Die zunehmende Verbreitung von Projekten wie Solawis und dem Mietshäusersyndikat macht Hoffnung, dass sich dieses Modell kollektiv-selbstorganisiert-bedarfnisorientierten Wirtschaftens ausbreitet und mit der Zeit zu einer ernsthaften Alternative zum kapitalistischen, profitorientierten Modell werden kann. Im Gegensatz zur von Rifkin entworfenen Perspektive handelt es sich dabei allerdings nicht um einen Automatismus, der von der technologischen Entwicklung zwangsläufig vorangetrieben wird. Stattdessen geht es um soziale Praktiken, die sich nur durch bewusstes Handeln der Menschen weiter verbreiten und vertiefen können.

Sicherlich gibt es technologische Entwicklungen, die diese Tendenz begünstigen, etwa das durch zunehmende Automatisierung verschärfte Problem ›technologischer Arbeitslosigkeit‹, das es tendenziell immer schwieriger macht, im Kapitalismus ein gut bezahltes und langfristig abgesichertes Auskommen zu finden. Doch wie schon erwähnt, sind auf solche Probleme unterschiedliche Antworten möglich. Sehr viel verbreiteter als der kooperativ-selbstorganisierte Ansatz gemeinsamer Pools dürften heute die reaktionär-chauvinistischen Antworten derer sein, die sich einbilden, wenn sie nur genügend potenzielle Konkurrent_innen fernhalten (›Frauen sollen zurück an den Herd! Ausländer sollen draußen bleiben und im Zweifelsfall im Mittelmeer ertrinken!‹), selbst um das Schlimmste herkommen zu können.

Dass sich die humanistisch-inklusive gegenüber der chauvinistisch-exklusiven Antwort durchsetzen wird, ist leider nicht gesagt. Aber noch gibt es Hoffnung.

LITERATURVERZEICHNIS

- Benkler, Yochai: *The Wealth of Networks: How Social Production Transforms Markets and Freedom*, New Haven, Conn./London 2006. Online verfügbar: http://www.benkler.org/Benkler_Wealth_Of_Networks.pdf, 13.04.2016.
- Ford, Martin: *Rise of the Robots: Technology and the Threat of a Jobless Future*, New York 2015.
- Frey, Carl Benedikt/Osborne, Michael A.: *The Future of Employment: How Susceptible are Jobs to Computerisation*, Oxford 2013. Online verfügbar: http://www.oxfordmartin.ox.ac.uk/downloads/academic/The_Future_of_Employment.pdf, 28.06.2016.
- Heinrich, Michael: *Kritik der politischen Ökonomie: Eine Einführung*, Stuttgart 2005.
- Kinsella, Stephan: *Against Intellectual Property*, Baltimore 2012. Online verfügbar: <http://www.stephankinsella.com/publications/#againstip>, 18.06.2016.
- Merten, Stefan/Meretz, Stefan: »Freie Software und Freie Gesellschaft«, in: Bärwolff, Matthias/Gehring, Robert A./Lutterbeck, Bernd (Hrsg.): *Open Source Jahrbuch 2005*, Berlin 2005, S. 293-309. Online verfügbar: <http://www.opensourcejahrbuch.de/download/jb2005/>, 13.04.2016.
- Moglen, Eben: »Anarchism Triumphant: Free Software and the Death of Copyright«, in: *First Monday*, Bd. 4, Nr. 8, 1999, <http://dx.doi.org/10.5210/fm.v4i8.684>, 13.04.2016.
- Ostrom, Elinor: *Die Verfassung der Allmende*, Tübingen 1999.
- Pasinetti, Luigi: *Structural Change and Economic Growth*, Cambridge 1981.
- Rifkin, Jeremy: *Die Null-Grenzkosten-Gesellschaft: Das Internet der Dinge, kollaboratives Gemeingut und der Rückzug des Kapitalismus*, deutsche Übersetzung von Bernhard Schmid, Frankfurt a.M. 2014.
- Siefkes, Christian: »Geht dem Kapitalismus die Arbeit aus?«, in: keimform.de, 23.3.2015, <http://keimform.de/2015/geht-dem-kapitalismus-die-arbeit-aus-1/>, 13.04.2016.
- Siefkes, Christian: »Freie Quellen oder wie die Produktion zur Nebensache wurde«, in: *jour fixe initiative berlin* (Hrsg.): *»Etwas fehlt« – Utopie, Kritik und Glücksversprechen*, Münster 2013, S. 255-272. Online verfügbar: <http://keimform.de/2013/freie-quellen-1/>, 13.04.2016.

MONSIEUR LE CAPITAL UND MADAME LA MACHINE

Szenen einer Ehe

VON CHRISTOPH HESSE

»[. . .] denn es kommt selten vor, daß dem Gefühl der Notwendigkeit nicht das Gefühl der Sinnlosigkeit folgt.«

Samuel Beckett: Watt

Eine der in den zurückliegenden fünfzig Jahren wohl am häufigsten gemachten Entdeckungen jener Wissenschaften, die anders als die mit der Natur befassten sonst fast nie etwas entdecken, ist die, dass der eben erst als eindimensional beschriebene Mensch eine Fiktion sei: als Autor tot, als Herr eine selbstherrliche Konstruktion und als Individuum sowohl wie Subjekt nur ein Gesicht im Sand am Meeresstrand, das bald wieder fortgespült werde. Nach der verebten Revolte der ausgehenden 1960er Jahre mussten solche auftrumpfend lieblosen Töne geradezu lieblich klingen, da sie jedem Einzelnen unter der Hand auch jede Mitverantwortung für das große Versagen der sich gerade noch großartig weigernden Jugend tröstend absprachen. Der Marsch in die Institutionen konnte beginnen.

Was die intellektuelle Entwicklung in Deutschland, damals Westdeutschland, betrifft, so könnte man sie in Abwandlung eines denkwürdigen Ausspruchs von Franz-Josef Strauß in dem Satz zusammenfassen: Eine Generation, die diese Leistung vollbracht hat, nämlich aus einer verlorenen Schlacht als Sieger hervorgegangen ist, hat ein Recht darauf, von Staat und Kapital nichts mehr hören zu wollen.¹ Diesem Zweck vor allem diene hierzulande die Lektüre der neueren französischen Philosophie.² In deren Geist, der sich als solcher aber schon nicht mehr verstehen mochte, bekräftigte die bald auf den Weg gebrachte Medientheorie

1 Im Original: »Ein Volk, das diese wirtschaftlichen Leistungen vollbracht hat, hat ein Recht darauf, von Auschwitz nichts mehr hören zu wollen.« (Frankfurter Rundschau, 13.09.1969)

2 »Die neostrukturalistischen Theorien haben in dieser linguistisch inspirierten Abstraktion das Gefühl realer Ohnmacht unter den Bedingungen der alles und jedes sich einverleibenden Kapitalverwertung zur Sprache gebracht (»Wir sind alle Beherrschte«); sie haben mit ihrem eigenen Vokabular den Marxschen Begriff der Charaktermaske ausbuchstabiert; sie haben – mit welchen Mitteln auch immer – die Linke darauf eingestimmt, die geschichtsphilosophische Teleologie des frühen Marx und einen von ihr abgeleiteten Subjektbegriff zu verabschieden. Darin liegt ein Verdienst, das angemessen zu beurteilen noch immer schwer fällt. Denn unübersehbar ist auch, daß diese Theorien im selben Maß die Waffen der Kritik abstumpfen: Wenn Staat und Kapital nicht mehr als Gewaltmonopol und Verwertungsmaschine begriffen werden, sondern als Text oder Macht, dann geht das Wissen verloren, daß der universal gewordene Tausch auf der Verwertung abstrakt gewordener Arbeit ebenso wie auf dem Gewaltmonopol des Staates beruht.« (Scheit: »Le Capital Caché«, S. 65)

noch einmal auch die Unzuständigkeit des Menschen in der Welt, der nach neuestem Stand der Dinge »im schwarzen Loch von Schaltkreisen verschwinden«³ sollte. So spricht freilich einer, der im Grunde Romantiker war, und dies nicht zuletzt – neben der Tatsache, dass er in Zeiten postliterarischen Analphabetentums,⁴ von dem zumal die akademisch fabrizierte Literatur ungeniert Zeugnis ablegt, selbst über Aufschreibesysteme im ganz traditionellen Sinne des Wortes schreiben konnte – hebt Friedrich Kittler aus dem Kreis derer, die sich rasch um die maßgeblich von ihm formulierte Theorie technischer Medien scharten, weit heraus. Bezeichnend allerdings auch eine Situation in einem Fernsehgespräch mit Alexander Kluge, als dieser ihm, zustimmend, einen Gedanken von Marx anträgt, woraufhin Kittler erstaunt fragt: »Sagt das Marx?«⁵

Was seine auf Technik fixierte Medientheorie noch hätte herausfinden können, wenn sie statt ausgerechnet Heidegger oder Lacan etwas von der Kritik der politischen Ökonomie an sich herangelassen hätte, lässt sich inzwischen immerhin erahnen. Die Zeit der ausladenden Gesten, der hinausposaunten Offenbarungen sowohl wie der Verabschiedungen unliebsamer oder bloß unverstandener Gedanken, scheint ihrerseits passé. Der Rummel um allmächtige Maschinen, die endlich einzulösen versprochen, was den daran angeschlossenen Menschen stets versagt geblieben war – und die einem nicht zuletzt auch die Anstrengung ersparen sollten, weiter über Geschichte und Gesellschaft nachzudenken –, hat sich spätestens gelegt, seit jeder Laie an seinem Computer bemerkt, dass die alles andere als grenzenlosen Möglichkeiten, die dieses Medium bietet (oder jedenfalls unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen zu bieten hat), von ziemlich genau denselben Mächten beherrscht werden, die man herkömmlich mit den Begriffen Staat und Kapital zu fassen sucht; und dass die virtuelle Welt von ziemlich genau denselben Charakteren vollgeschrieben wird, die man schon in der realen fürchtet und meidet. Die Zuständigkeit jener Mächte können die elektronischen Medien selbst bei illegalem Gebrauch bisher nicht gefährden, sie liefern ihnen vielmehr ein neues und unüberschaubar großes Einsatzgebiet, auf dem sich zuhauf auch die notorisch Belogenen und Beleidigten tummeln, um sich dort jedwede Abscheulichkeit der Welt auf sadomasochistische Weise zu eigen zu machen.

Mindestens so bedeutsam wie ein Gedanke über die Funktionsweise eines Algorithmus ist die banale Tatsache, dass ein Computer Geld kostet (und unter diesem Aspekt allein produziert wird). Weniger banal hingegen ist, dass die allermeisten Computer der Welt nur deshalb in Betrieb sind, um aus Geld mehr Geld zu machen, das heißt: die Akkumulation von Kapital zu befördern. Diesem Zweck dienen schließlich auch die meisten der Kriege, die Kittler als Schrittmacher der Medienentwicklung zu Recht hervorhebt, ohne sich über deren Gründe weiter zu

3 Kittler: Optische Medien, S. 315.

4 Vgl. Anders: Die Antiquiertheit des Menschen, S. 3.

5 Kittler/Rötzer: »Das ganze steuert der Blitz«, S. 271.

beunruhigen.⁶ Die Schaltkreise, in denen andernfalls noch die Gedanken zu verschwinden drohen, die man sich selbst als Ohnmächtiger darüber machen kann, bedürfen nicht nur des elektrischen, sondern vor allem eines gesellschaftlich induzierten Stroms, den kein Messgerät je verzeichnet hat. »Im graden Gegenteil zur sinnlich groben Gegenständlichkeit der Warenkörper«, sagt Marx, »geht kein Atom Naturstoff in ihre Wertgegenständlichkeit ein«.⁷ Denn diese ist eine im wesentlichen gesellschaftlich produzierte Form jedweden Gegenstands. Es gibt offenbar doch eine Art Software, deren unberechenbare Prozeduren sich indes als so bedeutsam erweisen, dass ohne sie alle Räder stillstünden, Schaltkreise inklusive. Die Expansion der modernen Maschinerie, bis hinein in die Mikroelektronik, wäre durch die Dynamik der Akkumulation des Kapitals, die allseits beobachtete Beschleunigung als Verkürzung seiner Umschlagszeit zu begreifen, nicht bloß als Fortentwicklung der Technik selbst, die ohne eine realistische Aussicht auf Verwertung schlicht verrottet. Wer die Gesellschaft und ihre Ökonomie als ein »Ganzes verrückter Formen«⁸ in Betracht zieht, wird die von Kittler beschriebene »Unterwerfung unter Gesetze, deren Fälle wir sind«,⁹ in ihrem wirklichen Ausmaß erst wahrnehmen können – und übrigens auch herausfinden, dass es sich bei den strengsten Gesetzen gar nicht um solche der Natur handelt.

Solcherlei Versuche wurden zuletzt einige unternommen. Exemplarisch genannt sei hier nur ein einziger, und zwar Jens Schröters Erläuterungen zu dem von Marx geprägten Begriff des automatischen Subjekts.¹⁰ Das dort Gesagte wird im Folgenden billigerweise vorausgesetzt, die elementaren Begriffe der sogenannten Wertkritik nicht noch einmal auseinandergelegt. Statt dessen, daran anschließend, einige weitere Überlegungen zum Verhältnis von Kapital und Maschinerie sowie zur Rolle des von unsichtbarer Hand handelnden Subjekts.

Wer sich bis fast zum Ende des dritten Bandes des *Kapitals* durch- oder die entsprechende Seite einfach aufschlägt, bekommt dort eine märchenhaft anmutende Auskunft über »die verzauberte, verkehrte und auf den Kopf gestellte Welt, wo Monsieur le Capital und Madame la Terre als soziale Charaktere und zugleich unmittelbar als bloße Dinge ihren Spuk treiben«.¹¹ Letztere Rolle kann in wachsendem Umfang die Maschine übernehmen, die sich als mindestens ebenso fruchtbar erweist wie die darum als weiblich vorgestellte Erde (und doch, ungeachtet ihres grammatischen Geschlechts, traditionell männlich konnotiert bleibt). Das Leben, das jene aus sich hervorbringt, verkörpert diese selbst schon:

6 Wie Kittler zufolge die meisten Medientechniken, so kommt auch das Kapital mit Feuerwaffen zur Welt, »von Kopf bis Zeh, aus allen Poren blut- und schmutztriefend« (Marx: Das Kapital I, S. 788); vgl. dazu die Ausführungen zur »Politischen Ökonomie der Feuerwaffen« bei Kurz: »Die Diktatur der abstrakten Zeit«, S. 15ff.

7 Marx: Das Kapital I, S. 63.

8 Vgl. Backhaus: »Zur Marxschen ›Revolutionierung‹ und ›Kritik‹ der Ökonomie«.

9 Kittler: Grammophon Film Typewriter, S. 5.

10 Vgl. Schröter: »Das automatische Subjekt«.

11 Marx: Das Kapital III, S. 838.

Was die Tätigkeit des lebendigen Arbeiters war, wird Tätigkeit der Maschine. So tritt dem Arbeiter grob-sinnlich die Aneignung der Arbeit durch das Kapital, das Kapital als die lebendige Arbeit in sich absorbierend – »als hätt' es Lieb' im Leibe« – gegenüber.¹²

Die Maschine ist demnach nicht nur selbstbewegtes Werkzeug, sondern zugleich vergegenständlichtes Kapital. Schon der von Marx zitierte Aristoteles kann sich ein Werkzeug vorstellen, das »auf Geheiß, oder auch vorausahnend, das ihm zukommende Werk verrichten könnte, wie des Dädalus Kunstwerke sich von selbst bewegten oder die Dreifüße des Hephästos aus eigenem Antrieb an die heilige Arbeit gingen«.¹³ Ein so wunderbares Werkzeug, glaubt Aristoteles, könnte auch die einstweilen von Sklaven verrichtete Arbeit hinfällig machen. Was er aber noch nicht begreifen kann, ist das heute jedem Menschen zur Selbstverständlichkeit gewordene »ökonomische Paradoxon, daß das gewaltigste Mittel zur Verkürzung der Arbeitszeit in das unfehlbarste Mittel umschlägt, alle Lebenszeit des Arbeiters und seiner Familie in disponible Arbeitszeit für die Verwertung des Kapitals zu verwandeln«.¹⁴ Daraus erklärt sich auch, weshalb der hierzulande vor hundert Jahren schon erkämpfte Achtstundentag bis heute nicht weiter geschrumpft ist. In der Regel müssen diejenigen, deren Arbeitskraft sich irgendwie noch verwerten lässt, sogar länger arbeiten. Keine Maschine wird sie unter diesen Bedingungen davon je erlösen. Wessen Arbeitskraft ein Automat ersetzt, der muss zusehen, dass er sie andernorts verkaufen kann. Freiheit von Arbeit ist gleichbedeutend mit der zu verhungern. Unter den Bedingungen kapitalistischer Produktion gilt,

daß nicht der Arbeiter die Arbeitsbedingung, sondern umgekehrt die Arbeitsbedingung den Arbeiter anwendet, aber erst mit der Maschinerie erhält diese Verkehrung technisch handgreifliche Wirklichkeit. Durch seine Verwandlung in einen Automaten tritt das Arbeitsmittel während des Arbeitsprozesses selbst dem Arbeiter als Kapital gegenüber, als tote Arbeit, welche die lebendige Arbeitskraft beherrscht und aussaugt.¹⁵

Und längst beherrscht es den Arbeiter auch in der ihm eingeräumten arbeitsfreien Zeit, die gleichwohl nicht nutzlos verstreichen darf. Was immer die wahren Bedürfnisse der Menschen sein mögen, das Kapital muss jedenfalls dafür sorgen, mit jedwedem seiner Produkte zugleich auch ein möglichst unstillbares Verlangen danach zu produzieren, z.B. nach mobilen Computern, Smartphones nämlich, die vor allem so smart sind, dass sie über die Gewohnheiten und Vorlieben der Leute weitaus verlässlichere Auskunft geben als Marktforschung und Volkszählung zu-

¹² Marx: Grundrisse, S. 600; dazu auch ders.: Das Kapital I, S. 209.

¹³ Marx: Das Kapital I, S. 430.

¹⁴ Ebd., S. 430.

¹⁵ Ebd., S. 446.

sammengenommen. Denn es gibt, sagt Beckett, »zwei Bedürfnisse: Das Bedürfnis, das man hat, und das Bedürfnis, es zu haben.«¹⁶

Die Maschine als Metapher zur Beschreibung der modernen Welt erfreut sich seit langem großer Beliebtheit. Lewis Mumford etwa spricht von der gesamten Gesellschaft als einer »Megamaschine«,¹⁷ die er sogar schon im alten Ägypten am Werk sieht. Mit Blick auf die moderne Gesellschaft käme es vielmehr auf die Einsicht an, dass in der Maschine selbst ein spezifisches gesellschaftliches Verhältnis zur materiellen Gewalt wird. Die Maschine führt einem sinnlich vor Augen, dass man, wenn nicht selbst an sie gekettet, fortan überflüssig sei. Damit bringt sie laut zur Sprache, was »der stumme Zwang der ökonomischen Verhältnisse«¹⁸ längst verfügt hat. Das Leben, so drückt es Adorno aus, werde nur mehr »als Anhang des materiellen Produktionsprozesses, ohne Autonomie und ohne eigene Substanz, mitgeschleift«,¹⁹ und was viele andere nach ihm über das Verschwinden des Subjekts verlautbaren, steht in deutlicheren Worten schon im Manifest von 1848: »In der bürgerlichen Gesellschaft ist das Kapital selbständig und persönlich, während das tätige Individuum unselbständig und unpersönlich ist.«²⁰

Diese dort noch recht beiläufig geäußerte Feststellung greift Marx in seiner ausgearbeiteten Kritik der politischen Ökonomie systematisch wieder auf. Von einem automatischen Subjekt spricht er ausdrücklich nur ein einziges Mal.²¹ Das damit Gemeinte aber bleibt Gegenstand der ganzen Kritik, nämlich das Kapital als sich selbst durch die Formen Ware und Geld bewegender Wert, der sich keinem Gesetz verpflichtet als dem seiner eigenen Verwertung. Die herkömmlich marxistische Vorstellung, der zufolge die Entwicklung der Produktivkräfte die Gestaltung der Produktionsverhältnisse bestimme, müsste demnach unter den Bedingungen kapitalistischer Produktion umgekehrt werden. Hier bestimmt die aus dem Kapital selbst erzeugte Dynamik der Akkumulation die ihr gemäße Entwicklung der Produktivkräfte, mithin auch der technischen Medien. Darin nicht zuletzt erkennt Marx den entscheidenden Fortschritt der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber allen vorangegangenen: in der beispiellosen Entwicklung der Technik und der damit einhergehenden Differenzierung menschlicher Bedürfnisse. Ein Fortschritt ist das allerdings erst aus der Perspektive einer von jenen Zwängen be-

16 Beckett: Mercier und Camier, S. 79.

17 Vgl. Mumford: Mythos der Maschine, et passim.

18 Marx: Das Kapital I, S. 765.

19 Adorno: Minima Moralia, S. 7.

20 Marx/Engels: »Manifest der kommunistischen Partei«, S. 476.

21 »Die selbständigen Formen, die Geldformen, welche der Wert der Waren in der einfachen Zirkulation annimmt, vermitteln nur den Warenaustausch und verschwinden im Endresultat der Bewegung. In der Zirkulation G – W – G funktionieren dagegen beide, Ware und Geld, nur als verschiedene Existenzweisen des Werts selbst, das Geld seine allgemeine, die Ware seine besondere, sozusagen nur verkleidete Existenzweise. Er geht beständig aus der einen Form in die andre über, ohne sich in dieser Bewegung zu verlieren, und verwandelt sich so in ein automatisches Subjekt.« (Marx: Das Kapital I, S. 169)

freiten Menschheit, die sich diese Errungenschaften nach Maßgabe ihrer Vernunft und ihrer Bedürfnisse aneignet. Wie unsicher es um eine solche Möglichkeit bestellt ist, hat das zurückliegende Katastrophenjahrhundert zur Genüge bewiesen. Selbst den Zerfall der bürgerlichen Gesellschaft hat deren Produktionsweise bis heute überdauert.

An den Hegelschen objektiven Geist, dessen Darstellung Marx damit folgt,²² erinnert das wie ein automatisches Subjekt sich betätigende Kapital jedoch nur ironisch; anders als jener ist es selbst vollkommen geistlos und zudem außerstande, seine eigenen Widersprüche selbst aufzuheben. Mit solcher Ironie allein könnte man auch behaupten, dass dieses auf den ersten Blick streng rekursive System, das Marx da beschreibt, eine Art Autopoiesis des sich verwertenden Werts darstelle. »Unbestreitbar eine geniale Konstruktion«, meint denn auch Niklas Luhmann, so als hätte er genau das darin erkannt.²³ Tatsächlich spricht er hier über die dialektisch konstruierte Aufhebung des Gegensatzes von Kapital und Arbeit, nicht über das Kapital selbst, das auch in dem von ihm entworfenen, von geschichtlichen Störungen ohnehin resolut gereinigten Wirtschaftssystem ganz konventionell nur als Antipode der Arbeit vorkommt.

Eine Parallele zu den elektronischen Medien mag man darin sehen, dass auch die sogenannte zweite Natur, als welche das Kapital erscheint, an Grenzen stößt, die ihr mit der ersten gesetzt sind, denn im Unterschied zum Akkumulationstrieb des Kapitals selbst sind die natürlichen Ressourcen, deren es sich bedient, nicht unendlich. Ähnliches gilt für die Materie, in die sich prinzipiell unendliche Rechenoperationen nur bis zu einer gewissen Grenze einschreiben lassen. Entscheidend für Marx ist, »daß diese Produktionsweise sich selbst eine Schranke schafft«,²⁴ und die bestehe nicht erst im begrenzten Rohmaterial der Natur, sondern in der Verwertung der Arbeitskraft. »Das Kapital«, schreibt er, »ist selbst der prozessierende Widerspruch [dadurch], daß es die Arbeitszeit auf ein Minimum zu reduzieren strebt, während es andererseits die Arbeitszeit als einziges Maß und Quelle des Reichtums setzt.«²⁵ Ob ihm damit eine schier unüberwindliche Grenze gesetzt sei, ist umstritten (hier mag der Hinweis genügen, dass den elektronischen Medien dabei besondere Bedeutung zukommt, da sie nicht mehr nur Hände, sondern auch Hirne ersetzen). Hinzu kommt aber noch etwas anderes, nämlich der potenzielle Widerstand der Arbeitskraft, deren Agenten sich selbst zu Subjekten

22 Vgl. Postone: *Time, Labor and Social Domination*, S. 75f.; dazu auch Behre/Rakowitz: *Automatisches Subjekt?*

23 Luhmann: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 162.

24 Marx: *Das Kapital III*, S. 252.

25 Marx: *Grundrisse*, S. 601. – »Die wahre Schranke der kapitalistischen Produktion ist *das Kapital selbst*, ist dies: daß das Kapital und seine Selbstverwertung als Ausgangspunkt und Endpunkt, als Motiv und Zweck der Produktion erscheint; daß die Produktion nur Produktion für das *Kapital* ist und nicht umgekehrt die Produktionsmittel bloße Mittel für eine stets sich erweiternde Gestaltung des Lebensprozesses für die *Gesellschaft* der Produzenten sind.« (Marx: *Das Kapital III*, S. 260)

erheben könnten. Sobald niemand mehr durch seine Arbeit zur Reproduktion des Kapitals beitrüge, bräche das scheinbar vollautomatische Subjekt zusammen. Dann allerdings wäre es an jenen zu entscheiden, wie sie fortan ihr Leben produzieren wollen. Marx selbst, der als Prophet allzu oft und gern missverstanden wurde, lässt dazu einen venezianischen Mönch zu Wort kommen: »Statt unnütze Systeme für das Glück der Völker aufzustellen, will ich mich darauf beschränken, die Gründe ihres Unglücks zu untersuchen.«²⁶

Einen dieser Gründe erkennt Marx darin, dass in der vermeintlich individualistischen Gesellschaft des Kapitals, die in der Tat das Individuum als Kategorie erst hervorgebracht hat,²⁷ der Einzelne schließlich nur eine »beseelte einzelne Punktualität«²⁸ in einem über seinen Kopf hinweg verlaufenden Prozess darstellt. Über die Kränkungen, die dem von Hause aus narzisstischen Subjekt durch solcherart Vergesellschaftung widerfahren, gibt die Psychoanalyse reichlich Auskunft. Die postmoderne Gegenaufklärung, die das Individuum im Namen kultureller und sonstiger Identitäten und Autoritäten abermals durchstreicht, kann daher der bürgerlichen Gesellschaft stets deren eigene Rechnung präsentieren und wie ein pseudoreligiöser Eiferer mit Behagen auf die dunkle Seite der Aufklärung verweisen, von deren Dialektik niemand mehr etwas wissen will. Auch die Polemik, »[d]as Licht der Aufklärungs-Vernunft ist die Beleuchtung der Nachtschicht«,²⁹ sagt »als halbe Wahrheit schon die ganze Unwahrheit«,³⁰ die aber ihrerseits eine gesellschaftliche ist.

Die »Entzauberung der Welt« versteht bereits Max Weber, der diesen Begriff geprägt hat, nicht nur als einen Prozess der Aufklärung, der fortschreitenden rationalen Erkenntnis, sondern ebenso als einen der »Weltbearbeitung«. ³¹ Wirklich entzaubert wäre demnach erst eine gänzlich von Menschen selbst produzierte Welt. Die Bourgeoisie, heißt es im Manifest, schaffe sich »eine Welt nach ihrem eigenen Bilde«. ³² So mag es zumindest scheinen. Bereits wenige Jahre später gelangt Marx zu der merkwürdigen Einsicht, dass »die Agenten der kapitalistischen Produktion in einer verzauberten Welt [leben]«, ³³ in einer von ihnen stets aufs Neue hervorgebrachten Welt zwar, die aber keineswegs die Domäne ihres Willens sei. ³⁴ Im Vorwort zum ersten Band des *Kapitals* erklärt er: »[E]s handelt sich hier um die Personen nur, soweit sie die Personifikation ökonomischer Katego-

26 Giammaria Ortes (1713-1790), zit. nach Marx: *Das Kapital* I, S. 675f. (Anm. 89).

27 Vgl. Marx: *Grundrisse*, S. 19f.

28 Ebd., S. 382.

29 Kurz: »Die Diktatur der abstrakten Zeit«, S. 33.

30 Adorno: *Minima Moralia*, S. 196.

31 Weber: »Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen«, S. 263.

32 Marx/Engels: »Manifest der kommunistischen Partei«, S. 466.

33 Marx: *Theorien über den Mehrwert*, S. 503.

34 Vgl. Marx: *Grundrisse*, S. 405.

rien sind«,³⁵ die er wiederum als nur historische auffasst. Das hat Generationen von Marxisten nicht gehindert, die Macht des Kapitals, das er als ein institutionalisiertes soziales Verhältnis begreift, mit der persönlichen Macht der Kapitalisten in eins zu setzen, um die des Proletariats dagegen aufbieten zu können.

Dass dem von Geld und Waren repräsentierten Wert Arbeit zugrunde liegt, ist Marx zufolge eine »späte wissenschaftliche Entdeckung«.³⁶ Noch sehr viel später erst finden Leser seiner Schriften heraus, dass es ihm selbst nicht nur darum geht, die klassischen Theorien von Adam Smith und David Ricardo um eine des Mehrwerts zu vervollständigen. Fraglich ist zuallererst, warum, unter welchen Bedingungen und mit welchen Konsequenzen, Produkte menschlicher Arbeit überhaupt die Form des Werts annehmen,³⁷ eine Form, die sich jedweden Inhalts bemächtigen kann, solange er der Verwertung des Werts selbst dient. Unter diesem Aspekt erst wird die Kritik der politischen Ökonomie als Darstellung eines automatisierten gesellschaftlichen Zusammenhangs lesbar, in dem sich die Herrschaft des Kapitals ganz sachlich manifestiert.

Das Wirken einer unsichtbaren Hand, die unter kapitalistischen Produktionsbedingungen die Handlungen der Menschen anleitet, entdeckt Smith, wohl nicht ganz zufällig, bald nach der Erfindung der Spinning Jenny.³⁸ Der Zweck, den sie unabsichtlich herbeiführt, soll aber ein durchaus vernünftiger sein, nämlich die Herstellung des größtmöglichen Wohlstands der größtmöglichen Zahl. Auf dieser Annahme beruhen sämtliche Theorien des Liberalismus bis heute. Dass diese ihrerseits ungreifbare Macht als Hand imaginiert wird, verweist bereits auf deren zweckmäßige Verbundenheit mit den Wünschen und Absichten der handelnden Menschen. Auch in der Wahl seiner Metaphern bricht Marx schließlich mit den Vorstellungen der politischen Ökonomie. Nicht mehr von einer unsichtbaren Hand des Marktes ist die Rede, die das von Smith naturalisierte ökonomische Handeln der Einzelnen in Harmonie bringen soll, sondern von dem sich selbst verwertenden Wert als automatischem Subjekt.

Ähnliches findet man übrigens in der Geschichte der Medientheorie: Marshall McLuhan, von ferne beinahe ein Adam Smith dieses Fachs, nimmt an, »that all technologies are extensions of our physical and nervous systems to increase power and speed.«³⁹ Dass sie dadurch vor allem ihre eigene Macht vergrößern,

35 Marx: Das Kapital I, S. 16.

36 Ebd., S. 88.

37 »Es ist einer der Grundmängel der klassischen politischen Ökonomie, daß es ihr nie gelang, aus der Analyse der Ware und spezieller des Warenwerts die Form des Werts, die ihn eben zum Tauschwert macht, herauszufinden.« (ebd., S. 95, Anm. 32)

38 Der Einzelne, heißt es, »intends only his own gain, and he is in this, as in many other cases, led by an invisible hand to promote an end which was not part of his intention« (Smith: Wealth of Nations, S. 456); vgl. dazu Kittsteiner: Naturabsicht und unsichtbare Hand, S. 203ff.

39 McLuhan: Understanding Media, S. 91; siehe auch: »Physiologically, man in the normal use of technology (or his variously extended body) is perpetually modified by it and it

wird damit zumindest noch unterschätzt. »Medien sind keine Pseudopodien, die der Menschenkörper ausfahren würde«, hält Kittler dagegen; in ihrer Entwicklung folgten sie nicht den Absichten von Menschen, die sich solche Techniken als Mittel dienstbar machten, sondern einer »Logik der Eskalation«.40 Damit bedient er sich, wohl ebenso unbeabsichtigt, der Sprache von Marx, der von der »Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter«41 spricht. Als eine solche Eskalation beschreibt dieser die Akkumulation des Kapitals.

Betrachtet man allein den Arbeits- und nicht zugleich den Verwertungsprozess, begegnet einem der über das Tierreich sich erhebende Mensch, der seinen Vorfahren nicht so sehr den Einsatz von Werkzeugen als den Entwurf eines Produkts voraussetzt:

Eine Spinne verrichtet Operationen, die denen des Webers ähneln, und eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachszellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber von vornherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut.42

Der Gedanke, den Marx hier bereits parodiert, wird erst seit dem späten 18. Jahrhundert in seiner spezifischen Bedeutung erfasst. Die neuzeitliche Subjektphilosophie holen nun Subjekte ein, die sich tatsächlich als Schöpfer der Welt begreifen und als solche betätigen. Ihr schrankenloses Selbstbewusstsein bringt Schiller zum Ausdruck in dem Vers: »Darum schaffen wir erfindend / Ohne Weinstock uns den Wein.«43 Dass ein vom Kapital befruchteter Weinstock dereinst den Wein ebenso wie dessen Konsumenten erfinden würde, kommt dem enthusiastischen Dichter noch nicht in den Sinn: »[J]e mehr Freiheit die Vernunft gewinnt«, meint er, »desto mehr Welt begreift der Mensch, desto mehr Form schafft er außer sich«.44

Die Form aber, die er außer sich schafft, erweist sich unterdessen als Formbestimmung seines eigenen Denkens und Handelns. Der homo oeconomicus unterscheidet sich vom homo faber früherer Jahrtausende dadurch, dass er nicht für sich selbst (oder seinen Herrn) arbeitet, sondern für den Verkauf auf dem Markt.45 Er produziert Ware, um sie gegen Geld zu tauschen. (Verallgemeinert

turn finds ever new ways of modifying his technology. Man becomes, as it were, the sex organs of the machine world, as the bee of the plant world, enabling it to fecundate and to evolve ever new forms.« (ebd., S. 46)

40 Kittler/Rötzer: »Synergie von Mensch und Maschine«, S. 115.

41 Marx: Das Kapital I, S. 611. (Dieser Begriff taucht auch an vielen anderen Stellen der Kritik der politischen Ökonomie wieder auf).

42 Ebd., S. 193.

43 Schiller: »Punschlied«, S. 442.

44 Schiller: »Über die ästhetische Erziehung des Menschen«, S. 437.

45 »Kaufen und verkaufen gilt jetzt als gemein, wie die Kunst des Lesens und Schreibens«,

werden diese Tauschverhältnisse erst, sobald auch die Arbeitskraft selbst als Ware auf dem Markt erscheint.⁴⁶⁾ Der erfolgreiche Verkauf wäre schon beim Entwurf des Produkts idealerweise zu antizipieren. Hier jedoch stößt das planende Vermögen an Grenzen, deren Verlauf selbst der weitsichtigste Produzent nicht mit Sicherheit vorhersehen kann:

Schneiderarbeit z.B. in ihrer stofflichen Bestimmtheit als besondere produktive Tätigkeit produziert den Rock, aber nicht den Tauschwert des Rocks. Letztern produziert sie nicht als Schneiderarbeit, sondern als abstrakt allgemeine Arbeit, und diese gehört einem Gesellschaftszusammenhang, den der Schneider nicht eingefädelt hat.⁴⁷⁾

Dieser Zusammenhang, der die Herstellung des Rocks erst veranlasst, hat sich konstitutiv verselbständigt, das Tauschverhältnis, seinerseits Resultat und Voraussetzung der Tauschhandlungen, sich »als eine den Produzenten gegenüber äußere und unabhängige Macht«⁴⁸⁾ etabliert. So wie Kittler zufolge Medien keine Pseudopodien sind, so ist auch das Geld nicht »ein pfiffig ausgedachtes Auskunftsmittel«,⁴⁹⁾ das nur den Austausch der Produkte erleichtert, sondern selbst eine Form des Kapitals.

Die dritte, im Vergleich zum Speichern und Übertragen zumeist vernachlässigte Medienfunktion, das Prozessieren nämlich,⁵⁰⁾ ließe sich gerade am Geld exemplarisch demonstrieren. Marx seinerseits unterscheidet hier wiederum vier Funktionen: Geld fungiert als Wertmaß, als Zirkulationsmittel, als Zahlungsmittel – und als auf sich selbst bezogenes Geld, das heißt: als Kapital.⁵¹⁾ Diese entscheidende Funktion aber, in der das Geld als verselbständigte Form des Tauschwertes hervortritt, kommt in seinen geläufigen medientheoretischen Beschreibungen, die ganz auf die Sphäre der Zirkulation fixiert bleiben, bezeichnenderweise nicht vor.

Geld kann Wert nicht nur speichern und durch Zahlung übertragen, es kann ihn auch vermehren oder vermindern. Dieses Prozessieren ist jedoch nur oberflächlich eine Rechenoperation, zugrunde liegen ihm Verhältnisse, welche die

bemerkt der an ökonomischen Fragen sonst ziemlich desinteressierte Nietzsche. »Jeder ist jetzt darin eingeübt, selbst wenn er kein Handelsmann ist, und übt sich noch an jedem Tage in dieser Technik: ganz wie ehemals, im Zeitalter der wilderen Menschheit, Jedermann Jäger war und sich Tag für Tag in der Technik der Jagd übte.« (Nietzsche: »Die fröhliche Wissenschaft«, S. 402)

46) »Erst da, wo die Lohnarbeit ihre Basis, zwingt die Warenproduktion sich der gesamten Gesellschaft auf; aber auch erst da entfaltet sie alle ihre verborgenen Potenzen.« (Marx: Das Kapital I, S. 613)

47) Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie, S. 24.

48) Marx: Grundrisse, S. 81 (Das Auseintreten von Kauf und Verkauf birgt bereits die Möglichkeit einer bald mit Sicherheit auch eintretenden Krise).

49) Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie, S. 36.

50) Vgl. Winkler: Prozessieren.

51) Vgl. Marx: Grundrisse, S. 183ff.; Ders.: Das Kapital I, S. 109ff.

Geldbesitzer gemeinhin noch viel weniger durchschauen als der sogenannte User die Vorgänge unter der Deckelhaube der Geräte. Geld als Kapital, als prozessierendes Geld, ist prinzipiell unendlich, virtuell in grenzenloser Ausdehnung (Vermehrung) begriffen, doch stets nur als endliche, begrenzte Menge vorhanden. Der gesellschaftlich gültige Wert, den es repräsentiert, kann unversehens schrumpfen, wenn er nicht durch Verkauf realisiert wird und infolgedessen die darin verausgabte Arbeit sich als wertlos erweist. In der Krise erscheint das Kapital als das, was es immer schon ist, nämlich aufgehäufte tote Arbeit, die sich nun nicht mehr zu neuem Leben erwecken lässt. Die inzwischen permanent gewordene Krise bekräftigt einmal mehr den Verdacht, dass die Märkte, wie sie ehrfürchtig genannt werden, in der Tat Götter sind, deren Launen man nicht begreifen kann, denen man aber immer wieder Opfer bringen muss (am besten zu Lasten anderer Leute), um sie günstig zu stimmen; und dass die Gesetze dieser zweiten Natur sich offenbar desto unerbittlicher Geltung verschaffen, je weniger einer ihrer Sachverständigen davon versteht. Was immer die wichtigstuerisch so genannten Entscheider entscheiden mögen, auch hinter ihrem Rücken ermächtigt sich der Wert als das

Subjekt eines Prozesses, worin er unter dem beständigen Wechsel der Formen von Geld und Ware seine Größe selbst verändert, sich als Mehrwert von sich selbst als ursprünglichem Wert abstößt, sich selbst verwertet. Denn die Bewegung, worin er Mehrwert zusetzt, ist seine eigne Bewegung, seine Verwertung also Selbstverwertung. Er hat die okkulte Qualität erhalten, Wert zu setzen, weil er Wert ist. Er wirft lebendige Junge oder legt wenigstens goldne Eier.⁵²

Wären die daraus erwachsenen technischen Medien nicht länger Produktivkräfte dieser zugleich maßlos destruktiven Bewegung, könnte man ihnen, neu programmiert, vielleicht die Herrschaft über die Welt der Dinge getrost überlassen, derweil die Menschen endlich welche sein dürften. Bald nachdem Alan Turing sein formal-logisches Modell einer Rechenmaschine entwickelt hatte, blickte der mathematisch ganz unmusikalische Adorno schon weit über die in Marsch gesetzten Kolonnen aus Menschen und Zahlen hinaus:

Vielleicht wird die wahre Gesellschaft der Entfaltung überdrüssig und läßt aus Freiheit Möglichkeiten ungenützt, anstatt unter irrem Zwang auf fremde Sterne einzustürmen. Einer Menschheit, welche Not nicht mehr kennt, dämmert gar etwas von dem Wahnhaften, Vergeblichen all der Veranstaltungen, welche bis dahin getroffen wurden, um der Not zu entgehen, und welche die Not mit dem Reichtum erweitert reproduzierten.⁵³

52 Marx: Das Kapital I, S. 169.

53 Adorno: Minima Moralia, S. 207f.

CHRISTOPH HESSE

LITERATURVERZEICHNIS

- Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt a.M. ²²1994.
- Anders, Günther: *Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. 1: Über die Seele des Menschen im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution*, München ⁷1988.
- Backhaus, Hans-Georg: »Zur Marxschen ›Revolutionierung‹ und ›Kritik‹ der Ökonomie: die Bestimmung ihres Gegenstandes als Ganzes ›verrückter Formen‹«, in: ders.: *Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur marxschen Ökonomiekritik*, Freiburg i. Br. 1997, S. 299-333.
- Beckett, Samuel: *Mercier und Camier*, in: *Werke*, Bd. 5, hrsg. v. Elmar Tophoven/Klaus Birkenhauer, Frankfurt a.M. 1995.
- Behre, Jürgen/Rakowitz, Nadja: *Automatisches Subjekt? Zur Bedeutung des Kapitalbegriffs bei Marx*, 2011. Online verfügbar: <http://www.rote-ruhr-uni.com/cms/Automatisches-Subjekt.html>, 31.12.2015.
- Kittler, Friedrich: »Das ganze steuert der Blitz (Gespräch mit Alexander Kluge, 2002)«, in: ders.: *Short Cuts*, Frankfurt a.M. 2002, S. 269-289.
- Kittler, Friedrich: *Optische Medien. Berliner Vorlesung 1999*, Berlin 2002.
- Kittler, Friedrich/Rötzer, Florian: »Synergie von Mensch und Maschine«, in: *Kunstforum international*, Bd. 98, 1989, S. 108-117.
- Kittler, Friedrich: *Grammophon Film Typewriter*, Berlin 1986.
- Kittsteiner, Heinz-Dieter: *Naturabsicht und unsichtbare Hand. Zur Kritik geschichtsphilosophischen Denkens*, Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1980.
- Kurz, Robert: »Die Diktatur der abstrakten Zeit«, in: Kurz, Robert/Lohoff, Ernst/Trenkle, Norbert (Hrsg.): *Feierabend. Elf Attacken gegen die Arbeit*, Hamburg 1999, S. 9-41.
- Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1994.
- Marx, Karl: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band* [⁴1890], in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Werke*, Bd. 23, Berlin ²⁰1974.
- Marx, Karl: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band* [1894], in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Werke*, Bd. 25, Berlin ⁷1975.
- Marx, Karl: *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie [1857-1858]*, in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Werke*, Bd. 42, Berlin 1983.
- Marx, Karl: *Theorien über den Mehrwert. Dritter Teil [1862-1863]*, in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Werke*, Bd. 26.3, Berlin 1968.
- Marx, Karl: *Zur Kritik der politischen Ökonomie [1859]*, in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Werke*, Bd. 13, Berlin ⁵1972, S. 3-160.

- Marx, Karl/Engels, Friedrich: »Manifest der kommunistischen Partei« [1848], in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke, Bd. 4, Berlin ⁸1977, S. 459-493.
- McLuhan, Marshall: Understanding Media. The Extensions of Man, New York 1964.
- Mumford, Lewis: Mythos der Maschine. Kultur, Technik und Macht, Frankfurt a.M. 1978.
- Nietzsche, Friedrich: »Die fröhliche Wissenschaft«, in: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe, Bd. 3, hrsg. v. Giorgi Colli/Mazzino Montinari, München 1988, S. 343-651.
- Postone, Moishe: Time, Labor, and Social Domination. A Reinterpretation of Marx's Critical Theory, Cambridge 1993.
- Scheit, Gerhard: »Le Capital Caché. Die Welt als Zeichensystem und der Wille zu Political Correctness«, in: ders: Mülltrennung. Beiträge zu Politik, Literatur und Musik, Hamburg 1998, S. 58-68.
- Schiller, Friedrich: »Punschlied«, in: Gesammelte Werke in acht Bänden, Bd. 1, hrsg. v. Alexander Abusch, Berlin 1955, S. 441-443.
- Schiller, Friedrich: »Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen«, in: Gesammelte Werke, Bd. 8, Berlin 1955, S. 399-497.
- Schröter, Jens: »Das automatische Subjekt. Überlegungen zu einem Begriff von Karl Marx«, in: Bublitz, Hannelore u.a. (Hrsg.): Unsichtbare Hände. Automatismen in Medien-, Technik- und Diskursgeschichte, Paderborn 2011, S. 215-256.
- Smith, Adam: An Inquiry Into the Nature and Causes of the Wealth of Nations, Indianapolis, Ind. 1981.
- Weber, Max: »Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen«, in: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. 1, Tübingen ⁸1986, S. 237-442.
- Winkler, Hartmut: Prozessieren. Die dritte, vernachlässigte Medienfunktion, Paderborn 2015.

HEIDEGGERS TECHNIKBEGRIFF UND DER VERSTELLTE BLICK AUF DIE ÖKONOMIE

VON CHRISTINE BLÄTTLER

Von Kapitalismus zu sprechen hat Konjunktur, gerade in den Kulturwissenschaften. Doch geht es hier kaum um dessen ökonomische, sondern um anthropologische, kulturelle oder technologische Bedingungen. Wahlweise wird Kapitalismus als ahistorischer Götzendienst oder Gespensterglauben aufgefasst und wird ihm mit antiker Haushaltungskunst, Gabe oder Potlatsch begegnet. Wiewohl Kapitalismus eine bestimmte historische Wirtschaftsform benennt, ist von Ökonomie vornehmlich metaphorisch die Rede. Schon vor einigen Jahren bemerkte Hans-Joachim Lenger in der ökonomischen Entgrenzung die Kehrseite kulturwissenschaftlicher Narrative, die offensichtlich die »Ökonomie der Ökonomie«¹ aus den Augen verloren haben. Für diese Ökonomievergessenheit mag es verschiedene Gründe geben. Der Beitrag stellt zur Debatte, wie sich dieser Sachverhalt als spezifisches Erbe Heideggers verstehen lässt.

Die Wende zu den Dingen, und insbesondere zu den technischen Dingen, ist darauf bedacht, der von Heidegger beklagten Seinsvergessenheit mit neuen Ontologien zu begegnen. Zum kulturwissenschaftlichen Kanon gehören neben dessen Technikschriften, die den Technikdiskurs heute dominieren, auch andere Schriften und Begriffe Heideggers. Aktuell greifen mit der Akteur-Netzwerk-Theorie und der sogenannten objekt-orientierten Philosophie zwei breit rezipierte Theorieangebote auf Heidegger zurück.² Als jüngere diskursmächtige Formation der Auseinandersetzung mit Technik zeugt auch die Medienwissenschaft von diesem Trend. Heidegger gilt schon als wichtigste Autorität von Friedrich Kittler.³ Viele Jahre dachte er, wie er rückblickend meinte, von Heidegger her und mit Heidegger, ohne über ihn zu schreiben noch seinen Namen zu nennen,⁴ bis er sagen konnte: »ich habe eigentlich im wesentlichen nur Heideggers Technik-Begriff auf die Medien übertragen«.⁵ Hieraus stellt sich die Frage, inwiefern Hardware bei Kittler als Gestell, aber auch Geschick zu verstehen ist und wie sich dieser Transfer etwa im kriegstechnischen Apriori niederschlägt. Offensichtlich ist, dass

1 Lenger: Marx zufolge, S. 8.

2 Vgl. Harmann: »Objekt-orientierte Philosophie«; z.B. »gathering« bei Bruno Latour, »Why Has Critique Run Out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern«, bes. S. 245 et passim.

3 Siehe auch Winthrop-Young: Kittler and the Media, S. 23f.

4 Vgl. Kittler: »Medien- und Technikgeschichte. Oder: Heidegger vor uns«; Kittler: »Julian der Grieche«, S. 92.

5 Kittler: Platz der Luftbrücke, S. 35.

seit Kittler der Einsatz Heideggers als selbstverständlich gilt, Technik nicht als Mittel zum Zweck zu verstehen, über das menschliche Subjekte sich der Welt bemächtigen, sondern als eine menschenunabhängige Macht, die ihre eigene Agenda realisiert.

Ein derartiges Technikverständnis drückt die mittlerweile omniprésente Erfahrung von Menschen aus, Technik nicht anwenden zu können, sondern umgekehrt von ihr angewendet zu werden. Während dieses dingliche ›Eigenleben‹ kulturwissenschaftlich auf positives Interesse stößt,⁶ wird es in Zeiten eines »Internets der Dinge« problematisiert und technikkritisch formuliert.⁷ Die kritische, ja feindliche Einstellung gegenüber Technik weist eine philosophische Tradition auf, die deutlich macht, dass sich das Problem mit der Technik an großer Systemtechnologie⁸ entzündet und nicht an einem Hammer, der sich problemlos dafür handhaben lässt, einen Nagel einzuschlagen. Davon zeugen diskursprägende Schriften der Nachkriegszeit, die im Zeichen von Weltraum-⁹ und Atomtechnik¹⁰ sowie Kybernetik stehen und ein Unbehagen nicht in,¹¹ sondern an der Technik artikulieren. Zu diesen Schriften gehören auch Heideggers bekannte Techniktexte.

DIE DUNKLE SEITE DER TECHNIK

»Es gibt keine Dämonie der Technik, wohl dagegen das Geheimnis ihres Wesens.«¹² Die Stelle mag dazu dienen, eine Dämonisierung der Technik bei Heidegger zu verneinen. Jedoch ist es eine Sache, wie er Dämonie verbal abwehrt, eine andere, was er tut, wenn er ihr Wesen beschreibt. Aus diesem Grund soll hier kurz Heideggers Vorgehen daraufhin rekapituliert werden, wie er ein Wesen der Technik artikuliert. In einem ersten Schritt wendet er sich gegen eine »gängige Vorstellung von Technik«.¹³ Eine derartige Vorstellung fasse Technik zum einen instrumentell als Mittel zum Zweck, zum anderen anthropologisch als menschliches Tun. Beides hält Heidegger für »richtig«, aber nicht für »wahr«, weshalb er sich auf die Suche nach dem wahren Wesen der Technik macht, das er im »Entbergen« findet. Während er dieses in vormoderner Technik poetisch als Hervorbringen bestimmt, wird es ihm in moderner Technik zum Herausfordern bzw. herausforderndem Stellen, und daraus benennt er Technik in der Moderne we-

6 Siehe Blättler/Schmieder: In Gegenwart des Fetischs.

7 Siehe Sprenger/Engemann: Internet der Dinge; Schirrmacher: Technologischer Totalitarismus.

8 Vgl. Hughes: »The Evolution of Large Technological Systems«.

9 So zeugt etwa der Anfang von Hannah Arendts *Vita activa* vom sogenannten Sputnikschock; siehe Arendt: *Vita activa* oder Vom tätigen Leben.

10 Siehe Anders: *Die Antiquiertheit des Menschen*, Bd. 1 u. 2.

11 Analog zu Freud: *Das Unbehagen in der Kultur*.

12 Heidegger: »Die Frage nach der Technik«, S. 29.

13 Ebd., S. 8.

sentlich mit »Ge-stell«.¹⁴ Diesem Gestell schreibt er eine Eigenmacht zu, die Natur wie Menschen gleichermaßen bestelle. Und auch wenn Menschen die Natur mit Maschinen ausbeuten, beruhe dies nicht auf ihrer Handlungsmacht, vielmehr würden sie für die große Bestellung selbst eingesetzt als »Angestellte des Bestellens«.¹⁵ In dieser Beschreibung wird eine technologische Vorgängigkeit angenommen und Technik mit einer eigenen Agency ausgestattet; beides kennzeichnet auch heutige technikorientierte Ansätze.

Zunächst interessiert hier der formale Aspekt. Während ein in Heideggers Ausdrucksweise gängiges Technikverständnis von einem autonomen Subjekt ausgeht, das sich der Technik als Objekt und Mittel zu seinem Zweck bedient, verhält es sich mit seinem Wesen der Technik gerade umgekehrt: hier ist es die Technik, die sich der Menschen bedient. An dieser Stelle wird Heideggers »Akteursverschiebung«¹⁶ formal greifbar. Mit ihr lässt sich die »Kehre« als Wende weg vom Menschen hin zum Sein verstehen sowie nachvollziehen, wie das Gestell zum Akteur wird. Mit dieser Verschiebung werden Subjekt- und Objektpositionen vertauscht, ja Technik wird anthropomorphisiert, mit menschlichen Charakteristika wie Handlungsmacht ausgestattet und als Subjekt imaginiert. Eine analoge Figur findet sich ebenso bei aktuellen agency-orientierten Einsätzen wie der Akteur-Netzwerk-Theorie. Gemeinsam ist diesen Diskursen, dass sie Dinge mit einem Eigenleben und Handlungsmacht ausstatten und sie nicht als Instrumente auffassen, über die menschliche Subjekte verfügen.¹⁷ Anders als Heidegger markieren sie keine Differenz zwischen Werkzeug und großer Systemtechnologie, stattdessen setzen sie bei einzelnen Dingen an und pluralisieren letztlich den Werkzeugbegriff.¹⁸

Die genannte Akteursverschiebung macht sich noch in anderer Hinsicht bemerkbar. Heidegger genauso wie heutige technikorientierte Diskurse lassen zwar die Menschen als Subjekte der Geschichte abdanken, »behalten« aber, wie Jens Schröter registriert, trotzdem »die subjektzentrische Struktur bei«,¹⁹ die doch gerade Gegenstand ihrer Anthropozentrismuskritik ist. Noch in der pluralisierten Form figuriert ein Technosubjekt als neuer »König« und soll als »technologisches Subjekt« selbst Geschichte schreiben. In derartigen Technikkonzeptionen geht das

14 Während sich Ernst Cassirer in *Form und Technik* [1930] eingehend mit Ernst Kapps *Grundlinien einer Philosophie der Technik* [1877] auseinandersetzt, könnte sich bei Heidegger Kapps »technisches Gestell« terminologisch niedergeschlagen haben; siehe Anna Tuschling: »Ernst Kapps Culturapparat. Ein Vorschlag zur Relektüre der Grundlinien einer Philosophie der Technik«.

15 Heidegger: »Das Ge-Stell«, S. 30.

16 Morat: Von der Tat zur Gelassenheit, S. 175.

17 Vgl. Blättler: »List der Technik«; siehe auch Voller/Schnödl: »Von der Herrschaft der Technik zum Parlament der Dinge«.

18 Z.B. Latour: Wir sind nie modern gewesen, S. 143.

19 Schröter: »Der König ist tot, es lebe der König«, S. 15.

Potential einer doppelten »List der Technik«²⁰ verloren. Mit dieser zweideutigen Formel lässt sich menschliche wie technische List adressieren, aber auch deren Spannungsverhältnis thematisieren und begrifflich entfalten. Technozentrische Ansätze hingegen legen die technische List zwar nicht mehr einseitig darauf fest, Mittel zum Zweck eines listigen Menschen zu sein, doch schlagen sie genauso einseitig nun die List ganz der Technik zu. Mit dieser »Kehre« werden offensichtlich technische Eigendynamiken registriert. Ansätze wie von Heidegger oder Kittler avisieren einen dezidiert asymmetrischen »Zug der Technik«,²¹ der sich durch die einzelnen Menschen hindurch und auf deren Kosten durchsetzt und lokalisieren ihn in der »planetarischen Technik«,²² dem Gestell oder der Hardware. Demgegenüber vermögen »Versammlungen« von Menschen und technischen Dingen es schwerlich, diesen technischen Zug theoretisch zu fassen, den sie mit symmetrischem Wunschdenken geradezu verharmlosen.

Nach dem formalen soll nun der qualitative Aspekt von Heideggers Wesen der Technik in den Blick rücken. Gleich zu Beginn seines Fragens nach der Technik weist er darauf hin, dass Technik keineswegs »etwas Neutrales« sei und »wir« so oder so »[ü]berall [. . .] unfrei an die Technik gekettet« blieben, ungeachtet dessen, ob »wir« sie »leidenschaftlich bejahen oder verneinen«²³ würden. Er beschreibt Technik grundlegend als eine Macht, die sich siegreich mobilisieren lasse oder zum apokalyptischen Verhängnis werde. Diesen »Januskopf«²⁴ der Technik inszeniert Heidegger sprachlich und konzeptuell. In seiner Rektoratsrede fordert er, dass Technik als eine der »weltbildenden Mächte des menschlich-geschichtlichen Daseins«²⁵ unmittelbar für Wissenschaft und Philosophie fruchtbar gemacht werden sollte. Die Macht der Technik im Sinne einer planetarischen Maschinenteknik steht hier für eine »Mobilisierung der Welt«,²⁶ wie sie Ernst Jünger in seiner heroischen Gestalt des *Arbeiters* darstellt.

Einer derart weltbildenden Charakterisierung von Technik im planetarischen Maßstab steht die spätere Kritik an der »schrakenlose[n] Herrschaft der modernen Technik«²⁷ gegenüber. Diese Technikkritik schreibt Technik nicht nur formal dieselbe Subjektstruktur zu, sie zeugt auch typologisch weiterhin genauso von Jüngers *Arbeiter*, nur diesmal mit negativem Vorzeichen, analog zu F. G. Jüngers

20 Siehe Blättler: »List der Technik«.

21 Ebd., S. 283.

22 Vgl. Heidegger: »Spiegel-Gespräch mit Martin Heidegger«, S. 668.

23 Heidegger: »Die Frage nach der Technik«, S. 7.

24 Jünger, Friedrich-Georg: Brief an Ernst Jünger, 11.12.1931, zit. nach Morat: Von der Gelassenheit, S. 225.

25 Heidegger: »Die Selbstbehauptung der Deutschen Universität«, S. 111.

26 Vgl. Jünger: *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*, S. 155ff. (bes. Kap. 54); siehe dazu Morat: Von der Tat zur Gelassenheit, S. 147ff. Von einer derart konzipierten Macht der Technik unterscheidet sich Christoph Hubigs modales Konzept von Technikmacht; siehe Hubig: *Die Kunst des Möglichen III*.

27 Heidegger: Hölderlins Hymne »Andenken«, S. 91.

Perfektion der Technik. »Machenschaft« gilt als »wichtigste Kategorie«,²⁸ mit der sich Heidegger dem Wesen der Technik vor 1945 nähert, während mit den Nachkriegsvorträgen das Gestell diesen systematischen Ort einnimmt und als neuer Name für das Wesen der modernen Technik dient.²⁹ Überdies ordnet Heidegger sein Fragen nach der Technik, so nihilistisch, bodenlos, zerstörerisch und seinsvergessen sie auch charakterisiert wird, in sein Programm der Seinsgeschichte ein und markiert damit eine »denkerische Distinktion«³⁰ gegenüber den Jüngers. Schon in seinem »Brief über den ›Humanismus‹« schreibt er: »Die Technik ist in ihrem Wesen ein seinsgeschichtliches Geschick der in der Vergessenheit ruhenden Wahrheit des Seins. [. . .] Als eine Gestalt der Wahrheit gründet die Technik in der Geschichte der Metaphysik.«³¹ Indem das Gestell als Geschick deklariert wird, delegiert Heidegger zum einen »das Machbare« »an eine fremde Instanz«³² wie die »technischen Machenschaften«. Zum anderen wird Technik in eine geschichtsphilosophische Narration eingebunden, die allerdings nicht mehr menschliche Handlungsmacht mit der Unverfügbarkeit der Geschichte problematisiert, sondern eine »Geschichtstheologie«³³ erneuert.

In seiner intellektuellengeschichtlichen Monographie, mit der er die Denkwege von Heidegger und den Gebrüdern Jünger untersucht, legt Daniel Morat detailliert dar, wie sich das Technikverständnis der drei Protagonisten im gegenseitigen Austausch seit den 1920er Jahren bis in die Nachkriegszeit gestaltet und verändert hat. Deren spätere Technikkritik bindet er zum einen systematisch an die frühere, ebenso apokalyptisch geprägte heroisch-modernistische Technikaffirmation zurück. Zum anderen arbeitet er heraus, wie sich Heidegger und die Jünger über Technik »verdeck[t]«³⁴ mit dem Problem individuellen Handelns unter totalitären Bedingungen auseinandergesetzt haben. Bei den Jüngers macht Morat eine »Umcodierung ihres ideologischen Denkhaushalts« aus und attestiert ihnen eine »exkulpative Technikkritik«,³⁵ die die nationalsozialistische Vernichtungspraxis als »ständig[e] Begleiterscheinung eines entwickelten technischen Kollektivs«³⁶ hinstellt. In diesen über Technik artikulierten Entschuldungsdiskurs reiht sich auch Heidegger ein, wenn er seine nach der Rektoratsrede verfassten Texte im Rückblick so darstellt, als habe er gerade über ihre Technikkritik Kritik am Regime geübt.³⁷ Der Fokus auf »Technik als Agentur anonymer Herrschaft«³⁸ macht dies

28 Wie Morat darlegt; siehe Morat: Von der Tat zur Gelassenheit, S. 177.

29 Vgl. ebd., S. 465f.

30 Ebd., S. 467.

31 Heidegger: »Brief über den ›Humanismus‹«, S. 340.

32 Kittsteiner: Mit Marx für Heidegger, S. 134.

33 Ebd., S. 134.

34 Morat: Von der Tat zur Gelassenheit, S. 525.

35 Ebd., S. 524, 455 u. 465.

36 Jünger: Die Perfektion der Technik, S. 317.

37 Siehe auch Kellerer: Zerrissene Moderne, S. 230ff.

besonders einsichtig. Christian Voller weist dies in seiner Untersuchung zum Technikdiskurs in Deutschland als eine »sukzessive Transformationsbewegung«³⁹ aus, die zwischen der Nachkriegskonzeption von Technik als Verhängnis und der zu Beginn der 1930er Jahre avisierten volksgemeinschaftlichen Aneignung von Technik keinen »qualitative[n] Bruch« ausmachen lässt.

Von diesen Hinweisen ausgehend soll im weiteren Heideggers »Umcodierung« an zwei bekannten Beispielen einsichtig gemacht werden. Als erstes Beispiel dient die Vorlesung *Einführung in die Metaphysik*. Ordnet Heidegger die »trostlose Raserei der entfesselten Technik«, verbunden mit der »bodenlosen Organisation des Normalmenschen«⁴⁰ darin Russland und Amerika zu, deutet er in den darauffolgenden Jahren das nationalsozialistische Deutschland »schrittweise vom erhofften Überwinder der nihilistischen Moderne zu einem ihrer Symptome«⁴¹ um. In dieser Vorlesung modifiziert er später, vermutlich 1953, die »innere[] Wahrheit und Größe des Nationalsozialismus« in »innere[] Wahrheit und Größe dieser Bewegung« und fügt als erläuternde Klammer hinzu: »(nämlich mit der Begegnung der planetarisch bestimmten Technik und des neuzeitlichen Menschen)«. ⁴²

Das zweite Beispiel stammt aus einem der Bremer Vorträge, in dem sich Heidegger in den Ausführungen zum Gestell auch zum nationalsozialistischen Vernichtungskrieg äußert: »Das Erdreich [. . .] ist be-stellt, betroffen mit Gestellung. So verstehen wir jetzt und im folgenden das Wort bestellen.« Im Unterschied zum »bäuerliche[n] Tun« sei inzwischen

auch die Feldbestellung in das gleiche Be-stellen übergegangen, das die Luft auf Stickstoff, den Boden auf Kohle und Erze stellt, das Erz auf Uran, das Uran auf Atomenergie, diese auf bestellbare Zerstörung. Ackerbau ist jetzt motorisierte Ernährungsindustrie, im Wesen das Selbe wie die Fabrikation von Leichen in Gaskammern und Vernichtungslagern, das Selbe wie die Blockade und Aushungerung von Ländern, das Selbe wie die Fabrikation von Wasserstoffbomben.⁴³

In den zu Heideggers Lebzeiten publizierten Vorträgen findet sich der letzte Satz verkürzt auf: »Ackerbau ist jetzt motorisierte Ernährungsindustrie.«⁴⁴

38 Voller: »Im Zeitalter der Technik?«, S. 249.

39 Ebd., S. 249 u. 250.

40 Heidegger: *Einführung in die Metaphysik*, S. 40 u. 41.

41 Morat: *Von der Tat zur Gelassenheit*, S. 181.

42 Heidegger: *Einführung in die Metaphysik*, S. 208; vgl. Morat: *Von der Tat zur Gelassenheit*, S. 182.

43 Heidegger: »Das Ge-Stell«, S. 27.

44 Heidegger: *Die Technik und die Kehre*, S. 14.

Der instrumentelle Charakter von Technik wird über das schicksalshafte Gestell menschlichen Individuen ab- und dafür einer Technomacht zugesprochen. Die Passage adressiert, wie Christian Voller im oben angeführten Aufsatz deutlich macht, nicht den Massenmord an Juden, sondern stellt die Technik als hinreichende bzw. notwendige Bedingung für den Holocaust heraus. Auf der ontologischen Ebene wird in dieser Operation »das Morden in einen planetarischen Schicksalszusammenhang, das Wesen der modernen Kraftmaschinenteknik«⁴⁵ eingeschrieben. Die spätere Tilgung des oben angeführten Passus durch Heidegger kann als Rücknahme dieser Ontologisierung gewertet werden. Allerdings ist in Heideggers privaten, aber inzwischen veröffentlichten *Anmerkungen* aus den *Schwarzen Heften* einer solchen Argumentation erneut eine ontologische Ebene eingezogen, die die Verschränkung von Technik, Herrschaft und Vernichtung nahelegt und einem spezifischen Subjekt zuschreibt:

Wenn erst das wesenhaft »jüdische« im metaphysischen Sinne gegen das Jüdische kämpft, ist der Höhepunkt der Selbstvernichtung in der Geschichte erreicht; gesetzt, daß das »jüdische« überall die Herrschaft vollständig an sich gerissen hat, so daß auch die Bekämpfung »des Jüdischen« und sie zuvörderst in die Botmäßigkeit zu ihm gelangt.⁴⁶

Es ist dies zwar eine von Heidegger zu Lebzeiten bewusst unveröffentlichte Formulierung, gleichwohl fällt deren Strukturähnlichkeit mit veröffentlichten Werksabschnitten auf, namentlich in seinen Technikschriften. Die Subjektposition, die oben der Herrschaft »des Jüdischen« zugeschrieben wird, wird hier durch die Herrschaft des Gestells als Wesen moderner Technik ersetzt.

EPOCHALE RECHNUNGSFORMATION

Nicht allein in Heideggers Blick auf Nationalsozialismus, Vernichtungslager und Krieg, vielmehr in seiner ganzen Kritik an der Moderne kommt Technikkritik ein systematischer Ort zu. Philosophische Modernekritik, die die »Entzauberung der Welt« durch Rationalisierung, Ökonomisierung und Technisierung beklagt, zeichnet nicht nur Emanzipation als Abfall vom Glauben und Sturz in Nihilismus, sondern identifiziert die Moderne mit einer epochalen utilitaristischen Rechnungsformation. Kritik an rechnenden Entitäten übt auch Heidegger immer wieder; einige Beispiele mögen dies illustrieren: »rechnende[s] Herstellen der Technik«, »rechnende[s] Vorstellen«, »rechnende[s] Bewußtsei[n]«, »rechnende Vernunft«⁴⁷ und ganz grundsätzlich der moderne Mensch als »rechnende[r] Mensch«.⁴⁸ Bereits

45 Voller: »Im Zeitalter der Technik?«, S. 273.

46 Heidegger: *Anmerkungen I-V*, S. 20.

47 So Heidegger: »Wozu Dichter?«, S. 305 u. 306.

48 z.B. Heidegger: »Die Zeit des Weltbildes«, S. 87.

diese Aufzählung zeigt einen systematischen Zusammenhang an, den eine längere Passage verdeutlicht:

Die Herrschaft der Berechnung und des Rechnungshaften und planmäßig Gesicherten entspringt nicht der Absicht und Tätigkeit einzelner Menschen, Menschengruppen, Kulturkreise und Nationen; es ist umgekehrt: der planende, rechnende Mensch, die ausnahmslos technisch-politische Einrichtung des Lebensganges ist in den sogenannten autoritären und angeblich demokratischen Staaten zwar der Art und Gesinnung nach grundverschieden, dem metaphysischen Wesensgrund nach jedoch abendländisch, und das heißt: dieselbe. Dieses neuzeitliche Menschsein besteht nur als die Vollstreckung eines metaphysischen Vorgangs im Wesen des Seins selbst und somit des Seienden im Ganzen.⁴⁹

In einer Nietzschevorlesung während des Krieges verbindet Heidegger Technisierung und Ökonomisierung in der Wendung »machinale Ökonomie«, die er folgendermaßen erläutert: als »maschinenmäßige Durchrechnung alles Handelns und Planens in ihrer unbedingten Gestalt«, der nur der »Übermensch gemäß« sei, »und umgekehrt: Dieser bedarf jener zur Errichtung der unbedingten Herrschaft über die Erde«.⁵⁰

Derartigen Beschreibungen liegt die Vorstellung einer epochalen Formation zugrunde, die eine rechnende wie berechnende Mittel-Zweck-Relation kennzeichnet. Darüber wird zum einen Vernunft auf kalkulierende Zweckrationalität verengt. Zum anderen wird Technik – in weiten Teilen der philosophischen Tradition über die Termini von Mittel und Zweck thematisiert – auf Instrumentalität enggeführt, sei dies seitens eines Individuums (Heideggers Technik im gängigen Sinn) oder delegiert an ein Schicksal (hinsichtlich eines Wesens der Technik). Sowohl die monierte Rationalisierung und Technisierung werden strukturähnlich mit einer berechnenden, auf Profit ausgerichteten und nach Plan ablaufenden Ökonomisierung vorgestellt. Seine Kritik an einem »neuzeitlichen« Rationalismus formulierte Heidegger paradigmatisch am cartesischen Subjektbegriff; Sidonie Kellerer legt dar, wie Descartes für Heidegger zum »philosophischen Anti-Modell«⁵¹ wurde und ihn Rationalismus zugunsten einer »Hermeneutik der Faktizität« verabschieden ließ.

Bei Heideggers durchgehender Kritik an Rationalität und Wissenschaft fällt nicht nur auf, dass sie mit Technikkritik gepaart, sondern dass sie analog charakterisiert werden. Auch mit der Visualisierung der Technik als Macht und später in der Rede von einem Wesen der Technik ändert sich die Art und Weise der Be-

49 Heidegger: Nietzsches Lehre vom Willen zur Macht als Erkenntnis, S. 72.

50 Heidegger: Nietzsche. Der europäische Nihilismus, S. 205.

51 Kellerer: Zerrissene Moderne, S. 168, ausführlich siehe den vierten und fünften Teil des Buches.

schreibung nicht. So wird Technik Heidegger zum Kulminationspunkt abendländischer Metaphysik: »Technik ist die Herstellung des Seienden selbst (der Natur *und* der Geschichte) in die berechenbare Machbarkeit, die Machsamkeit durchmachende Machenschaft. [. . .] Die Technik ist der höchste und umfangreichste Triumph der abendländischen Metaphysik«,⁵² und:

Die schrankenlose Herrschaft der modernen Technik in jeder Ecke dieses Planeten ist nur die späte Folge einer sehr alten technischen Auslegung der Welt; welche Auslegung sonst Metaphysik heißt. Der Wesensursprung der neuzeitlichen Technik liegt im Beginn der Metaphysik bei Platon.⁵³

Heidegger charakterisiert moderne Wissenschaft mit den gleichen Worten wie moderne Technik, und begründet dies damit, dass Technik nicht etwa »angewandte Naturwissenschaft«,⁵⁴ sondern umgekehrt »die neuzeitliche Naturwissenschaft Anwendung des Wesens der Technik« sei: »die moderne Naturwissenschaft ist in ihrem Wesen von Anfang an der technische Angriff auf die Natur und deren Eroberung«. ⁵⁵

Offenkundig geht es Heidegger darum herauszustellen, dass Technik jenseits der menschlichen Verfügung liegt und Eigengesetzlichkeiten aufweist, die wiederum für die Menschen formativ sind. Es steht zu fragen, wie ein solches Unverfügbarkeitsmotiv zu demjenigen steht, das kennzeichnend für die klassische Geschichtsphilosophie ist. Selbige artikuliert als Problem, dass Geschichte als übergreifender Prozess erscheint, den aktive, selbstbestimmte und handlungsmächtig vorgestellte Subjekte nicht selbst machen können.⁵⁶ So die Motivlage und der konzeptionelle Einsatz, der Hegels Weltgeist und Marx' Weltmarkt charakterisiert. Ein derartiges Unverfügbarkeitsmotiv ist bei Heidegger nun nicht im emphatischen Begriff der Geschichte, sondern in demjenigen der Technik zusammengezogen. Planetarische Technik, Machenschaft und Gestell lauten die totalisierenden Begriffe, die ins Spiel gebracht werden. Deren unverfügbare Eigendynamik ist derjenigen der Geschichte auch dahingehend analog, als sie die Idee eines autonomen menschlichen Subjekts herausfordert.

Auf die implizite Nähe von Technik- und Kapitalbegriff haben in der jüngeren Rezeptionsgeschichte und wohl auch unter dem Eindruck des Aufstiegs der Medienwissenschaft verschiedene Autoren hingewiesen. Hervorzuheben ist allen voran Heinz Dieter Kittsteiner, der Heideggers Gestell mit Marx' Kapitalbegriff gegenliest. Hier wird deutlich, wie der ältere Autor das Motiv der historisch un-

52 Heidegger: *Besinnung*, S. 173 u. 176.

53 Heidegger: *Hölderlins Hymne »Andenken«*, S. 91.

54 Heidegger: »Das Ge-Stell«, S. 43; darauf macht Morat aufmerksam, vgl. Morat: *Von der Tat zur Gelassenheit*, S. 475.

55 Heidegger: *Einleitung in die Philosophie*, S. 149.

56 Vgl. Kittsteiner: *Listen der Vernunft*.

verfügbaren Dynamik dem Weltmarkt zuschreibt – der gut 100 Jahre später schreibende der planetarischen Technik. Auf die strukturellen Äquivalenzen zwischen Heideggers Gestell und Marx' »automatische[m] Subjekt«⁵⁷ weist auch der Medienwissenschaftler Jens Schröter hin; hiervon ausgehend fragt er dann nach den Motiven des in der Akteur-Netzwerk-Theorie vertretenen Eigenlebens der Dinge.⁵⁸ Dieter Mersch befragt die Medienwissenschaft direkt, wenn er die von Kittler avisierten Medienensembles eine »Technik heckende Technik«⁵⁹ nennt und damit Marx' Kapitalbegriff analog stellt. Christian Voller schließlich argumentiert in seiner luziden Analyse der diskursiven Lagestiftungen im Nachkriegsdeutschland, dass hier von einer »Absonderung der Ökonomie von der Maschine«⁶⁰ gesprochen werden muss. Darauf aufbauend begreift er den Technikbegriff sowohl Jüngers als auch Heideggers als »Technikfetisch« im starken Sinne des Konzepts.

Die folgenden Überlegungen schließen insbesondere an Kittsteiners Einsatz an, Heideggers Technikkritik als »ver-stellte Kapitalismus-Kritik«⁶¹ zu verstehen, und zwar im doppelten Sinn: zum einen verstelle diese Technikkritik, dass und wie der Technikdiskurs mit dem Nationalsozialismus paktiert hat, zum anderen verstelle die Technik bei Heidegger einen Kapitalbegriff. Diese »Ausblendung«⁶² der Politischen Ökonomie, die Kittsteiner bei Heidegger sowie in dessen Rezeption moniert, lässt sich bis in die Gegenwart beobachten.

PROBLEME

Welche Fragen wirft nun die konstatierte Ökonomievergessenheit von Heideggers Technikbegriff heute auf? Zwei Probleme möchten hier formuliert und zur Diskussion gestellt werden.

Ein erstes Problem, das mit dieser Ausblendung der Ökonomie einhergeht, betrifft die Subjektivierung von Strukturphänomenen. Einen Subjektivierungsprozess, wie er sich auch bei einem Technikbegriff wie demjenigen Heideggers beobachten lässt, kann der ökonomische Fetischbegriff benennen und analysieren. Um dies zu verdeutlichen, sollen probenhalber die einzelnen Schritte dieses Prozesses⁶³ bezogen auf Heideggers Gestell als Strukturphänomen ausbuchstabiert werden.

Zunächst wird das Gestell enthistorisiert und ontologisiert, indem seine spezifische Entstehungsgeschichte wegfällt und ihm ein schicksalhaftes Sein zuge-

57 Marx: Das Kapital I, S. 169.

58 Siehe Schröter: »Simulation (Marx und Heidegger)«; Schröter: »Das automatische Subjekt«.

59 Mersch: Medientheorien, S. 202.

60 Voller: »Im Zeitalter der Technik?«, S. 259.

61 Kittsteiner: Mit Marx für Heidegger, S. 128ff. (§12).

62 Ebd., S. 132.

63 Siehe Blättler/Schmieder: »Dämonischer Mammon«.

sprochen wird. Wenn die Bedingungen, unter denen das Gestell entstanden ist, für seine wesentlichen Eigenschaften selbst gehalten werden, findet eine Verkehrung statt. Der dingliche Aspekt besagt, dass es beim Gestell um einen wirklichen strukturellen Zusammenhang geht, der als Zwang erfahrbar ist. Wenn das Gestell für eine höhere, quasi autonome, vom Handeln menschlicher Akteure unabhängige Macht gehalten wird, findet ein mystifizierender Schritt statt. An diesem Punkt nun lassen sich verschiedene Verfahren unterscheiden, das Gestell als Person zu imaginieren. Während bei einer Personifikation des Gestells dieses der Logik einer Sache folgt, wird mit einer Personifizierung das Gestell mit einem Eigenleben ausgestattet. Personalisierung wiederum dreht den kausalen Zusammenhang um, hier soll das Gestell eine Person sein, die bestimmte Strukturen verursacht.⁶⁴ Mit Hilfe dieser Differenzierung lassen sich nun die bekannten Figuren befragen, die philosophisch von einer meist wertenden Auseinandersetzung mit moderner Technik zeugen. In diesem Kontext ist die Bedeutung der Prometheusfigur augenscheinlich, über welche die Beziehungen zwischen List und Technik verhandelt werden.⁶⁵ Darüber hinaus dominiert diese Figur mythisch gespeiste Technikvorstellungen. Wie Christian Voller herausgearbeitet hat, ist eine solche mythische Aufladung der Prometheusfigur ein wesentliches Moment der deutschen Technikkritik nach dem zweiten Weltkrieg. Charakteristisch ist dort die Umwertung der Figur von einem aufklärerischen Helden zu einem sich an der Schöpfung vergehenden Frevler.⁶⁶ Weitere Figuren, über die Technik imaginiert wird, sind der *homo faber*, der Ingenieur, der Techniker und auch das oben genannte Technosubjekt. Die Frage, die sich bei all diesen Figurationen stellt, lautet: Handelt es sich jeweils um eine Personifikation, Personifizierung oder Personalisierung von Technik?

An der Personalisierung der ökonomischen Macht in der Gestalt »des Juden« zeigt sich der Zusammenhang von ökonomischem Fetischismus und modernem Antisemitismus. Diese Art der Subjektivierung gibt der anonymen Struktur des Kapitals ein konkretes Gesicht und macht sie darüber als Feind identifizierbar. Eine Personalisierung des Kapitals ist keineswegs neutral, sie fasst die ökonomische Problematik über bestimmte Bilder, identifiziert eine Problemursache und legt implizit eine politische ›Lösung‹ nahe. Wenn man nun Heideggers MACHENSCHAFT, planetarische Technik und Gestell als Namen für das Kapital liest, stellt sich genau die Frage nach der Art dieser Personalisierung. Sie alle weisen eine Technosubjektstruktur auf, die nicht nur macht bzw. stellt, sondern herrscht. Zwar wird das Gestell ins Sein eingemeindet aber weiterhin seinsvergessen und sehr ökonomisch charakterisiert:

Das Ge-Stell stellt. Es reißt alles in die Bestellbarkeit zusammen. Es rafft alles Anwesende in die Bestellbarkeit und ist so die Versammlung

64 Zum Unterschied von Personifikation, Personifizierung und Personalisierung siehe Heinrich: Kritik der politischen Ökonomie, S. 187; zum Antisemitismus siehe ebd., S. 186ff.

65 Vgl. Blättler: »Ewiger Prometheus, lange Schatten Gottes und die Listen der List«.

66 Voller: »Wider die ›Mode heutiger Archaik‹«.

dieses Raffens. Das Ge-Stell ist: Geraff. [. . .] Das Ge-Stell ist in sich die raffend treibende Zirkulation des Bestellens des Bestellbaren in das Bestellen.⁶⁷

Der hier überdies manifeste, von den Nationalsozialisten proklamierte Gegensatz von »schaffendem« und »raffendem« Kapital weist das Gestell in den Bereich des »parasitären« Wuchers und identifiziert in ihm ein Subjekt der Seinsvergessenheit.

Das zweite Problem, das die Ausblendung der Ökonomie heute nach sich zieht, scheint in ihrem Verhältnis zum Kritikbegriff zu liegen. Bei lebhaft rezipierten Einsätzen wie von Rosi Braidotti oder Bruno Latour fällt auf, wie Kritik tendenziell zu einem Schimpfwort wird: die eine hat genug von der ewigen »Schwarzmalerei«, der andere nicht zu unrecht von selbstgefälligen Kritikern vom Dienst.⁶⁸ Attraktiver wirkt die über Heidegger oder Gilles Deleuze anverwandelte Nietzsche'sche »Überwindung des Nihilismus«, die als optimistisch-affirmative Wiederverzauberung programmatisch wird und an Eigenleben und Macht der Dinge erfreuen lässt.⁶⁹

Heideggers Technikschriften demonstrieren die Ausblendung der Ökonomie auf spezifische Art und Weise. Sie adressieren zwar ein ökonomisches Problem, das phänomenal, nämlich über Technik, erfahren wird, analysieren es jedoch nicht als solches. Das ist insofern nachvollziehbar, als Industrialisierung und moderner Kapitalismus zeitgleich entstanden sind und moderner Technik immer schon der für Waren charakteristische Doppelcharakter zukommt,⁷⁰ es also auch große Systemtechnik wie Computertechnologie nicht losgelöst von dieser Wirtschaftsform gibt. Die technisch-ökonomische Verklammerung wird kulturphilosophisch, von Ernst Cassirer oder Hans Blumenberg, durchaus als solche benannt,⁷¹ von Heidegger jedoch verstellt. Stattdessen legt dieser mit seiner planetarischen Technik ein Unterfangen vor, das als Politische Technologie zu bezeichnen ist, die nicht nur verbal auf die geopolitische Dimension hinweist, die heute von einer Politischen Ökologie weitergeführt wird.⁷²

Gleichsam als dessen Kehrseite korrespondiert die Hinwendung zu einer höheren Macht der Technik mit einer anthropozentrismuskritischen Stoßrichtung ontologisch-technologischer Ansätze, die sich ebenfalls auf Heideggers Gestellsein berufen. Zunächst lässt sich fragen, warum Anthropozentrismuskritik gerade

67 Heidegger: »Das Ge-Stell«, S. 32 u. 33.

68 Vgl. z.B. Latour: »Why Has Critique Run Out of Steam?«; Braidotti: The Posthuman.

69 Vgl. Blättler: »Austreibung der Schatten?«.

70 Siehe zum Technikfetisch Voller: »Im Zeitalter der Technik?«; Voller/Schnödl: »Von der Herrschaft der Technik zum Parlament der Dinge«.

71 Siehe Cassirer: »Form und Technik«; Blumenberg: »Methodologische Probleme einer Geistesgeschichte der Technik«.

72 Latour: Parlament der Dinge; Latour: Face à Gaïa; vgl. dazu Werber: »Gaias Geopolitik«.

in Zeiten eines beobachteten »Technologischen Totalitarismus«⁷³ Subjekt nicht nur zum Unwort erklärt, sondern zugleich unterstellt, dass »der Mensch« gleichwohl über die Erde verfüge, diese ausbeute und deshalb seinem frevlerischen Tun Einhalt zu bieten sei. Demgegenüber sind wissenschaftsgeschichtlich andere Sensibilitäten zu verzeichnen. So findet sich bei Hans-Jörg Rheinberger eine Auseinandersetzung mit übergreifenden Strukturzusammenhängen als Prozess ohne menschliches oder absolutes Subjekt der Geschichte; entsprechend begreift er Evolution als etwas, das zwar seine jeweiligen Bedingungen, zugleich jedoch »einen nach vorne offenen Horizont«⁷⁴ aufweist. Neben Heidegger gilt besonders Michel Foucault als anthropozentrismuskritischer Gewährsmann, doch markiert er nicht einen Unterschied ums Ganze? Foucault forderte nicht ein Aufwachen aus dem anthropologischen Schlaf, um sich einem neuen oder alten Gott zu unterwerfen, sondern um strukturelle Veränderungen, die Menschen an den Rand drängen, theoretisch entsprechend zu reflektieren. Rückblickend meinte Kittler, Foucault und andere französische Theoretiker hätten ihm lediglich erlaubt, auf Heidegger zurück zu kommen, ohne diesen zu nennen,⁷⁵ und tatsächlich scheint es, als würde Kittler die Franzosen gleichsam von Heidegger aufsaugen lassen. Doch hat nicht Foucault auf seine Art Heidegger so gelesen wie Marx Adam Smith und David Ricardo, und mit seinem Verfahren einer Genealogie eben *Kritik* der Politischen Technologie betrieben? Auch diese Aufgabe bleibt »nach Kittler«⁷⁶ noch zu tun.

Was hat es mit dem gegenwärtigen ontologischen Begehren auf sich? Wünscht sich hier ein von technischer Eigendynamik dezentriertes Subjekt, seine »Ohnmacht des Begriffs« wenigstens an der Macht des Seins dingfest zu machen? Was bringt eine Metaphysik der Technik oder eine »Ontologie der Medien«,⁷⁷ wenn sie lediglich das, was schon ist, mit traditionellem philosophischen Gestus bestätigt? Hier scheint Hegels Weltgeist nicht als Weltmarkt, sondern als planetarische Technik wiederzukehren. Kittler weist selbst auf sein in ihm eingebautes »Hegelianerwesentum«⁷⁸ hin und berauscht sich an der mobilisierenden Macht der Technik.⁷⁹ Damit registriert er ihren Zug, macht sich aber auch zu dessen Komplizen. Warum also das Gestell noch metaphysisch absegnen? Wäre es nicht dringender, sich theoretisch der materiellen Wirkmacht zu stellen und zugleich den Geltungsanspruch ihrer schieren Faktizität auf ihr Gewordensein hin zu befra-

73 Schirmacher: *Technologischer Totalitarismus*.

74 Rheinberger: »Orte des wilden Denkens«, S. 158; vgl. ders.: »Entwicklung als ›Prozess ohne Subjekt«.

75 Armitage: »From Discourse Networks to Cultural Mathematics«, S. 20.

76 Zur Historisierung von Kittler siehe Pias: »Kittler und der ›Mißbrauch von Heeresgerät«.

77 Kittler: »Towards an Ontology of Media«.

78 Kittler: *Platz der Luftbrücke*, S. 38.

79 Geoffrey Winthrop-Young hebt den Stellenwert der Mobilisierung hervor und weist auch auf Kittlers Lektüre von Ernst Jünger hin, insbesondere auf *Die totale Mobilmachung* und den *Arbeiter*; Winthrop-Young: *Kittler and the Media*, S. 134 u. 142.

gen? Dann lässt sich über Technik nicht mehr losgelöst von ihrer ökonomischen Form nachdenken, und darüber hinaus wird deutlich, dass große Systemtechnologie nicht ›den Menschen‹ beherrscht, sondern einigen wenigen dient auf Kosten der vielen anderen. Auch Materialschlachten lassen sich avisieren, ohne das Nachdenken über Technik mit ihnen zu identifizieren oder einem Gott zu überantworten. Die Formel von der doppelten List der Technik erlaubt es, weder die Augen vor dem technischen Zug zu verschließen noch diesen über menschliche Schaffenskraft triumphieren zu lassen. Und bleibt es nicht ebenso eine philosophische Aufgabe, daran zu erinnern, was Technik an Freiheit verspricht?

LITERATURVERZEICHNIS

- Anders, Günther: Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. 2: Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten Revolution [1979], München ⁴2013.
- Anders, Günther: Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. 1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution [1956], München ³2010.
- Arendt, Hannah: Vita activa oder Vom tätigen Leben [1960], München ⁷2007.
- Armitage, John: »From Discourse Networks to Cultural Mathematics. An Interview with Friedrich A. Kittler«, in: Theory, Culture & Society, Bd. 23, Nr. 7-8, 2006, S. 17-38.
- Blättler, Christine: »Austreibung der Schatten? Die fröhliche Wissenschaft gegen ihre neuen Bewunderer verteidigt«, erscheint in: Deuber-Mankowsky, Astrid/Tuschling, Anna (Hrsg.): Conatus und Lebensnot. Medienanthropologische Konzepte des Überlebens, Wien/Berlin 2016.
- Blättler, Christine: »Ewiger Prometheus, lange Schatten Gottes und die Listen der List. Zu mythologischen, eschatologischen und formalen Szenarien moderner Technik«, in: Jahrbuch Technikphilosophie 2016, S. 57-77.
- Blättler, Christine: »List der Technik«, in: Zeitschrift für Kulturphilosophie, Nr. 2, 2013, S. 271-285.
- Blättler, Christine/Schmieder, Falko (Hrsg.): In Gegenwart des Fetischs. Dingkonjunktur und Fetischbegriff in der Diskussion, Wien 2014.
- Blättler, Christine/Schmieder, Falko: »Dämonischer Mammon. Geld im modernen Fetischismus und Antisemitismus«, in: Recherche. Zeitung für Wissenschaft, Nr. 1, 2010, S. 8-10.
- Blumenberg, Hans: »Methodologische Probleme einer Geistesgeschichte der Technik«, in: ders.: Geistesgeschichte der Technik, S. 49-85.
- Braidotti, Rosi: The Posthuman, Cambridge 2013.
- Cassirer, Ernst: »Form und Technik« [1930], in: Krois, Michael (Hrsg.): Cassirer. Symbol, Technik, Sprache, Hamburg 1985, S. 39-91.

- Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur, Wien 1930.
- Harmann, Graham: »Objekt-orientierte Philosophie«, in: Avanesian, Armen (Hrsg.): Realismus Jetzt, Berlin 2013, S. 122-136.
- Heidegger, Martin: »Spiegel-Gespräch mit Martin Heidegger« [1966/1976], in: Gesamtausgabe, Bd. 16, hrsg. v. Hermann Heidegger, Frankfurt a.M. 2000, S. 652-683.
- Heidegger, Martin: Die Technik und die Kehre, Pfullingen 1962.
- Heidegger, Martin: »Die Frage nach der Technik« [1953], in: Gesamtausgabe, Bd. 7, hrsg. v. Friedrich Wilhelm von Hermann, Frankfurt a.M. 1978, S. 5-36.
- Heidegger, Martin: »Das Ge-Stell« [1949], in: Gesamtausgabe, Bd. 79, hrsg. v. Petra Jaeger, Frankfurt a.M. 2005, S. 24-45.
- Heidegger, Martin: »Brief über den ›Humanismus‹« [1946], in: Gesamtausgabe, Bd. 9, hrsg. v. Friedrich Wilhelm von Hermann, Frankfurt a.M. 1976, S. 365-383.
- Heidegger, Martin: »Wozu Dichter?« [1946], in: Gesamtausgabe, Bd. 5, hrsg. v. Friedrich Wilhelm von Hermann, Frankfurt a.M. 2003, S. 269-320.
- Heidegger, Martin: Einleitung in die Philosophie. Denken und Dichten [1944/1945], in: Gesamtausgabe, Bd. 50, hrsg. v. Petra Jaeger, Frankfurt a.M. 1990.
- Heidegger, Martin: Anmerkungen I-V (Schwarze Hefte 1942-1948), in: Gesamtausgabe, Bd. 97, hrsg. v. Peter Trawny, Frankfurt a.M. 2015.
- Heidegger, Martin: Hölderlins Hymne ›Andenken‹ [1941/1942], in: Gesamtausgabe, Bd. 52, hrsg. v. Curt Ochwandt, Frankfurt a.M. 1982.
- Heidegger, Martin: Nietzsche. Der europäische Nihilismus [1940], in: Gesamtausgabe, Bd. 48, hrsg. v. Petra Jaeger, Frankfurt a.M. 1986.
- Heidegger, Martin: Nietzsches Lehre vom Willen zur Macht als Erkenntnis [1939], in: Gesamtausgabe, Bd. 47, hrsg. v. Eberhard Hanser, Frankfurt a.M. 1989.
- Heidegger, Martin: Besinnung [1938/1939], in: Gesamtausgabe, Bd. 66, hrsg. v. Friedrich Wilhelm von Hermann, Frankfurt a.M. 1997.
- Heidegger, Martin: »Die Zeit des Weltbildes« [1938], in: Gesamtausgabe, Bd. 5, hrsg. v. Friedrich Wilhelm von Hermann, Frankfurt a.M. 2003, S. 75-96.
- Heidegger, Martin: Einführung in die Metaphysik [1935], in: Gesamtausgabe, Bd. 40, hrsg. v. Petra Jaeger, Frankfurt a.M. 1983.
- Heidegger, Martin: »Die Selbstbehauptung der Deutschen Universität« [1933], in: Gesamtausgabe, Bd. 16, hrsg. v. Hermann Heidegger, Frankfurt a.M. 2000, S. 107-117.
- Heinrich, Michael: Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung, Stuttgart 2007.
- Hubig, Christoph: Die Kunst des Möglichen III. Macht der Technik, Bielefeld 2015.

CHRISTINE BLÄTTLER

- Hughes, Thomas P.: »The Evolution of Large Technological Systems«, in: Bijker, Wiebe E./Hughes, Thomas P./Pinch, Trevor (Hrsg.): *The Social Construction of Technological Systems. New Directions in the Sociology and History of Technology*, Cambridge 1989, S. 51-82.
- Jünger, Ernst: *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt* [1932], Stuttgart 1982.
- Jünger, Friedrich Georg: *Die Perfektion der Technik* [1946], Frankfurt a.M. 2010.
- Kellerer, Sidonie: *Zerrissene Moderne. Descartes bei den Neukantianern, Husserl und Heidegger*, Konstanz 2013.
- Kittler, Friedrich: »Julian der Grieche«, in: Hiepko, Andreas (Hrsg.): *Kunst des Schreibens*, Berlin 2009, S. 91-100.
- Kittler, Friedrich: »Towards an Ontology of Media«, in: *Theory, Culture & Society*, Nr. 26 (2-3), 2009, S. 23-31.
- Kittler, Friedrich: »Medien- und Technikgeschichte. Oder: Heidegger vor uns« [2003], in: Thomä, Dieter (Hrsg.): *Heidegger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart 2013, S. 520-523.
- Kittler, Friedrich: *Platz der Luftbrücke. Ein Gespräch mit Stefan Banz* [1996], Nürnberg 2011.
- Kittsteiner, Heinz Dieter: *Mit Marx für Heidegger. Mit Heidegger für Marx*, München 2004.
- Kittsteiner, Heinz Dieter: *Listen der Vernunft. Motive geschichtsphilosophischen Denkens*, Frankfurt a.M. 1998.
- Latour, Bruno: *Face à Gaïa. Huit conférences sur le nouveau régime climatique*, Paris 2015.
- Latour, Bruno: »Why Has Critique Run Out of Steam? From matters of fact to matters of concern« [2003], in: *Critical Inquiry*, Bd. 30, Nr. 2, 2004, S. 225-248.
- Latour, Bruno: *Das Parlament der Dinge – Für eine politische Ökologie* [1999], Frankfurt a.M. 2010.
- Latour, Bruno: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie* [1991], Frankfurt a.M. 2008.
- Lenger, Hans-Joachim: *Marx zufolge. Die unmögliche Revolution*, Bielefeld 2004.
- Marx, Karl: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band* [1890], in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Werke*, Bd. 23, Berlin²⁰1974.
- Mersch, Dieter: *Medientheorien. Zur Einführung*, Hamburg 2006.
- Morat, Daniel: *Von der Tat zur Gelassenheit. Konservatives Denken bei Martin Heidegger, Ernst Jünger und Friedrich Georg Jünger 1920-1960*, Göttingen 2007.

- Pias, Claus: »Kittler und der ›Mißbrauch von Heeresgerät‹«, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, Jg. 69, Nr. 4, 2015, S. 31-44.
- Rheinberger, Hans-Jörg: »Entwicklung als ›Prozess ohne Subjekt‹«, in: ders.: Rekurrenzen, Berlin 2014, S. 97-112.
- Rheinberger, Hans-Jörg: »Orte des wilden Denkens. Ein Interview«, in: ders.: Rekurrenzen, Berlin 2014, S. 113-160.
- Schirmmacher, Frank (Hrsg.): Technologischer Totalitarismus. Eine Debatte, Berlin 2015.
- Schröter, Jens: »Das automatische Subjekt. Überlegungen zu einem Begriff von Karl Marx«, in: Bublitz, Hannelore u.a. (Hrsg.): Unsichtbare Hände. Automatismen in Medien-, Technik- und Diskursgeschichte, München 2011, S. 215-256.
- Schröter, Jens: »Simulation (Marx und Heidegger)«, in: Schröter, Jens/Schwering, Gregor/Stäheli, Urs (Hrsg.): Media Marx. Ein Handbuch, Bielefeld 2006, S. 303-314.
- Schröter, Jens: »Der König ist tot, es lebe der König. Zum Phantasma eines technologischen Subjekts der Geschichte«, in: Angermüller, Johannes/Bunzmann, Katharina/Rauch, Christina (Hrsg.): Reale Fiktionen, fiktive Realitäten. Medien, Diskurse, Texte, Münster/Hamburg/London 2000, S. 13-24.
- Sprenger, Florian/Engemann, Christoph (Hrsg.): Internet der Dinge. Über smarte Objekte, intelligente Umgebungen und die technische Durchdringung der Welt, Bielefeld 2015.
- Tuschling, Anna: »Ernst Kapps Culturapparat. Ein Vorschlag zur Relektüre der Grundlinien einer Philosophie der Technik«, erscheint in: Zeitschrift für Kulturphilosophie, Nr. 1, 2017.
- Voller, Christian: »Wider die ›Mode heutiger Archaik‹: Konzeptionen von Präsenz und Repräsentation im Mythosdiskurs der Nachkriegszeit«, in: Gebert, Bent/Mayer, Uwe (Hrsg.): Zwischen Präsenz und Repräsentation. Formen und Funktionen des Mythos in theoretischen und literarischen Diskursen, Berlin 2014, S. 226-257.
- Voller, Christian: »Im Zeitalter der Technik? Technikfetisch und Postfaschismus«, in: Elbe, Ingo/Ellmers, Sven/Eufinger, Jan (Hrsg.): Anonyme Herrschaft. Zur Struktur moderner Machtverhältnisse, Münster 2012, S. 249-279.
- Voller, Christian/Schnödl, Gottfried: »Von der Herrschaft der Technik zum Parlament der Dinge. Ein Deutungsversuch«, in: Internationales Jahrbuch für Medienphilosophie, Bd. 2, H. 1, 2016, S. 159-182.
- Werber, Niels: »Gaias Geopolitik«, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, Jg. 69, Nr. 5, 2015, S. 59-67.
- Winthrop-Young, Geoffrey: Kittler and the Media, Cambridge/Malden 2011.

DIE NEUE ETHIK DES KAPITALISMUS

Für eine politische Kritik der Ökonomisierung

VON MARTIN DOLL

»Es kommt [. . .] darauf an, [. . .] die Macht der Wahrheit von den Formen einer (sozialen, ökonomischen, kulturellen) Hegemonie zu befreien, innerhalb derer sie derzeit funktioniert.«

Michel Foucault¹

Bruno Latour schreibt im bereits 1984 im französischen Original erschienenen Buch *Pasteur. Guerre et paix des microbes*:

Der Kapitalismus existiert nicht und aus demselben Grund wie Gott. Es gibt keine Äquivalente (1.2.1); sie müssen gebildet werden und das kommt teuer zu stehen, führt nicht weit und dauert nie sehr lange. Es ist lediglich möglich, äußerst ausgedehnte Netzwerke (1.4.2.) zu bilden (einen atlantischen Dreieckshandel, einen multinationalen Konzern). Selbst heute ist der Kapitalismus marginal. Man wird bald sehen, dass er nur in der Vorstellung seiner Feinde und Verfechter universell ist.²

Verwirft man diese Überlegungen nicht vorschnell als reine Polemik, so ergeben sich eine Reihe von wichtigen Ansatzpunkten, um genauer zu analysieren, welche Konsequenzen die Latour'schen basalen Grundannahmen flacher Ontologien bzw. der Zurückweisung von Mikro/Makro-Einteilungen³ für die Betrachtung ökonomischer Prozesse haben. In diesem Zusammenhang lassen sich mindestens drei verschiedene Lesarten der zitierten Textstelle anführen:

Liest man das Zitat, erstens, im positivistischen Sinne, dann führt dies zu dem Schluss, dass es tatsächlich keinen Kapitalismus gibt. Doch eine solche Unterstellung würde Latours Epistemologie grundlegend missverstehen, denn diese sieht ja gerade keinen objektiven übergeordneten Standpunkt vor und legt immer wieder den Fokus auf Übertragungen, Übersetzungen, Verschiebungen, kurz: technische Vermittlung,⁴ zirkulierende Referenz⁵ wie auch auf die Signifikanz eines Mittlers

1 Foucault: »Die politische Funktion des Intellektuellen«, S. 152.

2 Latour: *Pasteur*, S. 264; hier und im Folgenden: Übers. M. D.

3 Vgl. Latour: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, S. 286ff. u. 303ff.

4 Latour: »Über technische Vermittlung: Philosophie, Soziologie und Genealogie«.

5 Latour: *Die Hoffnung der Pandora*, S. 36ff.

(*mediator*), und dies in Abkehr von einem unmittelbaren Zwischenglied (*intermediary*) oder, wie er es jüngst formuliert, Doppelklick.⁶

Eine orthodoxe Lesart hingegen wäre, zweitens, davon auszugehen, dass es Latour nicht darum geht, ein Makrosystem Kapitalismus vorauszusetzen, dass sich auf der Mikroebene nur in verschiedenen Phänotypen zu manifestieren hätte. Latour betont: »[E]in System ist nur das Endprodukt einer Bastelei und nicht der Ausgangspunkt einer Arbeitsweise [*fonctionnement*].«⁷ Das vielzitierte Motto »Den Akteuren folgen« hieße in diesem Zusammenhang, den ausgedehnten Netzwerkbildungen nachzugehen und von dort aus zu fragen, welche mitunter ökonomischen Effekte dies zeitigt. Latour betont entsprechend: »Die alleinige Quelle der Macht [*force*] ist: sich zusammenschließen.«⁸ Schon eine Seite vor der bereits zitierten Stelle betont er, ebenfalls mit einem unausgesprochenen Seitenhieb auf Marx' Formel der »allgemeinen Äquivalentform«:⁹ »Der Handelsaustausch ist nur eine Folge der Herstellung von Netzwerken, er erklärt nicht ihre Herausbildung.«¹⁰ Im selben Maße sind für Latour die Marx'schen »Äquivalente« nicht von vornherein systemformierend, sondern Ergebnis bestimmter Praktiken der Äquivalentsetzung (sein Beispiel: eine Gruppe »C akzeptiert dem zu entsprechen, was B zu bezahlen bereit ist«).¹¹ Was als »Kapital« erscheint, die Akkumulation solcher Äquivalente, steht für Latour so nie an erster Stelle, sondern ist Ergebnis ineinander verwobener Praktiken: »Man hat zuerst Äquivalente herstellen müssen.«¹²

Eine dritte Lesart wäre, die von Latour vorgebrachte Inexistenz des Kapitalismus als Effekt seiner eigenen Theorie zu betrachten. Besonders offensichtlich kommt dies zum Beispiel in seinen Büchern *Wir sind nie modern gewesen* und *Das Parlament der Dinge* zum Tragen, wo er, wie Thomas Lemke treffend hervorhebt, eine »Karikatur der Moderne zeichnet«, indem er sie auf die konzeptionelle Trennung von Natur und Gesellschaft reduziert – und dadurch zwangsläufig u.a. ebenfalls damit einhergehende Stabilisierungen bestimmter ökonomischer Prozesse aus den Augen verliert.¹³ Dies soll nun in einem ersten Schritt genauer entfaltet werden und dabei insbesondere gefragt werden, welche politischen Leerstellen sich aus Latours Insistieren auf lokalen Assoziationsbildungen ergeben. Dies soll unter besonderer Berücksichtigung der Problematik geschehen, ob dadurch nicht Prozesse des Ausschließens unsichtbar werden. Damit ist auch indirekt bereits ei-

6 Latour: Existenzweisen.

7 Latour: Pasteur, S. 297.

8 Ebd., S. 297.

9 Marx: Das Kapital I, S. 39. Die »allgemeine Äquivalentform« einer Ware ist für Marx Voraussetzung für ihre Austauschbarkeit. In einem zweiten Schritt wird Geld das Medium dieser Äquivalentform (vgl. ebd., S. 53).

10 Latour: Pasteur, S. 263.

11 Ebd., S. 262.

12 Ebd., S. 263; Herv. M. D.

13 Lemke: »Waffen sind an der Garderobe abzugeben«, S. 282.

ne Unterscheidung zwischen Ethik und Politik angesprochen, die im Anschluss daran genauer kritisch entfaltet werden soll. Um dies zu leisten, wird u.a. mit Alexander Galloway der Frage genauer nachgegangen, wie Emergenz und Kontingenz politisch gedacht werden können bzw. wie man das ethische Projekt Latours politisch wenden bzw. supplementieren kann. Nicht unwesentlich ist in diesem Zusammenhang, die politische Aktualität u.a. eines bestimmten Deleuzianismus genauer zu untersuchen, um zu erarbeiten, welche derzeit gültigen Ansatzpunkte gefunden werden müssen, um technokapitalistische Prozesse aus der Perspektive der Medienwissenschaften heraus einer wirksamen ökonomischen Analyse und politischen Kritik unterziehen zu können.

I DER BLINDE FLECK DER AKTEUR-NETZWERK-THEORIE IM BEREICH DES ÖKONOMISCHEN

Andreas Lösch u.a. problematisieren den genannten blinden Fleck der ANT sehr treffend, ohne den Ansatz dadurch insgesamt zu entwerten, und zwar im Verweis darauf, wie dort Technik perspektiviert wird. Dadurch dass ein handlungstheoretisches Modell auf die Analyse technischer Quasi-Subjekte übertragen werde, gerieten im Umkehrschluss genau diejenigen Machteffekte aus dem Blick, die sich nicht auf diese Weise beschreiben ließen:

Dies betrifft insbesondere die spezifischen Macht- und Subjekteffekte des Technischen, die von architektonisch, apparativ oder institutionell verfestigten Asymmetrien ausgehen, ohne dass sie als ›nicht-menschliches Gegenüber‹ reformuliert werden könnten.¹⁴

Hier müsste also auch eine medienwissenschaftliche an Latours Theorien und deren Grenzen geschulte Kritik an bestimmten ökonomischen Prozessen ansetzen: an den Macht- und Subjekteffekten des ›Sozialen‹, wie es wiederum Latour gefasst hat, ergänzt um sich verfestigende Asymmetrien oder – um den bereits oben mit Foucault benutzen Machtbegriff zu verwenden – Hegemonien.

I.1 ANSCHLÜSSE OHNE AUSSCHLÜSSE?

Bevor dies jedoch geleistet werden kann, ist zunächst genauer zu fragen, welche Implikationen die absolute Privilegierung des Sich-Zusammenschließens im Zusammenhang mit Latours ANT hat. Dies hat wiederum zwei Konsequenzen:

Erstens, wenn die ANT grundsätzlich nur an multiplen Assoziationen orientiert ist, so ist sie zwar in der Lage, vielfältige Anschlüsse sichtbar zu machen und die Hybridakteure, die sich dabei ergeben, präzise zu beschreiben. Wenn es dadurch jedoch zu Ausschlüssen kommt, so ist die Theorie auf diesem Auge weitestgehend blind. Um Exklusionen sichtbar zu machen, bräuchte es, wie Oliver

¹⁴ Lösch u.a.: »Technologien als Diskurse – Einleitung«, S. 13.

Marchart in seiner postfundamentalistischen Theorie darlegt, einer Theorie »antagonistischer Negativität«, die Latour jedoch als Erbe von Gilles Deleuze und Félix Guattari ablehnen müsse und damit Gefahr laufe, »sich in einem reinen Antifundamentalismus der Mannigfaltigkeit zu verlieren.«¹⁵ Da bei Latour alles potentiell anschlussfähig sei, sei bei den sich zu Netzwerken verbindenden Akteuren, obwohl sie als grundsätzlich heterogen definiert würden, jegliche Inkommensurabilität beseitigt. Um diese bei einem Netzwerk zu denken, bedürfe es einer Grenze: »Doch um die zu ziehen, wäre es wiederum auf eine Instanz radikaler Negativität angewiesen, das heißt auf ein Außen angewiesen, das dem Netzwerk nicht einfach als ein weiteres positives Element eingemeindet werden kann.«¹⁶ Im Latour'schen Fall werde aber trotz aller Beschwörung von Konfliktualität schlicht jedes Problem aus dem Sozialen entfernt: »Letztlich ist alles mit allem verknüpfbar.«¹⁷

Ein direkter Beleg dafür findet sich in *Das Parlament der Dinge*, und zwar in einer etwas seltsamen Definition von Externalisierung z.B. eines »Feindes«: Diese versteht er als »explizites Verfahren des Nach-Außen-Verweisens (was nicht berücksichtigt werden soll [. . .])«, um unmittelbar im Anschluss daran den Feind als jemanden zu definieren, der »wiederkehren kann, um seinen Platz als Partner und Verbündeter zu verlangen.«¹⁸ Die Kriterien der Unterscheidung zwischen Freund und Feind, was innen ist und was außen, wie auch dessen, was deren Eingemeindung eröffnet, bleiben jedoch offen. Man könnte den Eindruck gewinnen, dass die »Freund-Seite« schlicht der quantitativen Logik unterliegt, Verknüpfungen möglichst unendlich zu vervielfältigen. Sie bekommt damit auch implizit einen, zwar emergenten und dynamischen, letztlich aber doch identitätslogischen Einschlag – Latour geht es, wie er schreibt, explizit um »artifizielle, provisorische, immanente Identitäten« bei der Hervorbringung von Kollektiven.¹⁹ Eine ähnliche Stelle aus *Existenzweisen* bzw. einer Vorstudie dazu legt diese Deutung nahe. 2003 spricht Latour noch von dem politischen Ziel, eine fragile »public as a temporarily defined totality«²⁰ zu schaffen; später ist von einer Art phantomhaften »Hülle« die Rede, die provisorisch »das Eine mit dem Vielfachen produzier[t]«²¹ und

die eine Zeitlang das »Wir« definiert, [. . .] bevor sie von neuem von einer anderen Bewegung wiederaufgenommen wird, dank der die anderen, diejenigen, die man »sie« nennt, sei es weniger zahlreich werden, sei es im Gegenteil, wenn die Bewegung umgekehrt verläuft, immer zahlreicher. [. . .] Dieselbe Bewegung des Einhüllens, Einkreisens,

15 Marchart: *Das unmögliche Objekt*, S. 163.

16 Ebd., S. 164.

17 Ebd.

18 Latour: *Das Parlament der Dinge*, S. 288.

19 Latour: *Existenzweisen*, S. 483.

20 Latour: »What if We Talked Politics a Little?«, S. 148.

21 Latour: *Existenzweisen*, S. 482.

Umfassens, Sammeln kann [. . .] entweder funktionieren, um Ein-
schluß zu fabrizieren – diejenigen, die »wir« sagen, lassen nur einige
»sie« draußen – oder um Ausschluß zu fabrizieren – diejenigen, die
»wir« sagen, finden sich von immer zahlreicheren Barbaren einge-
kreist, die ihre Existenz bedrohen und die als Feinde behandelt wer-
den.²²

Hier wird auch deutlich, dass Latour einen Unterschied macht zwischen einem vehement abgelehnten Sich-Überetwas-Stellen und einem – vielleicht auch nur theoretisch notwendigen – Denken von Akteuren, die im bestehenden Kollektiv *noch nicht* berücksichtigt werden. Thomas Lemke betont daher zu Recht, dass durch diese Konstruktion jeder Konflikt verschwinde, weil auf der einen Seite jeder Feind, einmal zum Kollektiv zugelassen, automatisch zum Partner werde bzw. auf der anderen Seite jeder Antagonismus außerhalb des Kollektivs verlagert werde.²³ Man könnte diese von Latour potentiell immer stattfindende Inklusion²⁴ mit dem Neologismus Additivismus belegen – einem Additivismus, der den gegenwärtig auf Kapitalbildung und Profiterhöhung zielenden ökonomischen Akteuren in ihrem Expansionsstreben alles andere als fremd ist.

Nicht umsonst verweisen Luc Boltanski und Ève Chiapello in ihrem ausgreifenden Buch über den neuen Netzwerkkapitalismus v.a. in der Arbeitswelt im Verweis u.a. auf Deleuze und Callon/Latour auf die Vorherrschaft des konnektionistischen Paradigmas des »Projekts«, das als Netz ohne übergeordnete Instanz auf einer »Immanenzebene« auftrete. Bei einem Projekt handelt es sich um »ein zeitlich befristetes, Wert schaffendes Akkumulationsbecken, das der notwendigen Netzausweitung durch eine Vervielfältigung der Konnexionen eine Basis bietet«²⁵ – eine Formulierung, die sehr stark an die von Latour immer wieder geforderte »Aufgabe der Zusammensetzung«²⁶ einer »gemeinsamen Welt« erinnert.²⁷ Zugespitzt formuliert, lässt sich dadurch die gefährliche Nähe von Latours ANT zu Prinzipien ökonomischer Akkumulation nachweisen. Dass es Latour im Zusammenhang mit der genannten Aufgabe der Zusammensetzung zudem um eine

22 Ebd., S. 464 u. 469.

23 Lemke: »Waffen sind an der Garderobe abzugeben«, S. 288.

24 Die Situationistische Internationale um Guy Debord hätte dies Rekuperation genannt; im Englischen spricht man auch von »co-optation«.

25 Boltanski/Chiapello: Der neue Geist des Kapitalismus, S. 149; vgl. auch S. 151 u. 159.

26 Latour: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft, S. 327.

27 Latour: Das Parlament der Dinge, S. 82. Dies prägt auch Latours vielbeachteten Kritikbegriff – letztlich ein Plädoyer für den genannten Additivismus: »Was würde die Kritik leisten, wenn sie mit Mehr statt mit Weniger, mit Multiplikation statt mit Subtraktion assoziiert werden könnte!« (Latour: Elend der Kritik, S. 59) Der Satz endet nicht mit einem Fragezeichen, sondern mit einem Ausrufezeichen; er ist keine rhetorische Frage, sondern ein Imperativ.

Ethik der »gleichberechtigten Mitwirkung aller Mitglieder des Kollektivs«²⁸ geht, wird von vielen Latour-Anhängern gerne unterschlagen,²⁹ auch weil sie höchst problematisch ist, bedenkt man den soeben angesprochenen nicht weiter reflektierten Prozess der Eingemeindung von Feinden aus einem notwendigen (gegebenenfalls durch Ungerechtigkeit geprägten) Außen.³⁰

Obwohl bei Boltanski/Chiapello eher indirekt angesprochen, müssten die »Projekte« – wenn man Latour folgen möchte – auch nicht-menschliche Akteure umfassen.³¹ Hier wäre etwa auf der medientechnischen Seite die zunehmende Bedeutung ökonomisch produktiver Social-Media-Plattformen wie Airbnb, Deliveroo, Uber oder Kickstarter zu ergänzen. Eric Schmidt und Jonathan Rosenberg schreiben in ihrem Management-Ratgeber *How Google Works*: »A platform is, fundamentally, a set of products and services that bring together groups of users and providers to form multisided markets.«³² Dann lässt sich hier auch eine grundsätzliche Kritik von Boltanski und Chiapello neu fruchtbar machen. Unter der Voraussetzung nämlich, dass es sich dabei wie in Latours Theorie nicht um eine Mikro-/Makro-Konzeptualisierung handelt, erklären die Autor_innen so einfach wie schlagend, dass innerhalb einer Netzlogik »die Gerechtigkeitsfrage gar nicht erst gestellt zu werden« braucht, weil die Ausgeschlossenen darin schlicht spurlos verschwinden und die »Nicht-Zugehörigkeit weitestgehend unbestimmt bleibt.«³³ Zusammengefasst formuliert: Wenn man sich allein auf lokale Assoziationsbildungen konzentriert, übersieht man dabei zwangsläufig die dabei entstehenden Ausschlüsse und vernachlässigt so das Versagen der Verknüpfungsprozesse wie auch deren möglicherweise schädliche Auswirkungen auf den Einzelnen.³⁴ Das betrifft umso mehr gegenwärtige Anwendungsweisen von Latours Theorie.

28 Lemke: »Waffen sind an der Garderobe abzugeben«, S. 280.
 29 Dazu mehr im Zusammenhang mit dem Lösungsversuch im nächsten Abschnitt.
 30 Jens Schröter hat zu Recht auch eine andere Form dieses Additivismus kritisch betrachtet, wie er sich in Mark B. N. Hansens Plädoyer für die gewaltige »Ausdehnung sensorisch-atmosphärischer Medienumgebungen« findet, der dabei nämlich zu reflektieren vergisst, ob dies nicht auch eine Vielzahl an Ausschlüssen zur Folge hat, wenn dadurch nämlich in ungeheurem Ausmaß Arbeit substituiert werde (Schröter: »Das Internet der Dinge, die allgemeine Ökologie und ihr Ökonomisch-Unbewusstes«, S. 226f.).
 31 Dies ist umso wichtiger, weil Latour nicht müde wurde, seine Theorie zurecht nicht als Management-Vademecum des Networking (vgl. Latour: »On Actor-Network Theory: A Few Clarifications«, S. 372f.) oder als Methode zur Analyse des Internets missverstanden zu wissen (Latour: »Über den Rückruf der ANT«, S. 561f.). Eine Kritik an Latour, die hier ansetzen würde, griffe definitiv zu kurz. Boltanski und Chiapello kennen zwar die Theorien, tendieren aber letztlich doch zum erstgenannten anthropozentrischen Missverständnis; vgl. z.B. zur »Rangordnung der Menschen in der projektbasierten Polis« Boltanski/Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*, S. 154ff.
 32 Schmidt/Rosenberg: *How Google Works*, S. 78f.; vgl. auch S. 82f.
 33 Boltanski/Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*, S. 151.
 34 Interessanterweise greift Latour später diesen blinden Fleck dezidiert als Problem der Existenzweise des [Pol]itischen auf; vgl. dazu das Ende dieses Artikels und Latour: *Existenzweisen*, S. 619.

1.2 AKTEUR-NETZWERK-THEORIE IM GEFLECHT VON MATERIALITÄT UND SOZIALITÄT

Ähnlich wie man Deleuze/Guattari vor ihren falschen Adepten schützen muss, muss man aus medienwissenschaftlicher Perspektive die ANT derzeit vielleicht vor gewissen medienwissenschaftlichen ›Schwundstufen‹ davon schützen. Der Additivismus, der in der Medienwissenschaft gerne unter Verweis auf Latours ›reverse blackboxing‹³⁵ betrieben wird, führt nämlich über die genannte Problematik hinausgehend nicht selten unausgesprochen zurück zu einem Medien- bzw. Technikdeterminismus, der gegenwärtig nicht ohne Grund eine erneute Konjunktur erfährt. Denn medien- bzw. technikdeterministische Argumentationen sind generell, wie Chris Otter luzide herausgearbeitet hat, im strengen Sinne liberalistisch: »[T]he political value for liberalism is obvious: a ›free‹ society can be created, running according to its own laws and patterns and the leviathan socio-technical intervention maintaining it hidden.«³⁶

Dagegen wäre also einzuwenden: Mit der Actor-Network-Theory ist das Technische, wie John Law ausführt, unhintergebar in Relationen zwischen »materiality and sociality« eingebettet.³⁷ Die Gefahr, mediendeterministischer Verengung lässt sich vielleicht dadurch ausräumen, dass man eine der Wurzeln der ANT, nämlich wiederum Deleuzes und Guattaris Überlegungen zum Rhizom in Erinnerung ruft – nicht umsonst verweist Latour im Zusammenhang eines Textes, indem er sich an den Missverständnissen des Kompositums Akteur-Netzwerk-Theorie abarbeitet, auf den Vorschlag eines Kollegen, es besser »Aktanten-Rhizom-Ontologie« zu nennen.³⁸

Obwohl diese Erinnerung an Deleuze vor unbedachtem Technik-Elemente-Zählen schützt, bleibt die bereits weiter oben mit Marchart aufgeworfene Frage, wie man über dieses Denken in Mannigfaltigkeiten hinaus, das »der Singularität

35 Latour: »Über technische Vermittlung«, S. 491 ff.

36 Otter: »Making Liberalism Durable«, S. 4f. Dies ist jedoch wiederum eigentlich nicht mit der ANT vereinbar, die »Mischungen von Natur und Kultur« betrachtet und die – wenn man so will – technikdeterministische »Reinigungsarbeit« (*travail de purification*) der »totalen Trennung zwischen Natur und Kultur« vehement zurückweist (Latour: Wir sind nie modern gewesen, S. 43).

37 Law: »After ANT: Complexity, Naming and Topology«, S. 3 et passim; Herv. M. D.

38 Latour: »Über den Rückruf der ANT«, S. 565. Deleuze und Guattari schreiben über das Rhizom: »Es ist kein Mannigfaltiges, das sich aus der Eins herleitet und dem man die Eins hinzuaddieren kann ($n+1$). Es besteht nicht aus Einheiten, sondern aus Dimensionen, oder vielmehr aus beweglichen Richtungen. Es hat weder Anfang noch Ende, aber immer eine Mitte, von der aus es wächst und sich ausbreitet. Es bildet lineare Mannigfaltigkeiten mit n Dimensionen, die weder Subjekt noch Objekt haben, die auf einer Konsistenzebene verteilt werden können und von denen das Eine immer abgezogen wird ($n-1$). Eine solche Mannigfaltigkeit kann in ihrer Dimension nicht variieren, ohne ihre Beschaffenheit zu verändern und sich völlig zu verwandeln« (Deleuze/Guattari: Tausend Plateaus, S. 36).

›positiver‹ Differenzen immer ontologischen Vorrang vor jeglicher Negativität.«³⁹ einräumt, dennoch die Herausbildung von (ökonomischen) Hegemonien sichtbar machen kann – und dies unter Beibehaltung der Immanenzebene.

Diese Frage lässt sich indirekt mit der polemischen Kritik von Alain Badiou an Deleuze/Guattari verknüpfen – indirekt, weil sie eher die apolitischen Effekte betrifft, die aus der mitunter oberflächlichen Rezeption ihrer Theorie entstanden ist. Gavin Walker fasst Badiou konzise zusammen – eine Kritik, die auch auf Latour zutrifft:

[M]erely pointing to the multiple character of a social and political situation is not in itself a bridge to a politics. Remarking on the multivocal character of what appears as a unity is in no way a critique, much less an intervention, within this situation. Instead, the multivocal reality of the unitary image can always be recuperated precisely in the service of the One. In a circumstance of social struggle, it is never enough to point to the heterogeneous composition of all positions[.]⁴⁰

Politik müsste, so Walker ähnlich wie Marchart, eher darin bestehen, nicht nur Mannigfaltigkeiten, sondern Antagonismen zu erkennen, wo zuvor nur der Anschein von Einheit (*semblance of unity*) herrschte.⁴¹ Denn das Insistieren auf Mannigfaltigkeit führe letztlich nicht zur Aufsplitterung eines homogenen Ganzen in eine multiple Heterogenität, sondern in eine Art Rückzug, der dem Ganzen erlaube sich als solches fortzuschreiben.⁴² Das Ganze finde nämlich in seinem eigenen Bild der Mannigfaltigkeit und der gegenseitigen Verbindung zu neuer Einheit. Politisch betrachtet, werde mit der Zurückweisung unitärer Prinzipien zugunsten des Rhizomatischen, Mannigfaltigen, jeder konkrete Angriffspunkt aus der politischen Theorie verbannt.⁴³ Anstelle der Antagonismen gebe es nur friedliche Koexistenz.⁴⁴ So könnte man mit Badiou die Kritik an den genannten Simplifizierungen der Deleuze-Guattari'schen bzw. an den Latour'schen Theoremen folgendermaßen zuspitzen: »Darum ist alles ein formloses Knollengewächs [*tubercule*], Pseudopodien des Mannigfaltigen.«⁴⁵

39 Marchart: Das unmögliche Objekt, S. 163.

40 Walker: »The Reinvention of Communism: Politics, History, Globality«, S. 675.

41 Ebd., S. 676.

42 Ebd.

43 Vgl. Peyrol [Badiou]: »Le fascisme de la pomme de terre«, S. 46f.

44 Ebd., S. 50.

45 Ebd., S. 48; Übers. M. D. Alexander Galloway spricht im Zusammenhang mit der Annahme, dass alles nun ein Netzwerk sein soll, sogar polemisch von einer »neuen großen Erzählung«. Der »Netzwerk-Fundamentalismus«, dass alles, was in der Welt existiere, selbstverständlich in der Form einer Ökologie, einer Assemblage erscheine, sei nichts anderes als eine Tautologie: »Everything right now is a network . . . because everything right now has been already defined as a network.« (Galloway: »Network Pessimism«) –

Noch einmal, anders formuliert, zusammengefasst: Genauer betrachtet ist die ANT, obwohl dezidiert als politisch ausgewiesen, eher ein ethisches Unternehmen, weil sie ohne eine fassbare theoretische oder praktische Gegenposition auszukommen sucht.⁴⁶ D.h., die neuen Verfahren der politischen Ökologie in Latours sogenannter ›experimenteller Metaphysik‹⁴⁷ zeichnen sich durch eine umfassende Ethik der Aufgeschlossenheit aus, insofern sie »mit allen möglichen Mitteln die Artikulation suchen werden«.⁴⁸ Mit dem Begriff der Artikulation geht es Latour im Prinzip neben dem analytischen somit entschieden um ein normatives Projekt, nämlich dass ein Kollektiv »mehr [. . .] Beteiligte umfaßt, daß es mehr Freiheitsgrade besitzt, diese zu vermischen«.⁴⁹ Dies belegt Latour interessanterweise eben nicht mit dem Begriff der Ethik, sondern kategorisch mit dem der Politik, der ihm zufolge nämlich »im eigentlichen Sinne [. . .] die allmähliche Zusammensetzung der gemeinsamen Welt«⁵⁰ und das Ziel, »das Kollektiv auf ›alle‹ auszuweiten«⁵¹ bezeichne. Eine gute Regierung charakterisiere sich daher durch eine gelungene ›Verlaufskontrolle‹, um den Weg ohne vorgezeichneten Weg zu finden, der von einem weniger artikulierten Zustand des Kollektivs zum folgenden, besser artikulierten führt,⁵² aber mit »variabler Geometrie«.⁵³ Wenn dies also darauf abzielt, »eine Reihe neuer Stimmen der Diskussion hinzuzugesellen, die bisher unhörbar waren«,⁵⁴ so können auch »ein Fluß, eine Elefantenherde, ein Klima, El Niño, ein Bürgermeister, eine Kommune, ein Park dem Kollektiv Propositionen unterbreiten«.⁵⁵ Zugleich bleibt unbeantwortet, wer dabei außen vor bleibt – weil schließlich alles (eventuell in der Zukunft) zum Kollektiv hinzuaddiert werden kann. Thomas Lemke fasst dieses Dilemma sehr deutlich:

Latours Theorie-Architektur ist so sehr einem Denken der Symmetrie verpflichtet, dass sie darüber die Kritik der Asymmetrie vergisst [. . .] Latour interessiert sich nicht für die historischen und politischen Bedingungen, unter denen Akteure entstehen und die dafür verantwort-

eine Einsicht, die Latour auch an den Anfang seiner *Existenzweisen* stellt, indem er augenzwinkernd die Spezifität seiner eigenen ANT infrage stellt, weil »sie über alle fast *das gleiche* sagt, nämlich daß sie ›aus unvorhergesehenen heterogenen Elementen bestehen« (Latour: *Existenzweisen*, S. 75).

- 46 Vgl. Latour: *Elend der Kritik*.
- 47 Latour: *Das Parlament der Dinge*, S. 165.
- 48 Ebd., S. 121.
- 49 Ebd.
- 50 Ebd., S. 296, vgl. auch S. 117.
- 51 Latour: *Existenzweisen*, S. 483.
- 52 Latour: *Das Parlament der Dinge*, S. 259.
- 53 Latour: *Existenzweisen*, S. 483.
- 54 Latour: *Das Parlament der Dinge*, S. 101.
- 55 Ebd., S. 177.

lich sind, dass einige von ihnen Gehör finden, während andere Stimmen aus der öffentlichen Arena ausgeschlossen bleiben.⁵⁶

Oder anders gesagt, das ethische Projekt nimmt soviel Raum ein, dass es dadurch äußerst schwer wird, noch eine politische Kritik z.B. an kapitalistischen Prozessen formulieren zu können. Latour geht es nämlich darum, nicht kritisch, sondern diplomatisch zu sein, d.h. »Verhandlungen mit denen zu führen, die unmittelbar interessiert sind, andere Versionen ihrer Ideale zu formulieren«.⁵⁷ Seine Kosmopolitik ist letztlich, wie Lemke zeigt, aufgrund der dabei indirekt in Anschlag gebrachten »idealen Sprechersituation«, die jeden Zwang ausschließt, ein ähnliches Konstrukt wie die Habermas'sche Diskursethik, allerdings erweitert um »Propositionen« nicht-menschlicher Akteure.⁵⁸

1.3 VON DER ETHIK ZU ORDNUNGSWEISEN

Um die politische Leerstelle der Latour'schen Ethik ansatzweise zu besetzen, lässt sich hier auf Tobias Conradi und Florian Muhle verweisen, die, angelehnt an John Laws an Foucault entwickelten Ausführungen zu Ordnungsweisen (*modes of ordering*), einen gegen Latour, aber mit der ANT gedachten dezidiert *politischen* Kritikbegriff formuliert haben:

Kritik ließe sich demnach beschreiben als der Nachvollzug von »ordnenden Strukturierungen«, die aber nicht auf den (subjektiven) Willen eines planvollen und mächtigen Zentrums zurückzuführen sind, sondern aus einer Vielzahl vernetzter Entitäten und den durch diese rekursiv wirkenden Bedingungsverhältnissen emergieren.⁵⁹

So gewendet ließe sich auch mit der ANT eine Ökonomiekritik entwickeln, die an der Herausbildung von bestimmten (hegemonialen) Ordnungen interessiert ist, aber »ohne alleinig entscheidende Instanz«.⁶⁰ Bei Law findet sich in Abkehr zum

56 Lemke: »Waffen sind an der Garderobe abzugeben«, S. 285, S. 289.

57 Latour: Existenzweisen, S. 650.

58 Vgl. dazu auch Latour: »What if We Talked Politics a Little?«, S. 159f.

59 Conradi/Muhle: »Verbinden oder Trennen?«, S. 324.

60 Ebd., S. 324. Um diese Machtdynamik genauer zu charakterisieren und wiederum nicht dem Missverständnis zu erliegen, von vorneherein einen machtvollen Akteur zu konstruieren, könnte man mit Jane Bennett von einem nicht individuell oder intentional gesteuerten »irrationalen Aggregatseffekt« oder mit Isabelle Stengers von einer »memory of unintentional processes« sprechen (Bennett: *Vibrant Matter*, S. 27; Stengers: *Cosmopolitics I*, S. 35). Dadurch lässt sich ein Denken in Monokausalitäten überwinden, indem in einer politischen Ökologie etwas wie Verantwortung und Handlungsträgerschaft im strengen Sinne für eine Mannigfaltigkeit von Akteuren mitgedacht wird. Das Ergebnis ist das Auffinden von disparaten Kausalitäten (*disparate causalities*; ebd., S. 34). Es geht somit nicht mehr darum, Den Kapitalismus oder Den Neoliberalismus »mit großem Artikel« zu kritisieren, als wären sie Demiurgen, die bössartig sämtliche Geschicke nach men-

Denken in übergeordneten Notwendigkeiten folgende Formulierung zu einem, wenn man so will, politischen Denken von Emergenz bzw. Kontingenz: »[C]ommitment to contingency doesn't stand in the way of a search for powerful ordering patterns«. ⁶¹ Ein Hinweis dazu findest sich sogar, wie bereits oben angedeutet, beim frühen Latour. In Abkehr von top-down-Ansätzen, die alles auf Epiphänomene von »wahren« Marktverhältnisse« herunterbrechen wollten, betont er, wie oben schon anzitiert, ostentativ »die Kräfteverhältnisse, die Äquivalenzen herstellen«. ⁶²

Wenn also auf der Ebene der ANT keine Dissoziationen sichtbar gemacht werden, so können zumindest lokal beobachtbare Ordnungsweisen, Hegemonien in den Vordergrund gerückt werden, indem schlicht den Akteuren gefolgt wird. In den Worten Laws: »For to talk of contingency is not to give up the search for pattern, but to assume that patterns only go so far. It is also, of course, [. . .] to be committed to an ordering inquiry into ordering«. ⁶³ In den *Existenzweisen* spricht Latour von der »Entfaltung der Skripte, [. . .] damit anstelle der Ökonomie die delikaten Netze der Disziplinen erscheinen, die für die Ökonomisierung verantwortlich sind«. ⁶⁴ In Abwandlung seiner eigenen Formulierung könnte man die Sache etwas polemisch mit und gegen ihn als »Entfaltung als Kritik« deuten. ⁶⁵

Kurz, es geht darum, nicht den Kapitalismus per se als Blackbox aufzufassen, sondern konkrete Dynamiken und Zirkulationen genauer zu analysieren. Kapitalistische Ökonomien erscheinen dann nicht wie ein geschlossener Machtblock, eine übergeordnete Instanz, die man, um hier eine schöne Formulierung von Foucault zu zweckentfremden, in eine »transzendente Anonymität« ⁶⁶ verlegt. Stattdessen geht es um kleinteilige Analysen, um bestimmte »ordering patterns« zu finden. In einem frühen Text von Latour und Michel Callon, in dem Latour noch nicht allzu sehr die Rede von Makro-Dimensionen ablehnt, ⁶⁷ auch wenn er sie schon im Rahmen seiner flachen Ontologie betrachtet, ist sogar noch von – zumindest vorübergehenden – »winners and losers« die Rede. Es gehe dabei darum, das Variieren zwischen Gewinnen und Verlieren genau zu vermessen, um die Gewinner

schenverachtenden Prinzipien vorordnen (vgl. dazu Latour: *Existenzweisen*). Vielmehr geht es, mit Stengers gesprochen, um eine Art »pharmakologisches Wissen«, ein Wissen um Prozesse, bei denen durchaus gute Absichten drohen, sich in ihr absolutes Gegenteil zu verkehren (Stengers: *Cosmopolitics I*, S. 35).

61 Law: *Organizing Modernity*, S. 97.

62 Latour: *Pasteur*, S. 313.

63 Law: *Organizing Modernity*, S. 97.

64 Latour: *Existenzweisen*, S. 598.

65 Im Original heißt es »Entfaltung, nicht Kritik« (Latour: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, S. 236).

66 Foucault: »Was ist ein Autor?«, S. 101 I.

67 Vgl. zu dieser Ablehnung Latour: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, insbes. S. 302ff; Spuren des früheren stärker an Machtrelationen interessierten Latour finden sich auf ebd., S. 304.

ausmachen zu können.⁶⁸ Wenn man so will, ist dieser frühe Latour noch eher in der Lage, ein bestimmtes Hegemonial-Werden deutlicher in den Blick zu nehmen:

An actor, as we have seen, becomes stronger to the extent that he or she can firmly associate a large number of elements – and, of course, dissociate as speedily as possible elements enrolled by other actors. [. . .] Who will *win in the end*? The one who is able to stabilize a particular state of power relations by associating the largest number of irreversibly linked elements[.]⁶⁹

Auf der Ebene flacher Ontologien gedacht heißt das also: »A macro-actor, as we have seen, is a micro-actor seated on black boxes, a force capable of associating so many other forces that it acts like a ›single man‹.«⁷⁰ Theoretisch derart untermauert, könnte man also doch, obwohl dies in diesem Text bis dahin bewusst vermieden wurde, zusätzlich oder sogar ausgehend von der Analyse lokaler Assoziationsbildungen vom Makro-Akteur ›Kapitalismus‹ sprechen und dessen Totalität, verstanden als Blackbox, kritisieren.⁷¹ Dabei handelt es sich aber im Sinne Latours und Callons nicht um eine Komplexitätssteigerung, sondern umgekehrt um eine Komplexitätsreduktion: »A macro-actor can only grow if it simplifies itself.«⁷² In diesem Zusammenhang fällt auch folgender vor dem Hintergrund gegenwärtiger medienkulturwissenschaftlicher Diskussionen bemerkenswerte Satz: »In a world already structured by macro-actors, nothing could be poorer and more abstract than individual social interaction.«⁷³ Übersetzt auf die Problematik ökonomischer Hegemonien könnte man also zugespitzt formulieren: Nichts verliert in größerem Maße ökonomische Makro-Akteure aus dem Blick als zu sehr kleinteiligen Interaktionen zu folgen, wie es in manchen Studien der Fall ist, die die ANT dogmatisch auf Mikroanalysen von technischen Prozessen beschränken wollen (siehe Abb. 1⁷⁴).

68 Latour/Callon: »Unscrewing the Big Leviathan«, S. 292.

69 Ebd., S. 292.

70 Ebd., S. 299.

71 In einem 1993 geschriebenen Text aus dem Band *Der Berliner Schlüssel* spricht Latour auch noch freimütiger explizit von Kapitalismus: Latour: »Porträt eines Biologen als wilder Kapitalist«, hier insbes. S. 129 u. 144.

72 Latour/Callon: »Unscrewing the Big Leviathan«, S. 299.

73 Ebd., S. 300.

74 Diese Abbildung ist gegenüber dem Künstler insofern unfair, als dieser nicht nur den Toaster auseinandernimmt, sondern minutiös sämtliche Prozesse der Herstellung »from scratch« nachvollzieht (politische Implikationen z.B. zu den Arbeitsbedingungen bei der Herstellung der Rohstoffe bleiben indes ausgeblendet). Ein positives Beispiel dafür wäre die Arbeit von Unknown Fields Division: *Rare Earthenware* (2015), das den Abfällen bei der Gewinnung seltener Erden, die für die Produktion heutiger Smartphones, Laptops oder Batterien notwendig sind, nachgeht (vgl. dazu Parikka: »The Alchemic Digital, The Planetary Elemental«).

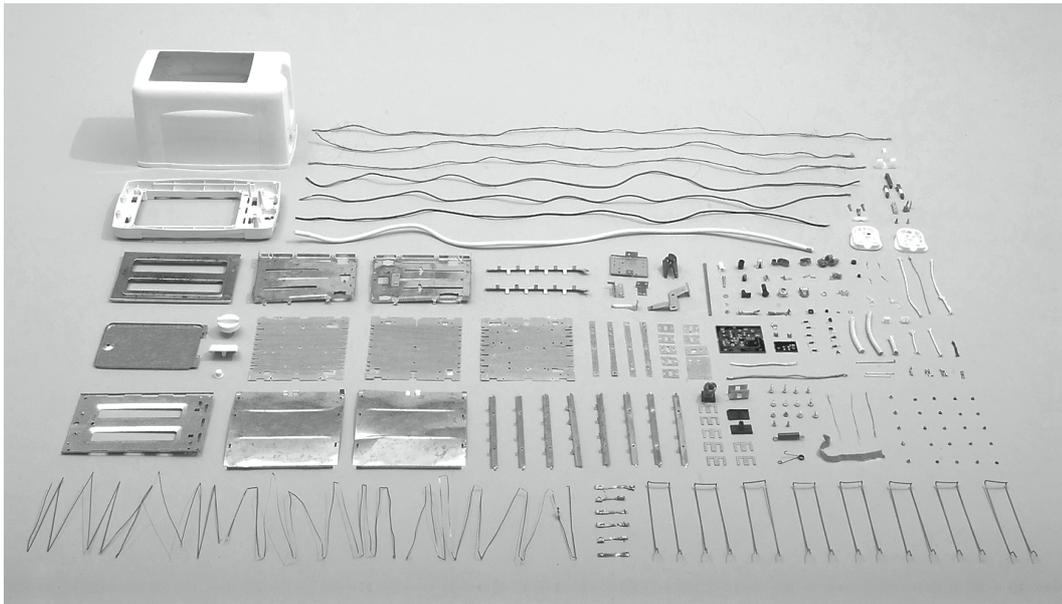


Abb. 1: Thomas Thwaites, *The Toaster Project* (2009); Foto: Daniel Alexander; Quelle: <http://www.thomasthwaites.com/the-toaster-project>

Eine politische medienwissenschaftliche Kapitalismuskritik, die insbesondere an den Ausschlüssen interessiert ist, muss aber darüber hinaus an den Grenzen der, wie oben dargelegt, eher ethisch orientierten Actor-Network-Theorie ansetzen. Doch dadurch ist der ethische Aspekt keineswegs entwertet, wie im Folgenden mit Alexander Galloway dargelegt werden soll.

2 AN DEN GRENZEN DER ACTOR-NETWORK-THEORY

Ausgangspunkt für ein an gegenwärtigen Prozessen orientiertes politisches Denken ist für Galloway ebenfalls eine Abkehr von einem oberflächlichen Deleuzianismus, wie er weiter vorne bereits mit Badiou kritisiert wurde:

First are those who think Deleuze describes resistance and flight from power, and second those who think Deleuze describes power itself, the very structure of organization and control. The first are today's post-Web liberals, ahistorical but enlightened («Everything is a rhizomatic system»), the second are the historical materialists, a label no less gauche for being accurate («Let us historicize and critique these systems, because they proliferate injustice»). In short, the line-of-flighters and the society-of-controllers. The Deleuze of 1972 and the Deleuze of 1990.⁷⁵

75 Galloway: Laruelle, S. 96. Interessanterweise verweist Galloway darauf, dass Deleuze sich im Kontext seiner Überlegungen zur Kontrollgesellschaft selbst als Marxist bezeichnet habe. Deleuze bekennt freimütig: »L'article que j'ai publié sur la ›société de con-

MARTIN DOLL

Während Deleuze 1972 (dem Erscheinungsdatum von *L'anti-Œdipe* im Französischen) noch seine Hoffnungen auf Kybernetik und topologisches Denken gelegt habe, habe sich bereits 1990 die Situation hin zu einer »free-floating« cybernetic organization« geändert,⁷⁶ so dass die Heilserwartungen von 1972, wie von Deleuze erkannt, nicht mehr adäquat seien. Spätestens heute lebten wir im dynamisch neoliberal organisierten Zeitalter des Digitalen im planetarischen Maßstab.⁷⁷

2.1 ETHIK UND POLITIK

Um hier nun endlich auf die bereits weiter oben gegen Latour getroffene Unterscheidung zwischen Ethik und Politik genauer zuzusprechen, sollen hier Galloways so einfach wie schlagende ineinander verwobene Begriffsbestimmungen fruchtbar gemacht werden, kurz: Politik bedarf der Entscheidung, Ethik der Unentschiedenheit:

To become political means to think the landscape in terms of twos, in terms of the two-function – either/or, fight or relent, accept or reject. But to remain ethical means the inclusion of the excluded into a single fabric, to withdraw from the tumult of judgment and to dwell within the scene of indivision. If the political is driven fundamentally by an inexplicable and overwhelming nausea, the ethical is the state in which no kind of nausea whatsoever can take hold. If the political aims to reveal the fundamental antagonisms of society, the ethical aims to unify human pathos under the banner of a common indistinction.⁷⁸

Damit ist über das ethische Projekt von Latour hinaus, das von Galloway hier unausgesprochen treffend rekapituliert wird, der Weg gebahnt, eine ethische Position nicht als Endpunkt, sondern lediglich als Antrieb für politisches Handeln zu denken. Obwohl Galloway das ethische Bestreben nach Nichtunterscheidung ostentativ begrüßt, gibt er zu Recht zu bedenken: »If the political is to roll the dice, the ethical is to shake the dice perpetually without rolling. [. . .] But once the dice land, a particular number is actualized from out of the virtuality of the number space.«⁷⁹ Man kommt also nicht umhin, fehlgehende Aktualisierungen des ethischen Projekts berücksichtigen zu müssen und dies wiederum Gegenstand einer

trôle«, par exemple [. . .], c'est complètement marxiste, et pourtant j'écris sur des choses que Marx ne connaissait pas.« (Deleuze: »Le ›Je me souviens‹ de Gilles Deleuze«, S. 51) Ebenfalls auffällig ist, dass Galloway im gesamten Buch Latour nicht ein einziges Mal erwähnt.

76 Zit. nach ebd., S. 98.

77 Ebd.; siehe zum »algorithmischen Denken« im Technokapitalismus und der Kritik daran auch Parisi: »Instrumental Reason, Algorithmic Capitalism, and the Incomputable«.

78 Galloway: Laruelle, S. 186.

79 Ebd., S. 187.

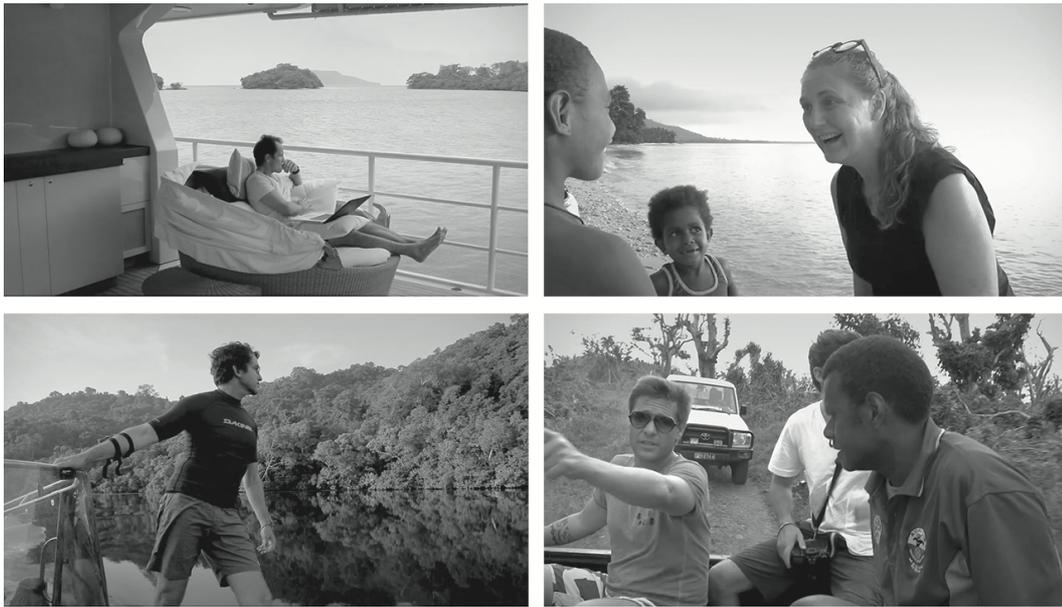


Abb. 2, 3, 4 u. 5: TBA21, *The Current* [Promotion Video]; Quelle: https://www.tba21.org/#item--the_current--1157

bestimmten Politik werden zu lassen.⁸⁰ Beide sind somit untrennbar miteinander verbunden, wie die Beispiele Galloways instruktiv belegen: Während es in einer politischen Forderung etwa um die Anerkennung von Frauen im Arbeitsleben oder um Tierrechte gehe, würde eine ethische Forderung immer um die Auflösung von Aufteilungen bemüht sein, z.B. die Infragestellung fester Zuschreibungen zur Kategorie ›Frau‹ oder das Bestreben, jeden Speziesismus zu überwinden.⁸¹

Dies lässt sich auf ökonomische Prozesse übertragen und man kann sagen, dass nur ausgehend vom ethischen Anspruch nach Nicht-Unterscheidung, ausgehend vom Verwerfen einer Unterscheidung⁸² die politische Frage nach einer spezifischen Ungerechtigkeit gestellt werden kann – eine Frage, die im Suchen nach sich herausbildenden Asymmetrien, Hegemonien und damit fragwürdigen Unterscheidungen besteht. Politik und Ethik können mit Galloway also als notwendig komplementär verstanden werden. Und dies auch, weil in politischen Kämpfen mitunter entschieden wird, welche ethischen Forderungen möglich sind; schließlich sind es Auseinandersetzungen um den Stellenwert der Geltung bestimmter Kategorien, wie dem der Gleichheit (die z.B., obwohl in der amerikanischen Verfassung verankert, erst lange von Afroamerikanern erkämpft werden musste).⁸³ Sonst besteht, wie bereits weiter oben anhand von Latour dargelegt, die Gefahr eines fragwürdigen (und nie eingelösten) Universalismus, der gegenwärtige Asymmetrien übersieht und die eigene Position souverän setzt. Galloway bezeichnet

80 Vgl. Fußnote 60.

81 Ebd., S. 201.

82 Vgl. dazu auch Butler: *Frames of War*.

83 Galloway: *Laruelle*, S. 203.

MARTIN DOLL

dies als »the ›We are the world‹ trap of today's bourgeois liberalism in which a single privileged subject extends its arms to embrace and encompass all the world's downtrodden«. ⁸⁴

Ein eindrückliches Beispiel dafür ist das Klimarettungs-Projekt *The Current* der TBA21-Stiftung von Francesca von Habsburg, das u.a. im Rahmen des von Latour mitorganisierten Symposiums »Next Society – Facing Gaia« im April 2016 im ZKM in Karlsruhe vorgestellt wurde. Das Promotion-Video, das von der Auswahl der Bilder und der Musik her im Stil von im Industriefilm-Bereich beliebten, sogenannten Emotionals gehalten ist (siehe Abb. 2, 3 u. 4⁸⁵), veranschaulicht sehr deutlich die von Galloway angesprochene Problematik.

2.2 IMMANENTE POLITISCHE KRITIK

Mit Galloway kann man hingegen eine ökonomiekritische Perspektive an der Frage festmachen, ob die derzeit als gültig verwendeten Kategorien vielleicht nicht hinreichend sind: »Have we assumed (falsely) that the liberal subject is sufficient for global prosperity? Have we assumed (falsely) that consumer choice is sufficient for healthy societies? Have we assumed (falsely) that cap-and-trade markets [Emissionsrechtehandel] are sufficient to protect the environment?«⁸⁶ Freiheit dürfe somit nicht nur als expansive Qualität verstanden werden, sondern unter Umständen auch als Subtraktion, und zwar als Subtraktion von bestimmten Attribuerungen und Identitätszuschreibungen:

What this means is that the liberated subject is not someone who adds new identities, new qualities, new powers and affordances, like so many options bundled into the latest automobile. On the contrary, the subject is only liberated to the extent that it is liberated from such qualities and identity.⁸⁷

In einer sehr treffenden Stelle markiert Galloway auch den Unterschied zwischen dem hier schon mehrfach kritisch reflektierten simplifizierenden Deleuzianismus an der Grenze zum Apolitischen und dem dezidiert politischen Projekt Deleuzes:

84 Ebd., S. 204 – eine Falle, in die Latour in der zweiten Hälfte von *Das Parlament der Dinge* und *Wir sind nie modern gewesen* tappt (vgl. dazu Harding: *Sciences from Below*, S. 23ff.; Lemke: »Waffen sind an der Garderobe abzugeben«, S. 282ff). Dieses Missverständnis, »das Universale zu suchen«, das letztlich nur zum »Moralismus« führt und damit weg von der »moralischen Erfahrung«, räumt er jedoch dezidiert in *Existenzweisen* aus (vgl. Latour: *Existenzweisen*, S. 613, 616 u. 621).

85 Ein gutes Gegenbeispiel derselben Stiftung ist wiederum das mit Olafur Eliasson durchgeführte Projekt *Green Light | An artistic workshop*, das von April bis Juni 2016 in Kooperation mit Refugees und Migranten in Wien durchgeführt wurde (https://www.tba21.org/#item--greenlight_workshop--1226).

86 Galloway: *Laruelle*, S. 203.

87 Ebd., S. 198.

Consider Deleuze and his central ontological claim concerning the univocity of being. Because it is on the side of the generic continuum, univocity itself can never be political, only ethical. But to fight and struggle on behalf of univocity, so that it may be elevated to the level of core ontology, as Deleuze did, is to fight a political fight. To argue for the univocity of being one must politically outmaneuver other possibilities.⁸⁸

Es bedarf, wenn man so will, einer immanenten politischen Kritik mit Nachdruck, die sich auch in der Frage niederschlagen müsste, wo vor dem Hintergrund des hier mit Galloway entfaltenen ethisch-politischen Zugangs eine dezidiert medienwissenschaftliche Infragestellung gegenwärtiger hegemonialer ökonomischer Prozessen ansetzen kann, d.h., wie weiter oben mit und gegen Latour formuliert wurde, eine »Entfaltung als Kritik« ins Werk gesetzt werden kann. Die, wie weiter oben aufgezeigt, in der ANT in den Vordergrund gerückten Interrelationen von Materialität und Sozialität gelten dabei nicht nur für die beobachteten geöffneten Blackboxes, sondern umfassen auch uns Medienwissenschaftler_innen.⁸⁹ Wir schweben ebenfalls nicht über den Dingen, vielmehr verändern sie sich durch unsere Betrachtung, wie auch wir selbst verändert werden bzw. uns davon affizieren lassen.⁹⁰ John Law schreibt: »But since our own stories weave further webs, it is never the case that they simply describe. They too enact realities and versions of the better and the worse[.]«⁹¹

3 MEDIENWISSENSCHAFTLICHE KRITIK ÖKONOMISCHER HEGEMONIEBILDUNGEN

Hier sollen, um eine neoliberale Formulierung zu appropriieren, Best-Practice-Beispiele für die medienkulturwissenschaftliche Analyse der Herausbildung von

88 Ebd., S. 202. Eine ähnliche politische Position vertritt Jane Bennett, die menschliche Verantwortung darin sieht, sich aus bestimmten Assemblagen, die mit größter Wahrscheinlichkeit Schaden anrichten, zurückzuziehen (Bennett: *Vibrant Matter*, S. 37). Mit Kathrin Thiele gesprochen wäre dann Kritik an bestimmten ökonomischen Prozessen eine entschiedene »situative Praktik«, die überdies keinen übergeordneten Standpunkt beansprucht, sondern wesentlich unsere »konstitutive Implikation« in die kritisierten Prozesse mitdenkt (Thiele: »Ende der Kritik? Kritisches Denken heute«, hier: S. 157 u. 142).

89 Unsere »konstitutive Implikation« besteht u.a. darin, dass wir, wie die meisten Arbeitnehmer_innen in unserer gouvernementalen Gegenwart, die sich durch eine zunehmende Neoliberalisierung der Universitätslandschaft auszeichnet, wie Thomas Edlinger treffend schreibt, einer »Mischung aus Drohung und Anreizen« unterworfen sind: auf der einen Seite immer die Gefahr des sozialen Abstiegs; auf der anderen Seite der mit dem Aufstieg einhergehende Wohlstand. Entsprechend geht es allerorten um möglichst selbstmotiviertes Engagement (Edlinger: *Der wunde Punkt*, S. 203f.).

90 Vgl. Sotiris: »Hegemony and Mass Critical Intellectuality.

91 Law: »Actor Network Theory and Material Semiotics«, S. 154; vgl. auch Conradi/Muhle: »Verbinden oder Trennen?«, S. 323.

Hegemonien bzw. Ordnungsmustern gegeben werden – seien es mögliche oder bereits erfolgte Forschungen auf diesem Gebiet.

Wieder mit Galloway lässt sich die Frage aufwerfen, welche Kräfteverhältnisse und Kontrollprinzipien sich auch in horizontal organisierten, verteilten, anti-essentialistischen Netzwerken herausbilden.⁹² Galloway hat dies schon 2004 zum Gegenstand seiner nach wie vor erstaunlich aktuellen Studie *Protocol* gemacht – und dies gegen die verbreitete Annahme, dass Netzwerke in ihrer rhizomatischen Organisation Machtverhältnisse und bestimmte Souveränsetzungen grundsätzlich unterlaufen, wie er noch 2014 betont:

From talk of the »Twitter revolution« during the Arab Spring, to the ideologies of »disruption« and »flexibility« common in corporate management speak, to the putative egalitarianism of blog-based journalism, to the growing popularity of the Deleuzian and Latourian schools in philosophy and theory: all of these reveal the contemporary assumption that networks are somehow different from sovereignty, organization, and control.⁹³

Die vermeintliche Uneingeschränktheit der Netze ist aber, wie weiter oben gezeigt wurde, eher ein Theorieeffekt, weil in der Latour'schen Netzwerk-Ethik alles als potentiell verknüpfbar und somit (zumindest zukünftig) potentiell nichts und niemand ausgeschlossen bleibt. Die Freiheit der Netze ist aber auch ein Methodeneffekt: Sie erscheint nämlich als solche, wenn man nur auf die (Zahl der) Verknüpfungen, sogenannte *nodes* und *edges* achtet, nicht aber darauf, wie sich bestimmte Ordnungsmuster in der Praxis herausbilden.⁹⁴ Mit der Erforschung von »Protokollen« kann hingegen gezielt sich immer wieder neu und anders konventionalisierenden Regelmäßigkeiten und Standards, denen Verknüpfungen in Netzwerken unterworfen sind, nachgegangen werden. Protokolle sollten dabei nicht mit top-down, von außen, von einer klar verortbaren Instanz verordneten Regeln verwechselt werden, sondern als endogene Phänomene, als Ergebnis bestimmter Handlungen unabhängiger Akteure (Computer und Menschen) verstanden werden.⁹⁵ Diese Protokollmomente sind dann trotz ihrer Emergenz auf bestimmte Machteffekte und Clusterbildungen hin überprüfbar.⁹⁶ Zer-Aviv Mushon plädiert daher für die Erweiterung von Netzwerk-Modellen nicht nur, Galloway folgend, um Protokolle, sondern auch um »flows«. Darunter fasst er die Intensität von Datenströmen und deren bevorzugte Bewegungsrichtung. Selbst wenn man also innerhalb der flachen Ontologien von Latour verbleibt, lassen sich mit dieser Me-

92 Galloway, »The Reticular Fallacy«.

93 Ebd.

94 Vgl. Mushon: »If Everything is a Network, Nothing is a Network«.

95 Vgl. Galloway: *Protocol*, S. 7, 47 u. 51.

96 Galloway: »The Reticular Fallacy«.

thode auch Menge und Richtung z.B. von Geldflüssen in standardisierter Form visualisieren (wodurch sich schon ein anderes deutlich weniger egalitäres Bild ergebe).⁹⁷

Ein Beispiel von Albert-László Barabási zur Emergenz von Kräfteverhältnissen in Netzwerken, auf das Jodi Dean zu sprechen kommt, lässt dies einsichtig werden. Barabási hat in seinen Studien Machtverteilungen gefunden, die nicht von oben her vorgegeben werden, sondern automatisch entstehen. So zeigt er, dass selbst in komplexen Netzwerken, die sich durch freie Wahl, offene Expansionsfähigkeit und persönliche Vorlieben gesteuert auszeichnen, meist ein bestimmtes pyramidales Kräfteverhältnis an Verlinkungen entsteht: Der Knoten an der Spitze versammelt auf sich doppelt so viele Links wie die nachfolgende Ebene, ein zahlenmäßiges Verhältnis, das immer weiter abnimmt, so dass sich oben und unten, wenn man so will, vom »flow« her, massiv unterscheiden. Dies ist verbunden mit einem schlagenden Effekt: »The more participation, the larger the field, the greater the inequality, and therefore, the greater the difference between the one and the many.«⁹⁸ So werde Ungleichheit zur entscheidenden Eigenschaft offener Netzwerke. Dies kenne man nur zu gut von wissenschaftlichen Zitationen: Es werde jede Menge veröffentlicht, nur wenig gelesen und die immergleichen Texte zitiert.⁹⁹ Man denke nur an den »impact factor« von Latour.

Ein weiteres Beispiel von Dean ist die Enteignung unserer Daten (*data dispossession*). Auch hier kann man über die Betrachtung von *nodes* und *edges* hinaus fragen, an welcher Stelle etwa Reziprozität zu einer Einbahnstraße wird, wenn zum Beispiel unsere Daten auf andere Server abfließen, dort ausgewertet wie auch verwertet werden und sich dabei gänzlich unserer Kontrolle entziehen, z.B. von uns nicht mehr gelöscht werden können.¹⁰⁰

Ebenfalls wäre exemplarisch die genauere Untersuchung der sogenannten »Filter Bubble« anzuführen.¹⁰¹ Dabei handelt es sich um die durch Big Data-Analysen gesteuerte Vorsortierung von Suchergebnissen und Nachrichtenanzeigen, mit denen präemptiv potentiellen Interessen begegnet wird.¹⁰² Damit geht durch derzeitige Datenverarbeitungsprozesse zugunsten zunehmender Vorstrukturierungen womöglich genau jene Emergenz verloren, die man zur Anfangszeit des Internets euphorisch begrüßt hat. Dies wäre empirisch genauer zu überprüfen, indem man z.B. untersucht, welche Verknüpfungen und Assoziationsbildungen verstärkt

97 Vgl. Mushon: »If Everything is a Network, Nothing is a Network«.

98 Dean: »Communicative Capitalism and Class Struggle«, S. 8; vgl. weiterführend: Barabási: *Linked* (2002); ders.: *Linked* (2014).

99 Dean: »Communicative Capitalism and Class Struggle«, S. 8.

100 Vgl. ebd., S. 11; vgl. auch Heilmann: »Datenarbeit im »Capture«-Kapitalismus«.

101 Pariser: *The Filter Bubble*.

102 Vgl. Dean: »Communicative Capitalism and Class Struggle«, S. 11.

MARTIN DOLL

aufzutreten und ob es sich dabei um Privatpersonen oder kommerzielle Unternehmen handelt.¹⁰³

Eine weitere Fragestellung wäre, welche Effekte die zunehmende Digitalisierung auf den Arbeitsmarkt hat oder genauer: welche Hegemonien sich zwischen Arbeitgeber und -nehmer herausbilden, dann nämlich, wenn die Verknappung von Arbeitsplätzen zum Verfall des Lohnniveaus oder der Beschäftigungssicherheit führt. Die Studien sind sich noch uneins. Jodi Dean verweist auf eine Untersuchung aus dem Jahr 2013, die 47 Prozent der Beschäftigten in den USA in den nächsten zwanzig Jahren durch Automatisierung gefährdet sieht.¹⁰⁴ Im Global Information Technology Report 2014 ist in Anlehnung an die kritische Einschätzung Jaron Laniers zu lesen: »[T]he greater the role that data play in the global economy, the less the majority of individuals will be worth.«¹⁰⁵

4 AUSBLICK

Um abschließend ein kurzes Fazit zu geben: Kompensiert man bei medienwissenschaftlichen Analysen die problematischen Implikationen der ANT durch ergänzende politische Überlegungen, findet man nicht nur Symmetrien, sondern kann auch Inkommensurabilitäten und, wie gezeigt, Hegemoniebildungen stärker in den Fokus rücken.¹⁰⁶ Obwohl die neueren Ansätze von Latour in seinem Buch *Existenzweisen* weiter oben vornehmlich kritisch reflektiert wurden, findet sich an einer Stelle eine wichtige Einsicht, die man geradezu als seine eigene Reaktion auf die Defizite der ANT lesen kann und die die hier vorgeschlagene Vorgehensweise bestätigt: Dort geht es Latour nämlich nicht nur um sein ethisch-diplomatisches Projekt, im Zusammenhang mit der Ökonomisierung, »eine möglichst große Zahl an der Wiederaufnahme des Optimums zu beteiligen«,¹⁰⁷ sondern auch darum, permanent nach den Skrupeln, nach dem Zweifel darüber zu fragen, »wie das Optimum zu gewinnen sei.«¹⁰⁸

Ohne in einen kulturkritischen und sich selbst überschätzenden, weil sich selbst über die Dinge stellenden, Technikskeptizismus zu fallen, versteht sich die-

103 Vgl. dazu Latour u.a.: »The Whole is Always Smaller Than Its Parts« – A Digital Test of Gabriel Tarde's Monads«.

104 Dean: »Communicative Capitalism and Class Struggle«, S. 14f.

105 Haynes/Nguyen: »Rebalancing Socioeconomic Asymmetry in a Data-Driven Economy«, S. 70; vgl. dazu ebd., S. 15; vgl. auch Lanier: *Who Owns the Future?*, insbes. S. 85ff. u. 312f. Interessanterweise fällt die Einschätzung des nachfolgenden Report aus dem Jahr 2015, allerdings vonseiten eines anderen Autors, geradezu euphorisch aus: »Big data analytics is leveling the playing field and creating the environment that allows the three prerequisites for inclusive growth – education, jobs, and well-being – to flourish.« (Hagstroem: »Big Data Analytics for Inclusive Growth: How Technology Can Help Elevate the Human Condition«, S. 83f.)

106 Vgl. Harman: *Bruno Latour*, S. 81.

107 Latour: *Existenzweisen*, S. 624.

108 Ebd., S. 630.

ser Artikel daher als Plädoyer dafür, präzise zu fassen und zu kritisieren, welche Entwicklungen aufzuhalten wären, aus welchen schädlich gewordenen Assemblagen man sich offensiv zurückzieht und welche Kooperationen man gezielt weiterverfolgt. Dazu kann die Medienwissenschaft, mit ihrem thematischen Schwerpunkt auf dem Verhältnis von Mensch und Technik derzeit wichtige politische Antworten geben.

LITERATURVERZEICHNIS

- Barabási, Albert-László: *Linked. How Everything is Connected to Everything Else and What it Means for Business, Science, and Everyday Life*, New York 2014.
- Barabási, Albert-László: *Linked. The New Science of Networks*, Cambridge, Mass. 2002.
- Bennett, Jane: *Vibrant Matter. A Political Ecology of Things*, Durham u.a. 2010.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2006.
- Butler, Judith: *Frames of War. When is Life Grievable?* London u.a. 2009.
- Conradi, Tobias/Muhle, Florian: »Verbinden oder Trennen? Über das schwierige Verhältnis der Akteur-Netzwerk-Theorie zur Kritik«, in: Conradi, Tobias/Muhle, Florian/Derwanz, Heike (Hrsg.): *Strukturentstehung durch Verflechtung. Akteur-Netzwerk-Theorie(n) und Automatismen*, Paderborn 2011, S. 313-333.
- Dean, Jodi: »Communicative Capitalism and Class Struggle«, in: *spheres. Journal for Digital Culture*, H. 1, 2014, S. 1-16.
- Deleuze, Gilles: »Le ›Je me souviens‹ de Gilles Deleuze« (Interview mit Didier Éribon), in: *Le Nouvel Observateur*, H. 1619, 1995, S. 50-51.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix: *Tausend Plateaus*, Berlin 1992.
- Edlinger, Thomas: *Der wunde Punkt. Vom Unbehagen an der Kritik*, Berlin 2015.
- Foucault, Michel: »Die politische Funktion des Intellektuellen« [1976], in: Defert, Daniel/Ewald, François (Hrsg.): *Schriften*, Bd. 3, Frankfurt a.M. 2003, S. 145-152.
- Foucault, Michel: »Was ist ein Autor?« [1968], in: Defert, Daniel/Ewald, François (Hrsg.): *Schriften*, Bd. 1, Frankfurt a.M. 2001, S. 1003-1041.
- Galloway, Alexander R.: *Laruelle. Against the Digital*, Minneapolis u.a. 2014.
- Galloway, Alexander R.: »Network Pessimism«, 11.11.2014, <http://cultureandcommunication.org/galloway/network-pessimism>, 11.04.2016.
- Galloway, Alexander R.: »The Reticular Fallacy«, 06.10.2014, <http://cultureandcommunication.org/galloway/the-reticular-fallacy>, 11.04.2016.

MARTIN DOLL

- Galloway, Alexander R.: Protocol. How Control Exists after Decentralization, Cambridge, Mass. 2004.
- Hagstroem, Mikael: »Big Data Analytics for Inclusive Growth: How Technology Can Help Elevate the Human Condition«, in: Dutta, Soumitra/Geiger, Thierry/Lanvin, Bruno (Hrsg.): The Global Information Technology Report, Genf 2015, S. 79-85.
- Harding, Sandra G.: Sciences from Below. Feminisms, Postcolonialities, and Modernities, Durham u.a. 2008.
- Harman, Graham: Bruno Latour. Reassembling the Political, London 2014.
- Haynes, Peter/Nguyen, Carolyn M.-H.: »Rebalancing Socioeconomic Asymmetry in a Data-Driven Economy«, in: Osorio, Beñat Bilbao/Dutta, Soumitra/Lanvin, Bruno (Hrsg.): The Global Information Technology Report, Genf 2014, S. 67-72.
- Heilmann, Till A.: »Datenarbeit im ›Capture‹-Kapitalismus. Zur Ausweitung der Verwertungszone im Zeitalter informatischer Überwachung«, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft, H. 13, Nr. 2, 2015, S. 35-47.
- Lanier, Jaron: Who Owns the Future? New York 2014.
- Latour, Bruno: Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen, Berlin 2014.
- Latour, Bruno: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Berlin 2010.
- Latour, Bruno: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Frankfurt a.M. 2008.
- Latour, Bruno: Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang, Zürich/Berlin 2007.
- Latour, Bruno: »Über den Rückruf der ANT«, in: Belliger, Andréa/Krieger, David J. (Hrsg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld 2006, S. 561-572.
- Latour, Bruno: »Über technische Vermittlung: Philosophie, Soziologie und Genealogie«, in: Belliger, Andréa/Krieger, David J. (Hrsg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld 2006, S. 483-528.
- Latour, Bruno: »What if We Talked Politics a Little?«, in: Contemporary Political Theory, Nr. 2, 2003, S. 143-164.
- Latour, Bruno: Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft, Frankfurt a.M. 2002.
- Latour, Bruno: Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie, Frankfurt a.M. 2001.
- Latour, Bruno: »On Actor-Network Theory: A Few Clarifications«, in: Soziale Welt, Bd. 47, Nr. 4, 1996, S. 369-81.

- Latour, Bruno: »Porträt eines Biologen als wilder Kapitalist«, in: ders.: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften, Berlin 1996, S. 113-144.
- Latour, Bruno: Pasteur. Guerre et paix des microbes [1984], Paris 2011.
- Latour, Bruno/Callon, Michel: »Unscrewing the Big Leviathan. How Actors Macro-Structure Reality and How Sociologists Help Them To Do So«, in: Knorr-Cetina, Katrin/Cicourel, Aaron Victor (Hrsg.): Advances in Social Theory and Methodology. Toward an Integration of Micro- and Macro-Sociologies, Boston u.a. 1981, S. 277-303.
- Latour, Bruno u.a.: »»The Whole Is Always Smaller Than Its Parts« – A Digital Test of Gabriel Tarde's Monads«, in: The British Journal of Sociology, Bd. 63, Nr. 4, 2012, S. 590-615.
- Law, John: »Actor Network Theory and Material Semiotics«, in: Turner, Bryan S. (Hrsg.): The New Blackwell Companion to Social Theory, Oxford/Malden 2009, S. 141-158.
- Law, John: »After ANT: Complexity, Naming and Topology«, in: ders. (Hrsg.): Actor Network Theory and after, Oxford u.a. 1999, S. 1-14.
- Law, John: Organizing Modernity, Oxford u.a. 1994.
- Lemke, Thomas: »»Waffen sind an der Garderobe abzugeben«« Bruno Latours Entwurf einer politischen Ökologie«, in: Bröckling, Ulrich/Feustel, Robert (Hrsg.): Das Politische denken. Zeitgenössische Positionen, Bielefeld 2010, S. 273-293.
- Lösch, Andreas u.a.: »Technologien als Diskurse – Einleitung«, in: dies. (Hrsg.): Technologien als Diskurse. Konstruktionen von Wissen, Medien und Körpern, Heidelberg 2001, S. 7-20.
- Marchart, Oliver: Das unmögliche Objekt. Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft, Berlin 2013.
- Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der Politischen Ökonomie. Erster Band [1867], in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Gesamtausgabe, Abt. 2, Bd. 5, Berlin 1983.
- Mushon, Zer-Aviv: »If Everything is a Network, Nothing is a Network«, 08.01.2016, <https://visualisingadvocacy.org/blog/if-everything-network-nothing-network/>, 18.04.2016.
- Otter, Chris: »Making Liberalism Durable. Vision and Civility in the Late Victorian City«, in: Social History, Bd. 27, Nr. 1, 2002, S. 1-15.
- Parikka, Jussi: »The Alchemic Digital, The Planetary Elemental«, in: e-flux journal, Supercommunity, 2015, <http://supercommunity.e-flux.com/texts/the-alchemic-digital-the-planetary-elemental/>, 18.04.2016.

MARTIN DOLL

- Pariser, Eli: *The Filter Bubble. What the Internet is Hiding From You*, New York 2011.
- Parisi, Luciana: »Instrumental Reason, Algorithmic Capitalism, and the Incomputable«, in: Pasquinelli, Matteo (Hrsg.): *Alleys of Your Mind: Augmented Intelligence and Its Traumas*, Lüneburg 2015, S. 125-137.
- Peyrol, Georges [Badiou, Alain]: »Le fascisme de la pomme de terre«, in: *Cahiers Yenan*, H. 4, 1977, S. 42-52.
- Schmidt, Eric/Rosenberg, Jonathan: *How Google Works*, London 2014.
- Schröter, Jens: »Das Internet der Dinge, die allgemeine Ökologie und ihre Ökonomisch-Unbewusstes«, in: Sprenger, Florian (Hrsg.): *Internet der Dinge. Über smarte Objekte, intelligente Umgebungen und die technische Durchdringung der Welt*, Bielefeld 2015, S. 225–240.
- Sotiris, Panagiotis: »Hegemony and Mass Critical Intellectuality«, in: *International Socialism. A Quarterly Review of Socialist Theory*, H. 137, 2013. Online verfügbar: <http://isj.org.uk/hegemony-and-mass-critical-intellectuality>, 23.04.16.
- Stengers, Isabelle: *Cosmopolitics I*, Minneapolis u.a. 2010.
- Thiele, Kathrin: »Ende der Kritik? Kritisches Denken heute«, in: Allerkamp, Andrea/Orozco, Pablo Valdivia/Witt, Sophie (Hrsg.): *Gegen/Stand der Kritik*, Zürich/Berlin 2015, S. 139-162.
- Walker, Gavin: »The Reinvention of Communism: Politics, History, Globality«, in: *South Atlantic Quarterly*, Bd. 113, Nr. 4, 2014, S. 671-685.

DIE VERDRÄNGUNG DES GELDES IN DER AKTEUR-NETZWERK-THEORIE

Das Beispiel Michel Callon

VON JENS SCHRÖTER

Die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) ist in den letzten Jahren in der deutschen Medienwissenschaft stark rezipiert worden. Besonders attraktiv an diesem Ansatz ist, dass er verspricht, den steril gewordenen Streit, ob nun die technischen Medien die Gesellschaft oder diese jene determinieren, zu umgehen:

There exists no relation whatsoever between ›the material‹ and ›the social world‹, because it is this very division which is a complete artifact. [. . .] To be symmetric, for us, simply means *not* to impose a priori some spurious *asymmetry* among human intentional action and a material world of causal relations.¹

Das mag auch alles stimmen und äußerst hilfreich sein, nichtsdestotrotz ist die Frage, ob die ANT wirklich symmetrisch arbeitet, und damit in der Lage ist, die (angeblich hier und da behauptete) Dichotomie von Technik und Gesellschaft zu unterlaufen, durchaus offen. Im Folgenden soll am Beispiel des Geldes argumentiert werden, dass zumindest Michel Callon als Vertreter der ANT keineswegs alle a priori-Asymmetrien vermeidet. Vielmehr scheint er die »human intentional action« deutlich zu privilegieren, was im Folgenden als *praxeozentrisch* bezeichnet wird. Geld erscheint als ein transparenter Kanal, womit es genau jene Eigendynamik verliert, die Medien gemäß der Medientheorie besitzen (und es verliert damit auch die Eigendynamik, welche gemäß der ANT »Mediatoren« im Unterschied zu »Intermediären« auszeichnet²). Callon schreibt:

I use the word Kapitalism, with a capital K, to denote the reality imagined by everyone who considers the Western economic system to be a homogeneous reality, endowed *with its own logic* (Herv. J. S.). The assumption of a homogeneous economic reality is made by those who criticize capitalism,³ thus defined, as well as by those who defend

1 Latour: Reassembling the Social, S. 75f.

2 Siehe dazu ebd., S. 37ff.

3 »Capitalism is an invention of anti-capitalists[.]« (Callon/Barry/Slater: »Technology, Politics, and the Market«, S. 297) Diese Aussage erscheint schon allein deshalb wenig hilfreich, weil es offensichtlich sein sollte, dass eine Idee wie »Kapitalismus« aus einer Beschreibung resultiert, die auf einem theoretischen Modell basiert (Differenzierungstheoretiker wie Niklas Luhmann z.B. verwenden das Konzept nicht; Luhmann spricht stattdessen von einer »funktional differenzierten Gesellschaft«). Ein solches Modell kann auch

it by talking of the market and its laws, in general. Experiments⁴ in past decades have shown that Kapitalism could only be a fiction: no program has managed to make Kapitalism exist nor to overthrow it. There are only capitalisms.⁵

Es ist für praxeozentrische Diskurse (Diskurse also, die implizit oder explizit menschliche Praktiken privilegieren) typisch, die Möglichkeit einer ›innewohnenden Logik‹ in Bezug auf nicht-menschliche Entitäten zu bestreiten. Dabei wird stets argumentiert, dass Entitäten in historischen und lokalen Praktiken situiert sind und damit immer Unterschiede ohne eine homogene logische Basis aufweisen.⁶

Erstens aber ist es schlicht nicht richtig, dass Kapitalismus-Kritiker, gegen die sich Callons Erörterung offenbar richtet (was das deutsch klingende »Kapitalismus« mit großem ›K‹ erklärt⁷), eine homogene Entität namens »Kapitalismus« postulieren. ›Sie‹ haben immer schon zugegeben, dass der Kapitalismus historische Phasen hat, wie beispielsweise den Imperialismus und den staatsmonopolistischen Kapitalismus oder, in der Terminologie eines anderen theoretischen Ansatzes, den Fordismus und Post-Fordismus; ›sie‹ bestreiten auch nicht, dass es ungleichmäßige Entwicklungen gibt. ›Sie‹ postulierten lediglich, dass kapitalistische Gesellschaftsordnungen ein oder mehrere fundamentale Prinzipien aufweisen, auf die historische und lokale Unterschiede keinen Einfluss haben (die mediale Logik des Geldes ist ein solcher Fall). Dies ist der Grund, warum Marx den Kapitalismus als »idealen Durchschnitt« analysiert.⁸

Zweitens – und das ist ein weitaus wichtigerer Punkt – gibt Callon dies unabsichtlich auch zu: Wie könnte er sonst von unterschiedlichen Kapitalismen reden? Er geht von einem gemeinsamen fundamentalen Prinzip all dieser Kapitalismen aus, sonst könnte er die unterschiedlichen Phänomene nicht unter einem Oberbegriff, ›Kapitalismus‹, zusammenfassen.⁹ Die folgende Aussage Callons ist dafür symptomatisch:

dazu verwendet werden, das Beschriebene zu kritisieren – das trifft aber auf alle Beschreibungen zu (auch auf die, die Wirtschaft als performativ darstellen). Daher ergibt es keinen Sinn, zu schreiben, »Capitalism is an invention of anti-capitalists«, als ob dies bereits eine berechtigte Kritik wäre.

4 »Experiments« ist offenbar Callons Wortwahl für den sogenannten real existierenden Sozialismus; vgl. Callon: »What Does it Mean to Say that Economics is Performative?«, S. 349.

5 Ebd., S. 354.

6 »I don't believe in A Kapitalism that could be reduced to AN impersonal logic[.]« (Callon: »Why Virtualism Paves the Way to Political Impotence«, S. 15)

7 Ich nehme an, der Neologismus bezieht sich auf die deutsche marxistische Tradition.

8 Marx: Das Kapital III, S. 839.

9 Selbstverständlich würden Differenzierungstheoretiker (wie Niklas Luhmann) bezweifeln, dass es so etwas wie ›den Kapitalismus‹ gibt. Für Luhmann gäbe es nur diverse Subsysteme (darunter die Wirtschaft), deren Differenzen die Einheit der Gesellschaft bilden. ANT ist aber keine Differenzierungstheorie, und Callon selbst führt die Frage

Instead of assuming, for example, the existence of a spirit of capitalism or an overall logic of a mode of production, we can relate certain forms of economic activity to the more or less chaotic, regular¹⁰ and general upsurge of calculative agencies formatted and equipped to act on the basis of a logic of accumulation and maximization.¹¹

Nachdem Callon die Idee einer übergreifenden Logik einer Produktionsweise erst negiert hat, führt er dann selbstwidersprüchlich »a logic of accumulation and maximization« (also die Logik kapitalistischer Akkumulation)¹² ein.

Solche, für den Praxeozentrismus typischen Fehlschlüsse, kommen in Callons Texten immer wieder vor, und nehmen in folgender, von ihm zustimmend zitieren, Aussage ihre radikalste Form an: »Rationality is always situated.«¹³ Diese Aussage ist noch nicht einmal falsch, sondern einfach sinnlos. Es handelt sich hierbei um Nonsense von der Art: »Es gibt keine wahren Aussagen«. Hier wird als universell gültig – also nicht-situiert – postuliert, dass jede vernünftige Aussage situiert ist. Callon stellt als universal rational dar, dass Rationalität niemals universal (eben immer situiert) ist. Das ist ein offensichtlicher Selbstwiderspruch. Radikaler Praxeozentrismus, der alles in lokal und historisch situierte Ereignisse auflösen will, ist eine *logische Unmöglichkeit*. Streng genommen erlaubt ein solcher Rahmen gedanklich nicht einmal, zwei Praktiken in ihrer lokalen Spezifität miteinander zu vergleichen, weil ein derartiger Vergleich ja ein generelles Vergleichsprinzip (in diesem Fall, beide Phänomene als vergleichbare *Praktiken* zu identifizieren) voraussetzt.

Eines der Hauptziele von Callons Ansatz ist es zu zeigen, dass Märkte nicht natürlich sind und die von ihnen benötigten kalkulierenden Agenten konstruiert werden müssen. Dieses Ziel finde ich durchaus attraktiv. Obwohl Callon »sociocultural frames« ablehnt,¹⁴ erwähnt er doch Dinge wie Staat und Gesetz, die in der marxianischen Tradition als Voraussetzungen für Märkte aufgefasst werden.¹⁵ Er betont aber vor allem, wie der *homo oeconomicus* produziert wird. In der marxianischen Tradition würde man dies vielleicht unter dem, zugegebenermaßen

des Kapitalismus an. Deswegen muss er auch der Frage nachgehen, wie Kapitalismus definiert wird (selbst innerhalb von Differenzierungstheorien wie der Systemtheorie gibt es heutzutage kontroverse Diskussionen dazu, ob die Wirtschaft tatsächlich nur ein Subsystem von vielen ist; vgl. Pahl: Das Geld in der modernen Wirtschaft, S. 55ff.); siehe auch die Diskussion zwischen Barry, Slater und Callon in Callon/Barry/Slater: »Technology, Politics, and the Market«, S. 296, wo sie der Frage des »fundamental aspect« des Kapitalismus nachgehen.

- 10 Es ist unklar, wie der »upsurge of calculative agencies« gleichzeitig »chaotic« und »regulär« sein kann.
- 11 Callon: »Why Virtualism Paves the Way to Political Impotence«, S. 5.
- 12 »Akkumuliert, Akkumuliert! Das ist Moses und die Propheten!« (Marx: Das Kapital I, S. 621)
- 13 Callon: »Introduction«, S. 48.
- 14 Ebd., S. 6.
- 15 Vgl. Pashukanis: The General Theory of Law and Marxism.

problematischen, Konzept der *Ideologie* zusammenfassen. Callon hingegen interessiert sich mehr für konkrete Werkzeuge und Verfahren, die zum kalkulierenden Verhalten (»calculativeness«) seitens der menschlichen Akteure und zur Kalkulierbarkeit (»calculability«) seitens der Objekte beitragen. Unmittelbar stellt sich die Frage, *was* kalkuliert wird, und *warum* es überhaupt Kalkulation gibt. »Competition between calculative agencies [. . .] is largely determined by the respective qualities of the calculating devices. The probability of gain is on the side of the agency with the greatest power of calculation«, schreibt Callon.¹⁶ Hier werden der Wettbewerb und sein Ziel, Profit (»gain«), vorausgesetzt.

Callon geht also von einer sozialen Form aus, in der jede Entität neben ihrem spezifischen und einzigartigen Gebrauchswert auch einen *abstrakten Tauschwert* hat, denn nur ein solcher abstrakter Wert lässt sich kalkulieren. So werden in einem Beispiel Callons aus norwegischen Fischern nur Wirtschaftssubjekte, wenn sie ihre Fische in kalkulierbare »Cyber-Fische« – also Waren – verwandeln.¹⁷ Dies ist nichts anderes als eine Neuerfindung dessen, was Marx »ursprüngliche Akkumulation« nannte,¹⁸ nämlich die gewaltsame Verwandlung von Dingen in Objekte, die Tauschwert (und eventuell zusätzlich Gebrauchswert) haben.¹⁹ Für Marx ist die ursprüngliche Akkumulation eine Voraussetzung der Entstehung kapitalistischer Gesellschaften. Callon benutzt den Begriff »value« (Wert) in *The Laws of the Markets* unsystematisch; manchmal spricht er von »usage value« oder »use value« (Gebrauchswert); »exchange value« (Tauschwert) findet sich aber nur in einem Zitat,²⁰ es bleibt also im Grunde unklar, *was* gemäß seiner Darstellung kalkuliert wird.²¹

Genau an diesem Punkt müssen wir zu der Frage der *spezifischen Logik* zurückkehren. Sollten wir nicht sagen, dass die Reduzierung aller Dinge auf austauschbare, kalkulierbare, abstrakte Quantitäten (ein Prozess der, wie unten be-

16 Callon: »Introduction«, S. 45.

17 Callon: »What Does it Mean to Say that Economics is Performative?«, S. 336ff.

18 Vgl. Marx: *Das Kapital I*, S. 741ff.

19 Holm spricht explizit darüber in »Which way is up on Callon?«, S. 239: »When the cyborg fish is in place, the most violent acts of dispossession against coastal communities have already been undertaken; the fisheries commons have already been closed; the heritage of the coastal people has already been parceled and laid out, ready for the auction. With the successful introduction of fisheries resource management, most of the organizational and institutional apparatus that could have served as a power base for those who want to resist ITQs has already been squashed.« Wir lesen von der Gewalt (»violence«), mit der das Gemeingut (»commons«) der Fischer umgewandelt wird, was zu ihrer Enteignung führt (»dispossessed«). Das ist genau der Prozess ursprünglicher Akkumulation, wie Marx ihn beschreibt; siehe auch Callon: »Introduction«, S. 24 u. 27, zu »extending the spaces of calculation«, sowie Holm/Nielsen: »Framing Fish«, zum »cyborg-fish«.

20 Callon: »Introduction«, S. 33, 35 u. 19.

21 Das Wort »value« (Wert) wird von Callon manchmal auch in einem vage moralischen Sinne benutzt: Er spricht von »values«, die dem Markt entgegengesetzt werden (ebd., S. 38 u. 50).

schrieben, in Callons zentralem Begriff *framing* impliziert ist), für den Kapitalismus *spezifisch* ist? Das wäre zumindest die Antwort marxianischer Theorie, die Kapitalismus auf der grundsätzlichen Ebene als die Totalherrschaft abstrakter Wertform, repräsentiert vom Geld, definiert. Das heißt, alles, und vor allem Arbeitskraft, wird zu austauschbarer Ware, deren Tauschwert durch den Preis bestimmt oder zumindest dargestellt wird.²² Aufgrund von Callons Praxeozentrismus sollten wir erwarten, dass er diese spezifische Logik bestreitet, da er ansonsten die Existenz des »Kapitalismus« (mit dem deutschen ›K‹) anerkennen müsste. Und tatsächlich ist das auch der Fall:

[T]here is no Great Divide between societies populated by calculative agencies and societies in which the agents do not calculate. Even Deleuze and Guattari were on the wrong track with their concept of deterritorialization, that extraordinary faculty bestowed on capitalism for breaking all ties and undoing solidarity [. . .] So-called traditional societies are populated – sometimes even over-populated – with calculative agencies.²³

Callon vertritt hier die Ansicht, dass es *keinen* prinzipiellen Unterschied²⁴ zwischen Gesellschaften mit kalkulierenden *agencies* und ohne gibt, weil es keine nicht-kalkulierenden Gesellschaften gibt: Kalkulation gab es schon immer, und daraus folgt, dass der Kapitalismus nichts Besonderes ist.²⁵ Wir müssten also den Begriff *Kapitalismus* aufgeben oder alle – auch sogenannte *traditionelle* – Gesellschaften kapitalistisch nennen und damit anerkennen, dass es nur unterschiedliche Kapitalismen und keinen »Kapitalismus« mit grundlegenden Prinzipien gibt.

Doch auch dieses Argument führt Callon in einen Selbstwiderspruch: Es ist er selbst, der übermäßig homogenisiert, indem er das Kalkulationsprinzip auf alle Gesellschaften projiziert und damit jeden (kleinen oder großen) Unterschied negiert. Es ist schwer einzusehen, warum er einerseits ein homogenisierendes Prinzip (»Kapitalismus«) zurückweist, das den Vergleich zwischen unterschiedlichen »Kapitalismen« erlaubt, und andererseits ein noch breiteres homogenisierendes

22 Vgl. Larsen u.a.: *Marx and the Critique of Value*. Ich lasse hier die Schwierigkeiten der Relationen von Werten und Preisen aus, ein brisantes Problem in der marxianischen Tradition. Keen (*Debunking Economics*, S. 412ff.) kritisiert marxianische Ökonomie vernichtend aufgrund dieses Transformationsproblems, und das tun andere auch; es gibt aber auch Verfechter von Marx und Autoren, die dafür argumentieren, dass diese Debatte an dem eigentlichen Thema vollkommen vorbeigeht (siehe z.B. Kliman: *Reclaiming Marx's Capital*).

23 Callon: »Introduction«, S. 39.

24 Oder es gibt zumindest keinen ›Great Divide‹ – was kleinere Unterschiede nicht ausschließt . . .

25 Falls Kapitalismus mit Kalkulation gleichgesetzt werden kann, oder zumindest in Relation dazu steht (siehe unten) – eine Beziehung, die Callon mit seinen Verweisen auf Deleuze und Guattari bzgl. Kapitalismus neben seinen Erörterungen über Kalkulation suggeriert.

Prinzip (Kalkulation als solche) einführt, das – überraschend und ahistorisch – »traditional societies« (womit er wohl sogenannte primitive Gesellschaften meint) und modernen Industriekapitalismus unter einer Kategorie zusammenfasst. Dies ist nicht nur unlogisch, es ist auch geschichtlich falsch. Falls Callon die Frage der Kalkulation auf die Existenz des Geldes bezieht (schließlich spricht er von Wirtschaft und nicht von Mathematik), und falls Kalkulation sein homogenisierendes Prinzip ist, müsste er behaupten, dass bereits die bloße Existenz von Geld automatisch Kapitalismus bedeutet. Jacques Le Goff in *Geld im Mittelalter* (2011) und andere haben jedoch gezeigt, dass Geld an sich (als materialisierte Kalkulation) eine Gesellschaft noch nicht zu einer kapitalistischen macht.²⁶ Geld ist älter als der Kapitalismus (abgesehen davon gab es Gesellschaften ohne Geld).

Die Frage ist vielmehr, ob eine Gesellschaft von Geld und seinen (um Akrichs Begriff zu benutzen) »Skripts«²⁷ strukturiert wird. Wir können nur dann von Kapitalismus sprechen, wenn in der Gesellschaft das Basis-Skript $G - W - G'$ herrscht – Geld (G) wird zur Produktion von Waren (W) benutzt, die dann für mehr Geld (G') verkauft werden – und wenn dieses Skript für alle Aktivitäten fundamental ist.²⁸ Zumindest schafft diese Definition keine solche Verwirrung wie Callons Auslegung es tut. Das Skript $G - W - G'$ definiert nach Marx das Kapital: Es ist der Prozess, der aus Geld noch mehr Geld macht.²⁹ Marx schreibt in einem etwas anderen Zusammenhang: »Sie wissen das nicht, aber sie tun es.«³⁰ Er argumentiert also, dass Geld (als Ausdruck des Werts) ein Skript hat, das unsere Praktiken reguliert – auch wenn wir das nicht bewusst reflektieren. Geld ist kein transparentes Mittel für menschliche Zwecke, welche unabhängig von ihm existieren, wie praxeozentrische Theorien, inklusive der neoklassischen Wirtschaftswis-

26 Wie diese Anmerkungen klarmachen, fehlt Callon das Geschichtsbewusstsein. Das wird schon am Anfang seiner Einleitung zu *The Laws of the Markets* deutlich: »The aim of the present book is to contribute to the analysis and understanding of the subtle relationships between economics and the economy; not within a historical perspective, although some chapters do include historical material, but within a deliberately anthropological one.« (Callon: »Introduction«, S. 2) Es ist natürlich legitim, eine anthropologische Perspektive anzunehmen, aber dadurch entstehen gravierende Probleme im Ökonomieverständnis. Schlimmer noch, lediglich eine Seite nach der Ablehnung einer »historical perspective« schreibt Callon: »[T]he market is a process in which calculative agencies oppose one another, without resorting to physical violence, to reach an acceptable compromise in the form of a contract and/or a price. [. . .] Hence, the importance of the historical dimension which helps us to understand the construction of markets and the competitive arrangements in which they are stabilized, for a time and in a place.« (Ebd., S. 3) Callons Relation zu Geschichte ist damit, gelinde gesagt, etwas unklar; vgl. auch Callons Vorstellung von einer »history of economics« in »What Does it Mean to Say that Economics is Performative?«, S. 347.

27 Akrich: »The De-Description of Technical Objects«.

28 Für eine aktuelle und besonders pointierte Position siehe Lotz: *The Capitalist Schema*.

29 Marx: *Das Kapital I*, S. 163ff.

30 Ebd., S. 88.

senschaft, annehmen und Geld damit im Grunde sehr wenig Bedeutung beimessen.³¹

Als reine Abstraktion, also reine Quantität, kann sich Geld nur vermehren oder vermindern. Es ist mithin nicht überraschend, dass dies in der Praxis passiert. Also ist es auch nicht überraschend, dass wirtschaftliche Akteure *kalkulieren*, wie Callon richtig feststellt: Mit Geld kann man *nur* kalkulieren. MedientheoretikerInnen wie Sybille Krämer betonen, dass Geld *das* Medium der Kalkulierbarkeit ist.³² Deswegen müssen alle Märkte von Kalkulierbarkeit geprägt sein, und das sind sie in der Praxis auch. Doch Callon besteht auf seine praxeozentrische Weise immer darauf, es gäbe nur *verschiedene* Märkte: »The idea of the market as a unified category and institution is progressively disappearing.«³³ Doch natürlich würde niemand auf den Märkten handeln und kalkulieren, wenn es nicht das erwünschte Ergebnis wäre, *mehr Geld* zu bekommen, als investiert wurde. Bei Callon verschwindet dieses Skript. Obwohl er das Ziel des Profits (»gain«) als zentral für alle Märkte impliziert,³⁴ ist auf der expliziten Ebene der »imperative of profitability [. . .] absent.«³⁵ Ansonsten würde er nämlich explizit – und richtigerweise (!) – ein unifizierendes Prinzip einfügen.

Callon schreibt: »The agent is calculative because action can only be calculative.«³⁶ Erstens differenziert diese Aussage nicht zwischen wirtschaftlicher Praxis (»action«) und anderen Praktiken und betont damit den Status der Kalkulation als Callons homogenisierendes Prinzip. Zweitens leitet Callon die kalkulierende Haltung vom *Handeln* ab (»because action can only be calculative«), also von der Praxis und nicht von der zentralen Rolle eines Mediums, dessen Skript reine Kalkulierbarkeit darstellt. Auch wenn Werkzeuge, Technologien usw. für Callons Argument zentral sind, werden diese (zumindest gelegentlich) auf nützliche Instrumente in den Händen menschlicher Akteure reduziert. Das gilt vor allem – und dies ist

31 Siehe zur Kritik daran, als ein Beispiel unter sehr vielen, Pahl: Das Geld in der modernen Wirtschaft.

32 Krämer: »Das Geld und die Null«, S. 88f.

33 Callon/Barry/Slater: »Technology, Politics, and the Market«, S. 291. Der weitere Kontext ist wie folgt: »But the market is not this unified category as it was in the nineteenth century, or even in the first half of the twentieth century. I think that the paradox is the following: Everybody agrees that the market is a very effective institution, but now it seems to me that more and more people consider that there are various ways of organizing concrete and specific markets. So it's a very different situation because you now have an abundance of ways of seeing economic markets. The idea of the market as a unified category and institution is progressively disappearing.« (ebd.) Auch hier gilt: Dass verschiedene Formen von Märkten existieren können, ist durchaus schlüssig – das heißt aber nicht, dass es kein grundlegendes Prinzip (»unified category«) gibt, das es ermöglicht, diese verschiedenen Phänomene überhaupt als *Märkte* zu bezeichnen. Interessanterweise behauptet Callon, dass die Idee des Marktes »as a unified category« verschwindet (»progressively disappearing«), auch wenn er keine möglichen Gründe dafür anführt.

34 Callon: »Introduction«, S. 45.

35 Fine: »Callonistics«, S. 408.

36 Callon: »Introduction«, S. 12.

wichtig – für den Fall des Geldes. Es scheint, dass Callon sich implizit zum ökonomischen Mainstream gesellt und der neoklassischen Orthodoxie mit der Exklusion und Verschweigung des Geldes folgt.³⁷ Wir können also erwarten, dass diese diskursive Operation das quantitative, kalkulierbare und abstrakte Wesen des Geldes unterschätzt oder gar negiert. Und genau das ist auch der Fall: Callon beginnt mit der Beschreibung der spezifisch medialen Form des Geldes:

To be sure, its main contribution was to provide a unit of account without which no calculation would be possible. However the essential is elsewhere. Money is required above all – even if this point is often overlooked – to delimit the circle of actions between which equivalence can be formulated. It makes commensurable that which was not so before. [. . .] It provides the currency, the standard, the common language which enables us to reduce heterogeneity, to construct an equivalence and to create a translation [. . .] It is the final piece, the keystone in a metrological system that is already in place and of which it merely guarantees the unity and coherence. *Alone it can do nothing*; combined with all the measurements preceding it, it facilitates a calculation which makes commensurable that which was not so before.³⁸

Auf den ersten Blick scheint Callon hier das Skript des Geldes anzuerkennen, jedoch mit einer signifikanten Wendung: Es wird als der Zielpunkt einer metrologischen Vermessungskette dargestellt, die in einer geldlosen Welt ihren Ursprung

37 Callon spricht von »economics« und »economists«, ohne zu erklären, *welche Art* Ökonomie er damit meint. Das suggeriert, dass er einfach die herrschende Mainstream-Wirtschaftslehre – vereinfacht formuliert: die neoklassische Theorie – akzeptiert. Diese erwähnt er unter anderem in »Introduction«, S. 22; vgl. auch Mirowski/Nik-Khah: »Command Performance«, S. 96 u. 117. Er bezieht sich auf *standard economic theory* (»An Essay on Framing and Overflowing«, S. 247) sowie auf Marginalanalyse (ebd., S. 247f.), die natürlich Teil der üblichen neoklassischen Theorie ist. Dies negiert den Konflikt zwischen dem konventionellen ökonomischen Mainstream und der sogenannten Heterodoxen Ökonomie (für eine beißende Kritik des neoklassischen Mainstreams siehe Keen: *Debunking Economics*; für die Geschichte der Heterodoxen Ökonomie siehe Lee: *A History of Heterodox Economics*; siehe auch die Website *Real World Economics Review*: <http://www.paecon.net/PAERreview/>). Callon erwähnt zumindest »heterodox or even radical currents« (»Why Virtualism Paves the Way to Political Impotence«, S. 11) – erklärt aber nicht, warum er implizit und explizit die orthodoxe Sicht bevorzugt. In einem Interview sagt Callon: »Let us stop criticizing the economists. We recognize the right of economists to contribute to performing markets, but at the same time we claim our own right to do the same but from a different perspective.« (Callon/Barry/Slater: »Technology, Politics, and the Market«, S. 300) In Anbetracht der Tatsache, dass er den neoklassischen Mainstream nicht kritisieren will, ist es schwer zu sagen, worin sich Callons »different perspective« äußert.

38 Callon: »Introduction«, S. 21f. (Herv. J. S.).

nimmt.³⁹ Es gibt nach Callon also eine performativ als kalkulierbar produzierte Welt, zu der Geld lediglich als »the final piece« dazukommt. »Alone it can do nothing«: Es wird auf eine Vermittlerrolle reduziert, eine Entität, die »transports meaning or force without transformation«.⁴⁰ Callon erklärt aber nicht, wie *equivalence* erreicht wird, wie Geld sich zu *measurement* verhält, d.h., was es *eigentlich* misst. Es wäre also eine Werttheorie nötig, die Callon nicht bietet.⁴¹

Geld auf »the final piece« zu reduzieren, negiert auch die Tatsache, dass wir in einer Welt leben, in der sich alles bereits bei der Produktion auf Geld bezieht. Nichts wird produziert, das nicht zumindest potentiell mehr Geld erzeugen kann, als investiert wurde. Und diese Regel gestaltet ganz konkret die Waren: Die sogenannte *geplante Obsoleszenz* ist ein Beispiel dafür.⁴² In Callons Modell⁴³ gesellt sich das Geld als ein Markt-Werkzeug zu einer geldfreien Produktion hinzu. Mehr noch: Produktion wird von Callon gar nicht erst erwähnt.⁴⁴ Doch wenn die Produktion bereits in Bezug auf Geld strukturiert ist, dann ist Geld nicht nur ein praktisches Tauschmittel. Waren sind Dinge mit Preisangabe, sie sind einem bestimmten Geldbetrag äquivalent. Ware zu sein, bedeutet Ding *und* Geld zu sein.⁴⁵

Callon schreibt über das Wesen von Waren: »[T]o transform something into a commodity, it is necessary to cut the ties between this thing and other objects or human beings one by one.«⁴⁶ Die zentrale Idee ist hier das *framing*:

[A] clear and precise boundary must be drawn between the relations which the agents will take into account and which will serve in their calculations, on the one hand, and the multitude of relations which will be ignored by the calculation as such, on the other.⁴⁷

39 Widerspricht das nicht Latours Aussage: »There is no empirical case where the existence of two coherent and homogeneous aggregates, for instance technology ›and‹ society, could make any sense?« (Latour: *Reassembling the Social*, S. 76)

40 Ebd., S. 39.

41 Callon (»Introduction«, S. 22) schreibt: »Money establishes an ultimate equivalence between the value of a human life and that of investment in pollution abatement.« Er bezieht sich dabei auf ein Beispiel, das »negative externalities, for example the effects of pollution produced by a chemical plant«, (ebd., S. 21) betrifft. Es stellt sich bloß die Frage, wie so unterschiedliche Sachen verglichen und gleichgesetzt werden können? *Measurement* allein kann nicht die Antwort sein, weil es ja etwas geben muss, was vermessen wird – nämlich der Wert. Callon definiert Wert aber nicht.

42 Vgl. Bulow: »An Economic Theory of Planned Obsolescence«.

43 Und das ist ein Modell, auch wenn Callon darauf besteht, dass ANT keine Theorie ist (Callon: »Actor-Network Theory«, S. 194).

44 Das Wort »producers« kommt zwar oft vor (Callon: »Introduction«, S. 18, 19, 20 et passim), es wird aber keine Theorie der Produktion geliefert.

45 Vgl. Marx: *Das Kapital* I, S. 83ff.

46 Callon: »Actor-Network Theory«, S. 189.

47 Ebd., S. 186f.; vgl. auch Callon: »An Essay on Framing and Overflowing«.

Die Objekte scheinen einfach nur da zu sein, gleichsam aus dem Nichts heraus erschienen. Dabei bedeutet *framing* offenbar, dass sie aus Kontexten (wie z.B. Emotionen) herausgerissen und verkauft werden. Dies ähnelt eher einem Flohmarkt als einer realen Wirtschaft, in der Waren *als Waren für den Markt produziert werden*. Callon schreibt: »[O]ne is not born a commodity, one becomes it«. ⁴⁸ Auf die überwältigende Mehrheit der Dinge, die uns umgeben, trifft das offenkundig nicht zu. Obwohl sein Buch *The Laws of the Markets* heißt, spricht Callon gleich auf der ersten Seite der Einführung von »economy«, ⁴⁹ als ob Märkte und (kapitalistische) Wirtschaft identisch wären. Tatsächlich spricht er nur von Märkten. Auch das ist für den neoklassischen Ansatz typisch, der dazu neigt, sich auf den Tausch und die Zirkulation zu konzentrieren. ⁵⁰ So zu argumentieren, heißt aber, die Produktion aus dem Bild zu drängen – und damit auch das Kapital, definiert als $G - W - G'$, wobei die Produktion von Waren ein Teil der Wertschöpfung ist, Waren und Geld also quasi das Gleiche sind, nämlich Metamorphosen des Kapitals. ⁵¹ Es scheint, dass Callon dieses theoretische (marxianische) Argument im Sinne hat, wenn er schreibt:

Money seems to be the epitome of the commodity; it is pure equivalence, pure disentanglement, pure circulation. Yet, as Viviana Zelizer showed so convincingly, agents are capable of constantly creating private money which embodies and conveys ties [. . .]. This is the case of the grand-mothers who gives [sic] her grand-daughter silver coins, or supermarkets which give fidelity vouchers to their customers. ⁵²

48 Callon: »Actor-Network Theory«, S. 189; siehe auch Callon: »Introduction«, S. 19, wo er im Grunde das gleiche Argument entwickelt, wobei er den Anthropologen Nicolas Thomas zur Definition von *commodity* (Ware) zitiert: »Commodities are here understood as objects, persons, or elements of persons which are placed in a context in which they have exchange value and can be alienated. The alienation of a thing is its dissociation from producers, former users, or prior context.« Interessanterweise schöpft Callon seine Definition von *commodity* nicht aus der ökonomischen Theorie, wie man in Anbetracht seiner grundlegenden Aussage (auf die ich hier nicht näher eingehe), dass ökonomische Theorie die Ökonomie performiert, erwarten könnte, sondern übernimmt sie von einem Anthropologen. Erstens zeigt das, dass er konsequent seiner Gleichsetzung von traditionellen Gesellschaften und Industriekapitalismus (über Kalkulation) folgt. Zweitens aber ist dies ahistorisch und damit hochproblematisch. Es ist einfach sinnlos, Warenproduktion im Industriekapitalismus mit *alienation* (im Sinne der Entfremdung des Produktes vom Produzierenden) zu verbinden; Produkte (Waren) im Industriekapitalismus *sind dafür da, weggegeben zu werden*; niemand hängt an ihnen emotional.

49 Callon: »Introduction«, S. 1.

50 Vgl. z.B. Orléan: *The Empire of Value*, S. 37.

51 Vgl. Marx: *Das Kapital I*, S. 134.

52 Callon: »Actor-Network Theory«, S. 190. Er referiert hier auf Zelizer: »The Proliferation of Social Currencies«. Es ist seltsam, dass Callon Waren über *framing* definiert – also ein Losbinden, Trennen (ebd., S. 189: »cut the ties between this thing and other objects or human beings one by one«) –, dabei aber daran zweifelt, dass Geld *disentanglement*

Ähnlich heißt es in einer anderen Publikation:

Earmarking is deployed as much in the domestic sphere, with silver coins which a grandmother gifts to her grandchildren to put in their piggybanks in memory of her, as in systems of mass distribution, with vouchers, fidelity or credit cards and other such devices.⁵³

Das ist symptomatisch: Die Münzen, welche die Oma ihrer Enkeltochter gibt, werden als *private money* behandelt, d.h. als eine legitime Form des Geldes, obwohl diese Münzen am Markt nicht gegen Waren getauscht werden können. Die Oma kann ihrer Enkelin so viele Münzen geben, wie sie möchte; sie könnte sogar neues *privates Geld* produzieren, indem sie auf Papierfetzen das Wort *Geld* schreibt. Die Enkelin sollte aber nicht versuchen, mit diesem privaten Geld zum Supermarkt zu gehen (selbst wenn dieser Voucher einlöst) und dort Waren damit zu erwerben.⁵⁴ *Privates Geld* ist kein Geld. Seitter schreibt: »Vom Gelde gilt, was Wittgenstein, obwohl er von ›Sprachspielen‹ sprach, von der Sprache gesagt hat: es gibt keine Privatsprache.«⁵⁵ Menschliche Akteure sind selbstverständlich frei, *Geld* zu nennen, was auch immer sie mögen. Eine solche Benennung macht aber nichts zu Geld – was die Existenz eines Skriptes anzeigt, welches irreduzibel ist und nicht einfach durch verschiedene Praktiken verändert werden kann.⁵⁶ Callon führt das Beispiel einer Prostituierten an, die das Datum einer besonders schönen Nacht mit einem Kunden auf einer Banknote notiert. Dieses Beispiel soll laut Callon Folgendes zeigen: »[T]he banknote is an excellent medium for the exercise of rewriting.«⁵⁷ Davon abgesehen, dass Callon die Banknote hier explizit ein Medium nennt, behauptet er, Geld sei nicht abstrakt und seine »official attachments« könnten mit »new, private, messages« überladen werden.⁵⁸

Was will Callon damit sagen? Natürlich lässt sich eine Banknote als Schreibmedium verwenden. Wenn er mit dem Beispiel aber andeuten möchte, dass die

(Entflechtung) bedeutet, und darin Zelizer bezüglich der Aussage, »money which embodies and conveys ties«, folgt. Damit trennt er wieder Ware von Geld (da nur Waren der Basis-Operation des *framing* zu folgen scheinen), obwohl Waren nur in Bezug auf Geld als Waren verstanden werden können. Ein Ding auf dem Markt weggeben (und es damit von sich selbst als Verkäufer *losbinden*) bedeutet, es gegen Geld zu tauschen. Geld ist die Kraft, die generalisiertes *untying* ermöglicht; in diesem Sinne ist es *pure disentanglement*. Es ist ein grundlegender Schachzug Callons, Geld und Ware auseinanderzureißen und so die basale Logik des Kapitalismus zu verdrängen.

53 Callon: »Introduction«, S. 35.

54 Das zeigt, dass Geld kaum als ein bloßes *Zeichen* verstanden werden kann (zu Zeichentheorien des Geldes siehe Hutter: »Signum Non Olet«).

55 Seitter: Die Physik der Medien, S. 188.

56 Callon erwähnt das Gesetz – und erwähnt nicht, dass Gesetz, Staat, Polizei und Ideologie alles Apparate sind, die die Stabilität des Skriptes sicherstellen sollen. Geldfälschung etwa wird schwer bestraft.

57 Callon: »Introduction«, S. 35 u. S. 54, Fußnote 6.

58 Ebd., S. 35.

Rolle des Geldes sich von universaler Äquivalenz und reiner Kalkulierbarkeit zu etwas Personalem und Individuellem verändert (wie es auf die einzelne Banknote zutreffen kann), so ist dies schlicht abstrus. Ähnlich könnte man behaupten, die gültigen Fußballregeln ließen sich verändern, indem man eine persönliche Notiz auf den Ball schreibt. *Das Geld-Skript wird verdrängt und durch die Praktiken menschlicher Akteure ersetzt. Das eigene Symmetrieprinzip der ANT wird damit verletzt.* Wie Latours es formulierte: »To be symmetric, for us, simply means *not* to impose a priori some spurious *asymmetry* among human intentional action and a material world of causal relations.«⁵⁹ Doch gerade eine solche Asymmetrie wird in Callons praxeozentrischem Diskurs erzeugt.

LITERATURVERZEICHNIS

- Akrich, Madeleine: »The De-Description of Technical Objects«, in: Bijker, Wiebe E./ Law, John (Hrsg.): *Shaping Technology/Building Society: Studies in Socio-technical Change*, Cambridge/London 1992, S. 205-224.
- Bulow, Jeremy: »An Economic Theory of Planned Obsolescence«, in: *The Quarterly Journal of Economics*, Bd. 101, Nr. 4, 1986, S. 729-749.
- Callon, Michel: »What Does it Mean to Say that Economics is Performative?«, in: MacKenzie, Donald u.a. (Hrsg.): *Do Economists Make Markets? On the Performativity of Economics*, Princeton/Oxford 2007, S. 311-357.
- Callon, Michel: »Why Virtualism Paves the Way to Political Impotence. Callon Replies to Miller«, in: *Economic Sociology. European Electronic Newsletter*, Bd. 6, Nr. 2, 2005, S. 3-20. Online verfügbar: <http://econsoc.mpifg.de/archive/esfeb05.pdf>, 30.3.2016.
- Callon, Michel: »Actor-Network Theory – The Market Test«, in: Law, John/Hassards, John (Hrsg.): *Actor Network Theory and After*, Oxford 1999, S. 181-195.
- Callon, Michel: »An Essay on Framing and Overflowing: Economic Externalities Revisited by Sociology«, in: ders. (Hrsg.): *The Laws of the Markets*, Oxford 1998, S. 244-269.
- Callon, Michel (Hrsg.): *The Laws of the Markets*. Oxford 1998.
- Callon, Michel: »Introduction«, in: ders. (Hrsg.): *The Laws of the Markets*, Oxford 1998, S. 1-57.
- Callon, Michel/Barry, Andrew/Slater, Don: »Technology, Politics, and the Market: An Interview with Michel Callon«, in: *Economy and Society*, Bd. 31, Nr. 2, 2002, S. 285-306.

⁵⁹ Latour: *Reassembling the Social*, S. 76.

- Fine, Ben: »Callonistics: A Disentanglement«, in: *Economy and Society*, Bd. 32, Nr. 3, 2003, S. 478-484.
- Holm, Petter: »Which way is up on Callon?«, in: MacKenzie, Donald u.a. (Hrsg.): *Do Economists Make Markets? On the Performativity of Economics*, Princeton/Oxford 2007, S. 225-243.
- Holm, Petter/Nielsen, Kåre Nolde: »Framing Fish, Making Markets: The Construction of Individual Transferable Quotas«, in: Collon, Michel u.a. (Hrsg.): *Market Devices*, Malden 2007, S. 173-195.
- Hutter, Michael: »Signum Non Olet«, in: Schelkle, Waltraud/Nitsch, Manfred u.a. (Hrsg.): *Rätsel Geld: Annäherungen aus ökonomischer, soziologischer und historischer Sicht*, Marburg 1995, S. 325-352.
- Keen, Steve: *Debunking Economics – Revised and Expanded Edition. The Naked Emperor Dethroned?* London/New York 2011.
- Kliman, Andrew: *Reclaiming Marx's Capital: A Refutation of the Myth of Inconsistency*, Lanham 2007.
- Krämer, Sybille: »Das Geld und die Null: Die Quantifizierung und die Visualisierung des Unsichtbaren in Kulturtechniken der frühen Neuzeit«, in: Hempfer, Klaus W./Traninger, Anita (Hrsg.): *Macht Wissen Wahrheit*, Freiburg/Berlin 2005, S. 79-100.
- Larsen, Neil u.a. (Hrsg.): *Marxism and the Critique of Value*, Chicago/Alberta, 2014.
- Latour, Bruno: *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*, New York 2005.
- Lee, Frederic: *A History of Heterodox Economics. Challenging the Mainstream in the Twentieth Century*, New York 2009.
- Le Goff, Jacques: *Geld im Mittelalter*, Stuttgart 2011.
- Lotz, Christian: *The Capitalist Schema. Time, Money and the Culture of Abstraction*, Lanham 2014.
- Marx, Karl: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band [1894]*, in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Werke*, Bd. 25, Berlin⁷ 1975.
- Marx, Karl: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band [1890]*, in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Werke*, Bd. 23, Berlin²⁰ 1974.
- Mirowski, Philip/Nik-Khah, Edward: »Command Performance: Exploring What STS Thinks it Takes to Build a Market«, in: Pinch, Trevor/Swedberg, Richard (Hrsg.): *Living in a Material World: Economic Sociology Meets Science and Technology Studies*, Cambridge, Mass. 2008, S. 89-129.
- Orléan, André: *The Empire of Value. A New Foundation for Economics*, Cambridge, Mass. 2014.

JENS SCHRÖTER

Pahl, Hanno: Das Geld in der modernen Wirtschaft. Marx und Luhmann im Vergleich, Frankfurt/New York 2008.

Pashukanis, Evgeny Bronislavovich: The General Theory of Law and Marxism, New Brunswick, N.J. 2002.

Real World Economics. 2000, <http://www.paecon.net>, 30.03.2016.

Seitter, Walter: Die Physik der Medien. Materialien, Apparate, Präsentierungen, Weimar 2002.

Zelizer, Viviana: »The Proliferation of Social Currencies«, in: Callon, Michel (Hrsg.): The Laws of the Markets, Oxford 1998, S. 58-68.

PLÄDOYER FÜR NOTWENDIGE ILLUSIONEN

Kritik neu erfinden

VON ANDREA SEIER

»Weißt Du noch, wir regelten unsre Dinge übers Geld.«
 PeterLicht¹

»Sich keine Illusionen mehr machen:
 da beginnen sie erst.«
 Karl Kraus²

Kritik erlebt gegenwärtig – innerhalb und außerhalb der Medienwissenschaft – eine neue Konjunktur und zugleich eine neue Zurückweisung. Beides, das Insistieren auf der Kritikfrage wie auch ihre Zurückweisung, hat in der Medienwissenschaft Tradition. Gegenwärtig haben sich allerdings die Koordinaten verschoben. Kritische Theorie und Kittler-Schule bilden nicht mehr die Kontrahenten in einer Debatte, in der über die Vorgängigkeit des Medialen oder Sozialen debattiert wird. Bedingungsverhältnisse von Subjekt und Apparat, von Technik und Gesellschaft sowie die durchlässigen Grenzen zwischen Humanem und Nicht-Humanem sind vielmehr längst Konsens geworden. Die Frage der Kritik ist damit allerdings nicht erledigt. Und bei näherem Hinsehen unterscheiden sich die vielfältigen Ansätze, die derzeit über Medien und Mediatisierungsprozesse in Dispositiven, Ökologien, soziotechnischen Gefügen und transmateriellen Netzwerken nachdenken, gerade an diesem wichtigen Punkt.

Sie alle diskutieren die dynamischen und störungsanfälligen Verschränkungen von Diskursen und Materialitäten und verabschieden die Möglichkeit einer gesicherten Beobachtung und Kritik von außen.³ Die Schlüsse, die sie aus dieser Unmöglichkeit eines Außen ziehen, fallen allerdings unterschiedlich aus. Sie reichen von der Zurückweisung der sogenannten großen Implikationen im Rahmen sozialwissenschaftlicher Praxistheorien bis hin zur quantenphysikalischen Auseinandersetzung mit der Handlungsmacht von Materie. Was aber passiert mit Fragen der Kritik und speziell mit Kapitalismuskritik auf diesem Weg? Welcher Platz kommt ihr in der Medienwissenschaft gegenwärtig zu? Wohin verschiebt sie sich? Und in welcher Weise wäre sie zu aktualisieren?

1 PeterLicht: »Lied vom Ende des Kapitalismus«, in: Lieder vom Ende des Kapitalismus, Motor Music, 2006.

2 Die Fackel, Nr. 251, 28.04.1908, S. 40.

3 Vgl. hierzu Seier/Trinkaus: »Kein Außen der Materie«.

KAPITALISMUSKRITIK ALS MATTER OF CONCERN

Die Kritikfrage wird zurzeit ebenso befeuert wie lahm gelegt. Zum einen plädieren Autoren wie etwa Slavoj Žižek dafür, Kritik wieder mit neuem Furor auszustatten und sie zu diesem Zweck aus einem in den letzten Jahren stark erweiterten, mikropolitischen Politikverständnis herauszulösen.⁴ Eine Zuspitzung von Kritik auf Kapitalismuskritik wird dabei ausdrücklich begrüßt. Die geforderte Rückbesinnung auf makropolitische Perspektiven, die über Fragen der Identitäts- und Repräsentationspolitik hinaus weisen – bzw. diese übergehen –, klammert allerdings die angestammten Felder der Medienwissenschaft weitgehend aus.⁵

Zum anderen lassen sich in der Medien- und Kulturwissenschaft auch Bemühungen erkennen, den Kritikbegriff insgesamt zu verabschieden und andere Verfahren bzw. Optiken⁶ zu entwickeln, für die Kritik als eine Kunst des Entzugs, der Absetzbewegung und Verweigerung keine sinnvolle Klammer (mehr) darstellt. Diese Auseinandersetzung kreist um Formen der Ab- und Hinwendung von/zur Welt, der Negation und Affirmation.⁷ Entzug und Verweigerung werden in diesem Kontext – in oftmals problematischer Weise – Praktiken der Hinwendung und Sorge gegenübergestellt und auf die Frage hin diskutiert, inwieweit sie zur Konstituierung eines politischen Handlungsvermögens, oder anders: zur Produktion von Ereignissen und Existenzweisen beitragen. Die Arbeit an neuen Machtkonzeptionen, die aus meiner Sicht einen notwendigen Bezugspunkt von Kritik darstellen, werden in diesem Zusammenhang selten im Sinne einer Kapitalismuskritik ausformuliert. Die feministische Forschung unterscheidet sich in dieser Frage allerdings deutlich von anderen Zugängen im Kontext des Neomaterialismus und Posthumanismus. Insofern die Macht des Materials in diesem Kontext sehr wörtlich genommen und intensiv befragt wird, geraten aus machttheoretischer Sicht vor allem ökophilosophische Aspekte und die mediengestützte »Kapitalisierung lebender Materie« in den Vordergrund.⁸ Fragen sozialer Ungleichheit treten dahinter zurück.

4 Zum mikropolitischen Verständnis von Medien vgl. Seier: Mikropolitik der Medien.

5 Vgl. z.B. Žižek: Der neue Klassenkampf.

6 Zur Kritik als Optik vgl. Barad: Verschränkungen, S. 200f.

7 Vgl. zuletzt Rosi Braidottis Hinweis, dass der deleuzianische Feminismus lange Zeit an den Rand gedrängt war und gegenwärtig einen Aufschwung erfährt, womit sich ein neomaterialistisches Politikverständnis ankündigt: »In politischer Hinsicht bringt der monistische Neomaterialismus eine andere Art von Aktivismus und eine nicht-dialektische Politik humaner und posthumaner Befreiung hervor. Diese setzt voraus, dass politische Handlungsmacht nicht kritisch im negativen Sinne dialektischer Gegensätze sein muss, sondern auf Affirmation und dem Streben nach ›Gegenaktualisierungen‹ des Virtuellen beruhen sollte. Die aktivistische Einbeziehung von Zoe hat eine planetarische Dimension, die nicht nur die kontinuierliche Auseinandersetzung mit herrschenden Normen und Werten beinhaltet, sondern auch eine Politik des gemeinsamen Erarbeitens nachhaltiger Alternativen.« (Braidotti: »Die Materie des Posthumanen«, S. 20)

8 Zum Zusammenhang zwischen Ökofeminismus und Posthumanismus vgl. Braidotti: »Die

Die Forderung nach einer medienwissenschaftlich informierten Kapitalismuskritik, die das vorliegende Heft der *Navigationen* formuliert, ist vor diesem Hintergrund zuallererst als Plädoyer zu verstehen, Kritik nicht etwa hinter sich zu lassen, sondern zuzuspitzen. Ich möchte dieses Plädoyer unterstützen und vorschlagen, die Neuformulierung von Kapitalismuskritik als *matter of concern* in der Medienwissenschaft zu verankern. Ratsam wäre es zu diesem Zweck, auch diejenigen Ansätze, die sich begrifflich explizit gegen eine solche Zielsetzung wenden,⁹ dafür einzusetzen, Kritik neu zu erfinden.¹⁰ Kommt die ganz konkrete Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Existenzweisen und den materiellen Grundlagen des Lebens, die in konstitutiver Weise von großen und kleinen Implikationen durchsetzt sind, um die Auseinandersetzung mit kapitalistischen Formen der Zurechtweisung und Anreizung überhaupt herum? Wohl kaum. Es müsste also darum gehen, sowohl die ambivalente Komplizenschaft von Kapitalismus und Medien(technik) in den Blick zu nehmen als auch die weniger ambivalenten, ganz offensichtlichen und manchmal sehr profanen Ausdehnungen kapitalistischer Verwertungszonen. Wenn Mark Zuckerberg ganze Stadtteile kauft, um die Grenzen seiner Privatsphäre zu schützen, und damit das aus der Sicht der Wissenschaft komplizierte Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und Privatheit auf sehr einfache Weise ›löst‹, so stellt sich beispielsweise die Frage, wie medienwissenschaftliche Theoriebildungen damit umgehen wollen. Sollte sich die wissenschaftliche Debatte über Öffentlichkeit und Privatheit von solchen Entwicklungen ›irritieren‹ lassen? Was tun, wenn sich die bevorzugten Komplexitäten mit relativ klar definierten Entwicklungen durchkreuzen? Wenn das Starkmachen von Ambivalenzen und die Vorliebe für Figuren des Unentschiedenen an überschaubaren Eindeutigkeiten vorbei zielt, ist wenig gewonnen, politisch wie wissenschaftlich. Wichtiger erscheint es da wohl, die Welt, wie es Bruno Latour nennt, »in das Denken einbrechen zu lassen«.¹¹ Ob er selbst der allerbeste Berater ist, wenn es um dieses Vorhaben geht, sei dahingestellt, obwohl er durchaus etwas beizutragen hat.¹² Notwendig wären vor al-

Materie des Posthumanen«. Auch die Kritik am Begriff des Anthropozäns wurde in der feministischen Forschung vorbereitet – bereits vor seiner Neuformulierung als Kapitalozän; vgl. hierzu Moore: *Capitalism in the Web of Life*.

- 9 Ich denke hier u.a. an Arbeiten von Karen Barad und Bruno Latour, die im Verlauf des Textes noch erwähnt oder zitiert werden.
- 10 Ich folge hier dem u.a. von Donna Haraway angeregten Verständnis von Kritik als Mit- und Weiterdenken; vgl. dazu auch Thiele: »Ende der Kritik? Kritisches Denken heute«.
- 11 Latour: »Den Kühen ihre Farbe zurückgeben«, S. 100.
- 12 Der Einbruch der Welt ins Denken, über den Bruno Latour spricht, bezieht sich auf die Frage nach der gegenwärtigen Popularität des Nachdenkens über Diskontinuität(en): »Ich glaube, dass das gar nicht so profan ist, das Einbrechen der Welt ins Denken hängt komplett an der Tatsache, dass es nicht einfach so weiter gehen wird. Die Nicht-Kontinuität und die Unterbrechung ist in allen Köpfen. [...] Tatsächlich rührt die Rückkehr der *agency* an allen möglichen Punkten sicherlich von der Tatsache her, dass wir in apokalyptischen Zeiten leben, im technischen Sinne. Genau das wird es ermöglichen, die ganze Philosophie zu revidieren, und deswegen sind die apokalyptischen Zeiten interessante Zeiten. Alles beginnt von neuem.« (Latour: »Den Kühen ihre Farbe zurückgeben«, S. 100)

ANDREA SEIER

lem Verfahren – ob sie dann noch Kritik heißen oder nicht –, die die Trennung von distanzierter Beobachtung und parteilicher Einmischung nicht weiter befeuern. Eine Medienkulturwissenschaft, die sich nicht aus der Welt zurückziehen will, wird beides benötigen. Und wenn die Welt in das Denken einbricht, dann ist manchmal eben auch Eindeutiges dabei, das sich mit Figuren des Unbestimmten nur schwer aushebeln lässt – mit Parteilichkeit und Entschiedenheit schon eher. Dies soll kein Plädoyer für Komplexitätsreduktion oder die Rückkehr zu einfachen Lösungen sein, sondern dazu einladen, die Skepsis gegenüber vorhandenen Lösungen wach zu halten.

Dringend notwendig wäre im Zuge einer Neuerfindung von Kapitalismuskritik auch, die Verschränkungen von Makro- und Mikropolitischem weiter im Auge zu behalten, anstatt sie (wieder) in Haupt- und Nebenwidersprüche zu sortieren. Ein verbindliches und gemeinsames Verfahren der Kritik wäre in Vorstößen dieser Art keine Bedingung. Ein gemeinsames Anliegen allerdings schon: Sie würden ein Kritikverständnis voranbringen, das dazu dient, Handlungsdruck zu erhöhen, anstatt sich davon zu entlasten. Apokalyptische Formen der Kapitalismuskritik wären demnach weniger zu begrüßen als das, was Donna Haraway als risikofreudige »unreine Versuche des Weltlich-Werdens, der gemeinsamen Herstellung von Welt« beschreibt.¹³ Dazu kann unter Umständen auch der Mut zum Plakativen gehören, jedenfalls dann, wenn die Vorliebe für (vermeintliche) Komplexitäten nicht hilft, Normalisierungsschleifen zu unterbrechen. Anders ausgedrückt: Wenn Kritik sich darauf reduziert, Eindeutiges in Komplexitäten und Ambivalenzen aufzulösen, lohnt es sich, neu anzusetzen.

KAPITALISMUSKRITIK ALS IMPLIZITES WISSEN

Dass die früher so genannte »soziale Frage«, die Beziehungen also zwischen Individuen, Staat und Gesellschaft, angesichts umfangreicher Mediatisierungs- und

13 »Wenn man die Dichte der Verflechtungen ernst nimmt, dann gibt es kein Zurück zu einem reinen, unpolitischen, unvergesellschafteten, machtfreien Naturzustand, sondern nur ein Hin zu einer gemeinsamen Produktion von Welt, zu einer Verantwortung, die sich aus der Etablierung einer Beziehung ergibt. Darum geht es für mich: Die Dichte der Interaktionen anzuerkennen, um Möglichkeiten des Weitermachens im Angesicht des möglichen Verlusts der Ausrottung zu schaffen. Man kann hier auch an die Koevolution von Mikroorganismen und meiner Haut denken. Sind es sie oder bin ich es, ist es Natur oder Kultur, nah oder fern? Wir sind bis hinunter zur Ebene unserer Haut immer auch Teil einer Geschichte des Austauschs, der Kolonisierung, der Ernährungssysteme, einer Geschichte der Verkehrssysteme. Und wer hat die Trennung von Politik und einem »gemeinen« Sozialen überhaupt produziert? Bruno Latour hat recht, wenn er sagt, dass die Trennung des Sozialen und des Politischen neu bewertet werden muss. Aber ich glaube, er könnte hierzu auch etwas feministische Forschung gut brauchen: Die Feministinnen wissen viel über die materiellen Praxen der Sorge, die spezifische Wissensformen sind, aber Wissensformen, die sich ziemlich von wissenschaftlichem Wissen unterscheiden, mit dem sich Bruno Latour fast ausschließlich beschäftigt.« (Despret/Haraway: »Stay Where the Trouble Is«, S. 98)

Verdatungsprozesse neu gestellt werden muss und die Medienkulturwissenschaft mit ihren ebenso historischen wie aktuellen Gegenständen dazu einen wichtigen Beitrag leisten kann, ist weitgehend unumstritten. Und die Prognose, dass weiter anwachsende Datenmengen und technologische Netzwerke nicht nur die Konzepte und Begriffe menschlichen Lebens, sondern auch ganz konkrete Verhaltensweisen in sogenannten privaten oder öffentlichen Räumen langfristig verändern werden, ist in medienwissenschaftlichen Arbeiten nicht gerade selten anzutreffen.¹⁴ Analysen dieser Art werden manchmal mit und oft auch ohne den expliziten Hinweis darauf verfasst, dass mediale Operationen – wenn auch nicht reibungslos – dabei helfen, gegenwärtige Rationalitäten des Finanzkapitalismus in subjektive und kollektive Erfahrungen zu übersetzen (und umgekehrt). Blinde Flecken produziert diese Auseinandersetzung mit der sozialen Frage allerdings vor allem dann, wenn sie im Rahmen von Analysen sozio-technischer Konstitutionsprozesse oder der Beschäftigung mit techno-ontologischen Seinsfragen den politischen Umbau des Sozialen umgeht. Was bei der – sehr berechtigten und gewinnbringenden – soziotechnischen Neuversammlung des Sozialen in der Medienwissenschaft gegenwärtig passiert, lässt sich vielleicht am besten als teils beabsichtigtes, teils unbeabsichtigtes Blackboxing von Kapitalismuskritik bezeichnen. Dieses Blackboxing steht im Kontext von theoretischen Umbrüchen, in denen vielfach auf kapitalismuskritische Denkansätze zurückgegriffen wird, aber eben genau der Aspekt einer expliziten Positionierung und damit verbundenen Kritik entwertet oder zurückgewiesen wird. Rutscht Kapitalismuskritik in der Medienwissenschaft zur Zeit womöglich durch ihr vermeintliches Stattfinden in den Bereich des Unausprechlichen?¹⁵ Einiges spricht jedenfalls dafür.

GUTE ZEITEN, SCHLECHTE ZEITEN (FÜR KRITIK)

Eine sehr explizite Kritik der Kritik¹⁶ wird gegenwärtig im Kontext neuer Ontologien und neuer Materialismen formuliert. In unterschiedlich generalisierender Weise wird Kritik dabei als nachträgliche, folgenlose und ausschließlich selbstvergewissernde Praxis der KritikerInnen thematisiert,¹⁷ als Vorgehensweise, die sich von Prozessen des Weltmachens und Welt-Werdens ›sauber‹ abgrenzt und sich

14 Vgl. hierzu etwa die Zeitschrift für Medienwissenschaft, H. 13, Nr. 2, 2015 zum Thema Überwachung und Kontrolle.

15 Das vermeintliche Stattfinden von Kritik bezieht sich hier z.B. auf die Bezugnahme auf kapitalismuskritische AutorInnen wie Deleuze/Guattari, Haraway u.ä. Jens Schröter hat dieses Thema in ähnlicher Weise als das Ökonomisch-Unbewusste der Medienökologie aufgegriffen; vgl. Schröter: »Das Internet der Dinge, die allgemeine Ökologie und Ökonomisch-Unbewusstes«.

16 Auch die Kritik der Kritik zählt zu ihren konstitutiven Momenten; vgl. hierzu Seier: »Elend der Kritik? Bruno Latours Auseinandersetzung mit Diskursanalyse und Dekonstruktion«.

17 Vgl. z.B. Massumi: »On Critique« und Latour: Elend der Kritik.

im »Gehege des richtigen Bewusstseins« (Garcés) bequem einrichtet.¹⁸ Kritik wird somit nicht länger als Hinwendung und Sorge um, sondern als Abwendung von der Welt thematisiert. Diese Umdeutung scheint mir – auch wenn ich sie nicht teile – wichtig zu sein, weil sie bestehende und diskussionswürdige Probleme benennt, sich zugleich aber selbst viel zu sehr in Absetzbewegungen verfängt,¹⁹ die Neues in Aussicht stellen und Bestehendes vernebeln. AutorInnen wie Bruno Latour²⁰, Brian Massumi²¹ oder Karen Barad²² verweisen etwa – ohne Bezug auf ein spezifisches Kritikverständnis und manchmal auch zum Preis ihrer karikaturhaften Verkürzung – auf die vermeintlich triumphale Überlegenheit der kritischen Position, die in ihren Augen gerade deshalb als oppositionelle Strategie so wenig taugt, weil sie grundsätzlich entlarvend und enthüllend vorgeht, normativ und regulierend als »Diskurspolizei« auftritt, und manchmal nicht mehr sein will als »eine stumpfe Waffe der Delegitimierung und Verwerfung«.²³ Wären aber Delegitimierung und Verwerfung im Rahmen von Kapitalismuskritik nicht notwendig und eine Anstrengung wert? Und hat es nicht schon vor dem neuen Materialismus Kritikbegriffe gegeben, die sich über Negation und Dialektik hinausbewegt hatten? Auf den ersten Blick scheint es hier also keine Anknüpfungspunkte für eine Neuformulierung für Kapitalismuskritik zu geben. Hinderlich ist vor allem, dass die berechnete Auseinandersetzung mit Problemen, die sich im Hinblick auf Verfahren der Kritik stellen, nicht an gesellschaftspolitische Rahmungen zurückgebunden werden, in denen sie stattfinden. Um es sehr überspitzt zu formulieren: Kritik üben erscheint hier entweder als »schlechtes Benehmen« von Einzelnen oder als Praxis mit intrinsischen Problemen, die als unüberwindbar eingestuft werden. Um es im Vokabular des neuen Materialismus zu sagen: Kritik wird zu wenig als Relation oder als Interferenz betrachtet.²⁴ Frühere, äußerst drastische Zurückweisungen von Kritik hat Karen Barad zwar mittlerweile entschärft.²⁵ Unverändert bleibt

18 Garcés: »Die Kritik verkörpern«, S. 161.

19 Vgl. hierzu auch Conradi/Muhle: »Verbinden oder Trennen? Über das schwierige Verhältnis der Akteur-Netzwerk-Theorie zur Kritik«.

20 Vgl. Latour: Elend der Kritik.

21 Vgl. Massumi: »On Critique«.

22 Barad: »Matter feels, converses, suffers, desires, yearns and remembers: Interview with Karen Barad«.

23 Barad: Verschränkungen, S. 200.

24 Foucault hat hingegen immer wieder betont, dass Kritik selbst eine Relation darstellt, die nicht ihre Gegenstände definiert, sondern erst durch sie ihre Form und ihre Ausrichtung erfährt: »Man mag auch darüber erstaunen, daß man hier jener Kritik eine Einheit zusprechen möchte, wo doch die Kritik von Natur aus und sozusagen von Berufs wegen der Zerstreuung, der Abhängigkeit, der puren Heteronomie unterliegt. Schließlich existiert die Kritik nur im Verhältnis zu etwas anderem als sie selbst: sie ist Instrument, Mittel zu einer Zukunft oder zu einer Wahrheit, die sie weder kennen noch sein wird, sie ist ein Blick in einen Bereich, in dem sie als Polizei auftreten will, nicht aber ihr Gesetz durchsetzen kann.« (Foucault, Was ist Kritik? S. 8f.)

25 Die Einschätzung, dass sich Kritik etwa negativ auf den Feminismus auswirke, findet sich

allerdings eine relativ vage Hoffnung darauf, dass das Affirmieren ihrer (Un-)Möglichkeit gerade einer Materialisierung dieser Kapitalismuskritik zuarbeitet. Auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen neuem und historischem Materialismus antwortet Barad:

Der Onto-Epistemologie des Agentischen Realismus folgend – insbesondere seinem Überdenken von Zeitlichkeit und seiner Verwendung von Diffraktion als analytischem Werkzeug – werden Geschichten nicht gelöscht, sondern sie sind in jedem gegebenen Moment ebenso lebendig wie Zukünfte. Ich kann mich also nicht an das Label des ›Neuen‹ halten, wenn es das ›Alte‹ ersetzen soll, wenn es einen sauberen Bruch vom Marxismus und seinen ihn durchkreuzenden Erbschaften bedeuten soll. Wenn es allerdings um die Kennzeichnung einer Rückkehr zum Materialismus gehen soll, dessen Erneuerung, dann erscheint mir das angesichts des gegenwärtigen Zustands der Welt besonders sinnig: einer Welt, deren Bewohner_innen (Menschen, Nichtmenschen, Lebensräume und all die verschiedenen Seinsformen von Materie) einer intensivierten und vervielfachten Gewalt ausgesetzt sind, die ihnen durch Kapitalismus, Militarismus und Kolonialismus auf verschiedene Weisen zugefügt wird. Erst recht angesichts des Kapitalozäns und der Prekarität des Planeten selbst. Selbstverständlich geht es in dekolonialen und queeren Politiken sehr viel um materialistische Praktiken, die in dem oben diskutierten Sinne von Materialismus materielle Ungerechtigkeiten problematisieren. Deshalb verstehe ich [. . .] die Trennung [von neuem und alten Materialismus; A. S.] nicht.²⁶

Unterstellt wird hier durchaus, dass die verschiedenen Seinsformen von Materie dem Kapitalismus ausgesetzt sind. Wie genau man sich diese Relation vorzustellen

z.B. hier: »I am not interested in critique. In my opinion, critique is over-rated, over-emphasized, and over-utilized, to the detriment of feminism. As Bruno Latour signals in an article entitled ›Why has critique run out of steam? From Matters of Fact to Matters of Concern‹ (2004), critique is a tool that keeps getting used out of habit perhaps, but it is no longer the tool needed for the kinds of situations we now face. Critique has been the tool of choice for so long, and our students find themselves so well-trained in critique that they can spit out a critique with the push of a button. Critique is too easy, especially when a commitment to reading with care no longer seems to be a fundamental element of critique. So as I explain to my students, reading and writing are ethical practices, and critique misses the mark. Now, I understand that there is a different valence to the notion of critique in Europe than there is in the United States; nonetheless, I think this point is important. Critique is all too often not a deconstructive practice, that is, a practice of reading for the constitutive exclusions of those ideas we can not do without, but a destructive practice meant to dismiss, to turn aside, to put someone or something down – another scholar, another feminist, a discipline, an approach, et cetera. So this is a practice of negativity that I think is about subtraction, distancing and othering.« (Barad: »Matter feels, converses, suffers, desires, yearns and remembers.«, S. 49)

26 Barad: Verschränkungen, S. 196.

hat, ist allerdings offen.²⁷ Der Zusammenhang zwischen einer generellen Un/möglichkeit des Weltmachens, für die sich Barad interessiert, der Rolle, die konkrete Medien in dieser Un/möglichkeit einnehmen, und der kapitalistischen Rahmung, in der medial gestützte Prozesse des Weltmachens situiert sind, wäre grundsätzlich vielleicht herstellbar. Insofern Barad die Seinsfrage allerdings als quantenphysikalisches Problem der Un/Bestimmtheit untersucht, ist dieser Zusammenhang nur bedingt naheliegend. Das heißt: Man muss diesen Zusammenhang aktiv herstellen wollen.²⁸ Eine Wiederbelebung des Materialismus im Marx'schen Sinne zeichnet sich mit dem Aufgreifen von Karen Barads Arbeit in der Medienwissenschaft bislang auch nicht ab.²⁹ Und es ist vermutlich nicht zuletzt der gänzlich andere Bezug Barads zur Geschichte als anhaltender Raumzeitmaterialisierung, der das Zusammendenken von Kapitalismuskritik (im direkten politischen Sinne) und Quantenphysik so anspruchsvoll werden lässt. Ob sich diese Anstrengung lohnt, ist derzeit schwer auszumachen. Ontologische Fragen, die sich zwischen ›Medialität und Substanz‹ bewegen, sind hier zunächst besser anschlussfähig und rücken in der Medienwissenschaft entsprechend ins Zentrum.³⁰ Das große Potenzial eines agentiellen Realismus liegt für die Medienwissenschaft wohl vor allem in der Möglichkeit, die nur vermeintlich getrennten Bereiche von Kulturellem und Materiellem weiter zu befragen.

-
- 27 Diese Relation zu untersuchen, kann und soll hier keinesfalls als Aufgabe an Karen Barad delegiert werden. Es geht eher um die Frage, wie Barads Arbeit in der Medienwissenschaft aufgegriffen wird. Interessante Ansätze für ein Zusammendenken des agentiellen Realismus und der Diffraktion mit subalternen Handlungsmacht und prekären Existenzweisen finden sich in Bath u.a. (Hrsg.): *Geschlechter Interferenzen*.
- 28 Auf den engen Zusammenhang von Kritik und Wille hat Foucault hingewiesen: »Wenn man die kritische Haltung, deren geschichtlicher Ursprung in jenem kritischen Moment zu finden ist, durchgeht, so muß man wohl jetzt die Frage stellen, was eigentlich der Wille nicht so und nicht dermaßen usw. regiert zu werden ist: sowohl als individuelle Erfahrungsform wie auch als kollektive Form. Es ist jetzt das Problem des Willens aufzuwerfen. Man kann nicht den Faden der Macht verfolgen, ohne zur Frage des Willens zu gelangen. Eigentlich ist das so klar, daß ich es gleich hätte merken sollen; aber da das Problem des Willens von der abendländischen Philosophie immer sehr vorsichtig und zögerlich behandelt worden ist, habe ich versucht, es möglichst zu vermeiden. Es ist allerdings unvermeidlich.« (Foucault: *Was ist Kritik?* S. 54)
- 29 Bezüge herzustellen, die bislang noch nicht hergestellt wurden, etwa zwischen Quantenphysik und Queer Studies, zwischen Philosophie, Dekonstruktion und Physik, zählt allerdings zu den wichtigen Anliegen von Karen Barad, was sich in sämtlichen ihrer Arbeiten auch entsprechend abzeichnet.
- 30 Vgl. hierzu beispielsweise die Arbeiten von Jussi Parikka wie *Insect Media. An Archaeology of Animals and Technology* oder *Medianatures. Materiality of Information Technology and Electronic Waste*. Sein Begriff der Mediennaturen schließt eng an Haraways und Barads Konzepte von Naturkultur an.

KRITIK VERKÖRPERN

Für Kritik gibt es keine gültigen Rezepte. Wenn sie reflexhaft oder nur als eingeübte Abgrenzungsgeste zum Einsatz kommt, kann es passieren, dass sie den »unkritischen Gewohnheiten des Geistes« (Raymond Williams)³¹ sogar eher zu- als entgegen arbeitet. Ein Nachdenken über sogenannte kritische Verfahren innerhalb und außerhalb der Medienwissenschaft ist demnach grundsätzlich zu begrüßen. Insofern in diesem Zusammenhang zur Zeit immer wieder auch wichtige Aspekte aufgegriffen und berechtigte Sorgen hinsichtlich ihrer Wirksamkeit formuliert werden, wäre es ratsam, genau diese Problemstellungen für die Erneuerung von Kritik zu nutzen, anstatt sie hinter sich zu lassen.³² Pauschallösungen wie die Überwindung und/oder Ersetzung von Kritik durch Affirmation scheinen mir auf diesem Wege eher hinderlich zu sein. Elaborierte Kritikbegriffe sind nie ohne Affirmation ausgekommen, insofern sie sich nicht auf Verwerfung beschränken, sondern sich als Praxis verstehen.³³ Die Kunst der Entunterwerfung ist weit davon entfernt, ausschließlich Urteile anzuhäufen. Ihr geht es vielmehr um die Erzeugung von Existenz- und Handlungsweisen, die sie allerdings – und hier könnte eine mögliche Abzweigung zum Neomaterialismus liegen – nicht nur für Praktiken der Sorge und der Hinwendung, sondern auch für Formen der Verweigerung und des Entzugs reklamiert.³⁴

31 Vgl. dazu Butler: Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend.

32 Judith Butler verweist darauf, dass diskursive Sackgassen sogar zu den konstitutiven Entstehungsbedingungen von Kritik gezählt werden müssen. Kritik entsteht demnach aus einer Not heraus, zu einem Zeitpunkt, an dem existierende Diskurse in Sackgassen führen, Schließungen produzieren und »ganze Bereiche des Unaussprechlichen« hervorbringen. Wichtig scheint mir hier zu sein, dass es dabei nicht nur um epistemologische Sackgassen geht, sondern um die enge Verzahnung von Wissen und sozialen Leben. Der Diskursbegriff steht hier für etwas, das derzeit oft als epistem-ontologische Ebene bezeichnet wird; vgl. Butler: Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend.

33 Die Entgegensetzung von Kritik und Affirmation basiert meines Erachtens auf einem Missverständnis von Kritik oder jedenfalls auf einem sehr reduzierten Kritikbegriff, der sich auf die Praxis der Verwerfung und Verurteilung bezieht. Bei Foucault heißt es hingegen: »Ich kann nicht umhin, an eine Kritik zu denken, die nicht versuchte zu richten, sondern die einem Werk, einem Buch, einem Satz, einer Idee zur Wirklichkeit verhilft; sie würde Fackeln anzünden, das Gras wachsen sehen, dem Winde zuhören und den Schaum im Fluge auffangen und wirbeln lassen. Sie häuft nicht Urteil auf Urteil, sondern sie sammelt möglichst viele Existenzzeichen: sie würde sie herbeirufen, sie aus ihrem Schlaf rütteln. Mitunter würden sie sie erfinden? Umso besser, umso besser. Die Kritik durch Richtspruch langweilt mich; ich möchte eine Kritik mit Funken der Fantasie. Sie wäre weder souverän noch in roter Robe. Sie wäre geladen mit den Blitzen aller Gewitter des Denkbaren.« (Foucault: »Der maskierte Philosoph«, S. 8) Zur problematischen Entgegensetzung von Kritik und Affirmation vgl. auch Thiele: »Ende der Kritik? Kritisches Denken heute«, S. 141ff.

34 Alex Demirovic bemerkt: »Kritik ist in doppelter Weise riskant: Nicht nur setzen sich KritikerInnen mit ihrer Aktivität der Kritik Risiken aus, die Kritik kann auch ihrerseits usurpatorisch und autoritär werden. Die Kritik kann eine solche Distanz zum Kritisierten einnehmen, dass sie ihre Verbindlichkeit verliert, oder sie kann zu nahe am Gegen-

Dass es mit Delegitimierung, Entzug und Verweigerung allerdings nicht getan ist, hat die spanische Philosophin Marina Garcés überzeugend dargelegt. Sie interessiert sich für das gegenwärtige Oszillieren der Kritik zwischen Ohnmacht und Gleichgültigkeit, das sie im (sehr wichtigen!) Unterschied zu Latour und Barad aber nicht nur an der Figur des/der KritikerIn festmacht, sondern auf einen »Kapitalismus ohne Maske« zurückführt, der Kritik andauernd neutralisiert:

In nahezu all ihren Bedeutungen und Traditionen hat Kritik mit der Idee zu tun, etwas aufzuweisen oder aufzuklären, das wir nicht sehen: eine verborgene Wahrheit, Bedingungen der Möglichkeiten, einen Widerspruch, eine Irrationalität, etwas Untolerierbares, die Grenzen unseres Seins usw. Kritik ist demnach das Resultat einer nicht kontemplativen Anschauung, der die Macht zur Transformation von Bewusstsein, Subjekt, Geschichte, Lebensformen usw. zugesprochen wird. Eines der Hauptmerkmale des globalisierten Kapitalismus, dieses Kapitalismus, der sich selbst als die einzig mögliche Welt darstellt, besteht jedoch darin, dass er keine Masken mehr trägt und nichts zu verschleiern hat. Die Produktion verbirgt nicht länger ein Geheimnis. Nach dem Ablegen aller Masken bleibt nur seine Offensichtlichkeit als Form der Legitimation. [. . .] Die Welt lässt sich heute nicht mehr durch einen Prozess der Aufklärung entzaubern, aber das Offensichtliche behält dennoch seine verzaubernde Wirkung. Die Offensichtlichkeit der Welt neutralisiert die Kritik mittels einer dreifachen Reduktion: 1. Die Reduktion der Kritik auf ein moralisches Urteil. [. . .] 2. Die Reduktion der Kritik auf ein ästhetisches Urteil. [. . .] 3. Die Reduktion der Kritik auf ein psychologisches Urteil. [. . .] So lange die Kritik auf diese drei Formen reduziert wird, bleibt ihr nur Ohnmacht oder Gleichgültigkeit.³⁵

Bezogen auf die Medienwissenschaft ließe sich von hier aus fragen: Ist die von Marina Garcés thematisierte Offensichtlichkeit des globalen Kapitalismus vielleicht auch ein Grund dafür, dass etwa der ›Fall Snowden‹, die privatwirtschaftliche Anhäufung und Auswertung bevölkerungspolitischer Daten oder andere Themen mit einem direkt politischen Bezug so wenig Berücksichtigung finden?³⁶ Oder liegen die Gründe ganz wo anders und haben gar nichts mit der medienwissenschaftlichen Hinwendung zu und Abwendung von der Welt zu tun? Warum fühlt sich die Medienkulturwissenschaft für gesellschaftspolitisch durchaus geführte Debatten,

stand bleiben. Darauf folgt, dass Kritik beweglich sein muss, sie muss gleichzeitig lokal und global sein, muss immanent und transzendent sein.« (Demirovic: »Kritik und Wahrheit«, S.89f.)

35 Garcés: »Die Kritik verkörpern«, S. 166.

36 Die schon erwähnte Ausgabe der Zeitschrift für Medienwissenschaft, H. 13, Nr. 2, 2015 bildet hier eine Ausnahme.

etwa über Datenschutz, so wenig zuständig? Sie könnte solche Diskussionen auf sehr viel breitere politische und medientechnologische Füße stellen. Zu diskutieren wäre beispielsweise: Sollte sich der Einsatz gegen die digitale Überwachung in erster Linie um den Schutz der Privatheit kümmern? Oder müsste es nicht vielmehr darum gehen, die gesellschaftspolitische Macht von MediennutzerInnen – jenseits von Fragen des Rechts und des Liberalismus – zu stärken?³⁷ Könnte die Medienwissenschaft ein Interesse entwickeln, das – ohnehin sich ereignende – »Einbrechen der Welt« ins medienwissenschaftliche Denken bewusst zu befördern?

Was den Ansatz von Marina Garcés auszeichnet, könnte man als Wiederauflage einer Form der aufklärungskritischen Kritik bezeichnen. Kritik erschöpft sich demnach nicht in der Anhäufung von Wissen, mit der man die Welt mehr oder weniger adäquat beschreibt und aus der Distanz beobachtet. Es geht vielmehr darum, die Welt zu widerlegen. Anders machen statt besser wissen, lautet die ausgerufenen Devise:

Das kritische Denken erhob immer den Anspruch auf Bewusstmachung. Können wir diesen Anspruch weiterhin geltend machen? Hat es der Offensichtlichkeit unserer Wirklichkeit gegenüber noch irgendeinen Sinn, mehr Bewusstsein zu einzufordern? Wenn wir beinahe alles erkennen und wissen können, aber nichts geschieht – insofern die Welt sich tatsächlich in aller Deutlichkeit zeigt – hat das Problem, das wir angehen müssen, mit dem Vermögen zur Verkörperung unseres kritischen Diskurses zu tun.³⁸

Die Hinwendung zur Welt, die Latour und Barad, aber auch Butler und Foucault favorisierten, verarbeitet Garcés weitgehend in postoperaistischer Manier. Angesichts der globalen kapitalistischen Zurichtung der Welt mag der Aufruf zur Widerlegung der Welt vielleicht (zu) optimistisch klingen.³⁹ Grundsätzlich begrüßenswert ist allerdings das Vorhaben, Kritik – durchaus mit der Unterstützung von Neomaterialismus und Affektstudien – weiter zu entwickeln. In konsequenter Verschränkung mikro- und makropolitischen Perspektiven macht Garcés deutlich, dass sich die kritische Aktivität daran misst, ob es ihr gelingt, Aktivitäten zu entfalten, die es möglich machen, einer zugemuteten Privatisierung der Existenz als gegenwärtiger Form der Vergesellschaftung etwas entgegen zu setzen.

37 Auf die kapitalistische Durchdringung und Verengung der Debatte über Datenschutz hat zuletzt Christoph Menke hingewiesen: https://www.volksbuehne-berlin.de/deutsch/denkzeichen/denkzeichen_2015_16/, 18.04.2016. Dank an Ulrike Bergermann für diesen Hinweis.

38 Garcés: »Die Kritik verkörpern«, S. 168. Der Begriff der Verkörperung knüpft eng an Judith Butlers Konzept des Performativen an und unterfüttert bei Garcés die Verschiebung vom Bewusstsein zum Affiziert-Werden.

39 Zum Konzept der Verkörperung von Kritik vgl. auch Anzaldúa: *Borderlands/La Frontera*.

Medienwissenschaftliche Fragestellungen könnten hier ansetzen. Die Debatte über Datenschutz könnte beispielsweise, wie schon erwähnt, aus diesem Kritikverständnis heraus wichtige Argumente generieren und über Probleme des Liberalismus hinaus repolitisiert werden.⁴⁰ Und um noch ein zweites Beispiel anzuführen: Die in der Medienwissenschaft zum Einsatz kommenden Subjektbegriffe könnten von Garcés' Vorschlag ebenfalls profitieren. Die Rekonstruktion einer Mediengeschichte des Subjekts wäre etwa von Anfang an mit einer Sozialgeschichte des Subjekts zusammen zu denken, die sich zur Aufgabe macht, neben den jeweiligen (medien-)historischen Bedingungen für Subjektivität auch die verkörperten Erfahrungen, die aus diesen Bedingungen entstehen, mit in den Blick zu nehmen. Anders als etwa die Studie von Andreas Reckwitz über die Geschichte des hybriden Subjekts⁴¹ würde eine solche Arbeit nicht nur die jeweiligen Subjektfassungen untersuchen, die historisch je spezifischen Medientechnologien und Arbeitsformen entsprechen. Sie hätte vielmehr auch auf die sich ebenfalls historisch verschiebenden Machtkonstellationen einzugehen, die die Möglichkeiten der Subjektivierung mitbedingen und auf diese Weise konkrete Existenzweisen hervorbringen. Es ginge also darum, sowohl historisch wie aktuell, das in den Blick zu nehmen, was mit Foucault und/oder Negri – vielleicht etwas pathetisch – als Materialisierungen des Kapitalismus im Fleisch des Subjekts zu bezeichnen wäre.⁴²

Auch die Wirkungsweisen dessen, was gegenwärtig unter dem Stichwort ›kognitiver‹ oder ›kommunikativer Kapitalismus‹ untersucht wird, kann mit Bezug zu den verkörperten Erfahrungen und der Rolle, die Medien darin jeweils einnehmen, genauer analysiert werden.⁴³ Vassilis Tsianos und Dimitris Papadopoulos haben beispielsweise vorgeschlagen, den Satz »Ich habe keine Zeit . . .« als gegenwärtige Form einer mediengestützten verkörperten Erfahrung zu thematisieren, der das Potenzial eines politischen Statements zukommt:

Dies ist vielleicht das erste Mal in der Geschichte der Subjektivität von ArbeiterInnen, dass der Ausdruck ›Ich habe keine Zeit‹ ein explizites politisches Statement darstellt. [. . .] Und der Grund dafür ist, dass dieser Ausdruck sich nicht auf eine individualisierte Art des persönlichen Zeitmanagements bezieht, sondern in emblematischer Weise die kollektive Erfahrung konzentriert, dass die Zeit schon vollständig an-

40 Eine solche Repolitisierung hätte demnach nicht nur den Rechtsschutz von Einzelnen (als Subjekt akzeptierten Personen) im Sinn, sondern eine generelle Befragung des Subjektbegriffs und den sozialpolitischen Grenzziehungen, die mit ihm einhergehen.

41 Reckwitz: Das hybride Subjekt.

42 Die Studie von Reckwitz ist hier nur exemplarisch angeführt. Auch andere Arbeiten auf diesem Feld, wie z.B. der von Jörg Dünne und Christian Moser herausgegebene Band *Automedialität. Subjektkonstitution in Schrift, Bild und neuen Medien* und die darin versammelten Beiträge könnten mit dem Ansatz von Garcés kombiniert werden.

43 ›Genauer‹ soll hier heißen, dass vom Subjekt unter den Bedingungen des gegenwärtigen Kapitalismus eine – wenn auch minimale, instabile – Absetzbewegung erzeugt werden kann, die sich als Kunst der Entunterwerfung, oder Fluchtlinie reklamieren lässt.

geeignet wurde. Die verkörperte Erfahrung einer rastlosen Bewegung zwischen multiplen Zeitachsen verweist auf die existenzielle Bedingung der prekären lebendigen Arbeit, die sich entlang der kontinuierlichen Lebenszeit organisiert (erinnern wir uns an das Thema – das mittlerweile so verbreitet ist – der Vermischung von Produktion und Reproduktion, Arbeit und Nicht-Arbeit, Arbeit und Freizeit, des Öffentlichen und des Privaten). Der Ausdruck: »Ich habe keine Zeit« ist die paradigmatische Figur der subjektiven Internalisierung der Nicht-Verfügung über die eigene Arbeitskraft.⁴⁴

Marina Garcés zielt mit ihrer Forderung nach einer Verkörperung von Kritik in eine ähnliche Richtung:

Wenn die Kritik als jener theoretisch-praktische Diskurs definiert werden kann, der emanzipatorische Effekte zeitigt, dann muss unsere Befreiung vom Ich heute das Hauptziel der Kritik sein. Das Ich ist nicht unsere Singularität. Das Ich ist jenes Dispositiv, das uns in der Netzwerkgesellschaft sowohl isoliert wie verbindet. Alle können sich mit ihren Werten, Meinungen und Befindlichkeiten gegenüber der Welt ruhig verhalten oder angesichts der Welt in ihrer Ohnmacht verharren. Ob zynisch oder schuldig, das Ich weiß immer, wo es sich verorten muss. Im Gegensatz zur modernen Tradition bedeutet die Entwicklung eines kritischen Denkens also nicht, dem Subjekt zu einem höheren Grad an Reife und Unabhängigkeit zu verhelfen; es bedeutet, das Ich von jenem Ort loszureißen, der es immer in seiner Verortung der Welt gegenüber verharren lässt.⁴⁵

Das »Eintauchen« in die eigene Welterfahrung hält Garcés für einen unverzichtbaren Bestandteil von Kritik. Affiziert Werden und Sich Affizieren lassen steht demnach im Gegensatz zur Privatisierung der Existenz.⁴⁶ Die Hinwendung zur eigenen Welterfahrung als verkörperte Kritik führt nicht zur narzisstischen Selbstbespiegelung. Sie lässt vielmehr das Ich als Dispositiv zum Untersuchungsgegenstand werden.⁴⁷ Ziel ist dabei, die Auseinandersetzung mit Existenzweisen in ihren sehr

44 Tsianos/Papadopoulus: Prekariat: Eine wilde Reise ins Herz des verkörperten Kapitalismus oder Wer hat Angst vor der immateriellen Arbeit.

45 Garcés: »Die Kritik verkörpern«, S.163.

46 Vgl. hierzu auch Ott: Affizierung.

47 Das Eintauchen in die eigene Welterfahrung bezieht sich entsprechend als »Angriff auf die Werte, mit denen wir die Welt überfliegen, auf die Meinungen, mit denen wir uns vor der Welt schützen, und auf unser besonderes und prekäres Wohlbefinden«. (Garcés: »Die Kritik verkörpern«, S.163)

ANDREA SEIER

konkreten gesellschaftspolitischen Rahmungen zu situieren, anstatt sie davon zu abzuschneiden.⁴⁸

KRITIK VS. PHILOSOPHIE?

Das Verhältnis von Konkretion und Abstraktion berührt die Frage der Kritik bekanntermaßen im Zentrum. Will sie sich nicht nur auf ein spezifisches Objekt – im Sinne eines Urteils – beziehen, sondern auf eine etwas allgemeiner gefasste Praxis, dann ergibt sich die Frage nach dem Verhältnis von Universalität und Partikularität, das mit der Kritik aufgerufen wird. Judith Butler formuliert dieses Problem als notwendige Dissoziation zwischen Kritik und Philosophie. Sie schreibt:

Können wir auch nur die Frage nach einem allgemeinen Charakter der Kritik stellen, ohne uns auf ein wie auch immer geartetes Wesen der Kritik zu beziehen? Und wenn wir so etwas wie das allgemeine Bild einer Philosophie der Kritik zustande bringen, würden wir dann gerade nicht die Unterscheidung zwischen Philosophie und Kritik einbüßen, die als Teil der Bestimmung von Kritik selbst fungiert? Kritik ist immer die Kritik *einer* institutionalisierten Praxis, eines Diskurses, einer Episteme, einer Institution und sie verliert ihren Charakter in dem Augenblick, in dem von dieser Tätigkeit abgesehen wird und sie nur noch als rein verallgemeinerbare Praxis dasteht. Wenn dem jedoch so ist, heißt das nicht, dass keine Verallgemeinerungen möglich sind oder dass wir tatsächlich in Partikularismen stecken bleiben. Ganz im Gegenteil bewegen wir uns hier auf einem Gebiet beschränkter Allgemeinheit, welches die Frage des Philosophischen berührt, jedoch, um kritisch zu bleiben, Abstand von ihm zu halten hat.⁴⁹

Wenn Kapitalismuskritik das Gebiet der Philosophie berührt und umgekehrt, stellt sich nicht nur die Frage nach den jeweiligen Anteilen, die für die beiden Gebiete zumutbar sind. Die Beantwortung dieser Frage hängt vielmehr damit zusammen, was überhaupt als Problem definiert wird. Mangelt es derzeit überhaupt an Kapitalismuskritik? Ist sie nicht schon längst zum Konsens geworden? Oder ist Kapitalismus vielleicht schon am Ende, nicht zuletzt ausgehöhlt durch Medientechnologien, die seinen Marktgesetzen entgegenarbeiten? In Auseinandersetzungen über kommende Ökonomien, die als post-kapitalistisch beschrieben werden, lassen

48 Ulrike Bergermann hat mit dem Ansatz von Garcés in Bezug auf gegenwärtige Formen von Protest und Versammlung gearbeitet; vgl. Bergermann: »Un/easy Resonance. The Critical Plural«.

49 Butler: Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend. Hatte für Foucault die Dissoziation von Kritik und Philosophie eine zentrale Rolle gespielt, zeichnet sich gegenwärtig eine deutliche Popularität für ökophilosophische Fragen ab.

sich solche Annahmen nachlesen.⁵⁰ Auch die Sozialwissenschaft, die sich zunehmend Fragen der Gefühlsökonomie widmet, spricht von einer sich ausbreitenden Stimmung gegen neoliberale Anrufungen, die manche AutorInnen schon als Form einer gefühlten Kapitalismuskritik reklamieren.⁵¹

Der zuletzt als Buch publizierte Dialog zwischen der Sozial- und Politikwissenschaftlerin Athena Athanasiou und Judith Butler diagnostiziert nicht etwa einen Mangel an Kapitalismuskritik, sondern eine zu beobachtende Rückkehr eines Primats des Ökonomischen, das sie als Effekt einer kapitalistischen »Entbettung« ökonomischer Strukturen aus ihren sozialen und historischen Bedingtheiten untersuchen. Die beiden Autorinnen plädieren vor diesem Hintergrund nicht etwa für eine Zuspitzung auf die Frage der Ökonomie. Sie schlagen stattdessen eine entgrenzte Perspektive vor, die sich ganz explizit gegen eine »Neubelebung ökonomistischer Orthodoxie« richtet, die, so die These, »mit der neoliberalen Logik Hand in Hand« geht.⁵²

Diese Rückkehr einer »ökonomischen Orthodoxie« führe gerade nicht zu einer genaueren Analyse des Neoliberalismus. Sie verstelle vielmehr den Blick auf einen »ökonomischen Formalismus«,⁵³ der bereits als Effekt und als Leistung des Kapitalismus verstanden werden müsse, die Bereiche des Sozialen und Ökonomischen voneinander zu unterscheiden und voneinander anzugrenzen. In Hinwendung zu einem von Marx bereits formulierten Argument bemerkt Athanasiou:

Zweifellos ist »Ökonomie« heute eine diffuse, zugleich tückische und mächtige Anrufung, die Subjekte (und Nicht-Subjekte) auffordert, sich für ihr anzuschließen und neu auszurichten. Doch in der gegenwärtigen Lage, so würde ich behaupten, geht es nicht allein um die Ökonomie an sich (falls so etwas existiert), und darüber hinaus geht es auch in der Ökonomie nicht nur um das Ökonomische »an sich«. Vielleicht sollte ich meinen Vorbehalt umformulieren: An der Ökonomie ist nichts rein ökonomisch.⁵⁴

Auf welche Weise das Außerökonomische innerhalb des Ökonomischen virulent ist und wie das Ausblenden des ›bloß Kulturellen‹ zurückzuweisen wäre, wird hier aber vor allem im Modus des Fragens formuliert. Als vorläufige Antwort lässt sich wohl aber die Strategie verstehen, den Begriff der Enteignung nicht ökonomisch eng zu fassen, sondern maximal auszudehnen: Monetäre und materielle Enteignungen stehen hier neben sprachlichen und sexuellen Enteignungen, Enteignungen

50 Vgl. z.B. Mason: Postkapitalismus.

51 Vgl. z.B. Bude: Das Gefühl der Welt.

52 Athanasiou/Butler: Die Macht der Enteigneten, S. 62.

53 Ebd., S. 63.

54 Ebd.

durch andere werden in Zusammenhang gebracht mit der Enteignung von sich selbst als grundlegende Bedingung für Subjektivität.⁵⁵

Auch in diesem Kontext wird Kapitalismuskritik also auf neue Füße gestellt. Was hier thematisiert wird, ist nicht die funktionale, intrinsische Krisenhaftigkeit eines Wirtschaftssystems, sondern eine verschränkte Perspektive auf ethisch-moralische Fragen der Gerechtigkeit, Ausbeutung und gesellschaftlicher Ein- und Ausschlüsse.⁵⁶

Das Plädoyer, Mikro- und Makropolitische weiterhin zusammen zu denken, ist überzeugend, und die These, dass die Ökonomie nicht nur ökonomisch, das Soziale nicht nur human und die Technik nicht nur technologisch sei, ist auch in der Medienwissenschaft eine bekannte und beliebte Denkfigur. Dennoch stellt sich hier die Frage, wieviel Kritikpotenzial solche Strategien der begrifflichen Entgrenzung gegenwärtig aufzuweisen haben. Dienen sie nach wie vor dazu, unbeachtete Bereiche des Politischen im produktiven Sinne kritisierbar zu machen? Oder arbeiten sie mit am eingangs erwähnten *blackboxing* von Kapitalismuskritik in der Medienwissenschaft? Laden sie dazu ein, die kapitalistische Enteignung zur philosophisch-ethischen Seinsfrage werden zu lassen? Mit Haraway könnte man die Frage anders formulieren: Wird mit dieser Strategie Handlungsdruck erhöht oder Entlastung in Aussicht gestellt? Weder noch. Sie entlastet nicht, sie verstärkt aber auch nicht unbedingt die Hinwendung zu konkreten politischen Fragen. Der Medienwissenschaft bietet sie allerdings die Möglichkeit, unter dem Begriff der Enteignung mediale, ökonomische und subjekttheoretische Relationen auf ihre Verflechtungen hin zu untersuchen und auf diese Weise Kapitalismuskritik zum ›Ding von Belang‹ werden zu lassen. Für unparteiische, apokalyptische oder euphorische Gegenwartsdiagnosen lässt sich der weit gefasste Begriff der Enteignung nicht reklamieren.

SCHLUSS

Es gibt zahlreiche Möglichkeiten für die Medienwissenschaft, Positionen und Themen zu erfinden, die nicht dazu dienen, sich vor der Welt zu schützen, sondern dazu, sich ihr zuzuwenden. Ob diese am Ende Kritik heißen oder anders, ist zweitrangig. Was zählt sind vielmehr Entscheidungen darüber, welche Probleme ausfindig gemacht werden und in welche Richtung an vorläufigen Antworten bzw. Lösungsvorschlägen gearbeitet wird. Große, als abstrakt geltende Implikationen

55 Hinsichtlich der These von Judith Butler, die besagt, dass wir enteignet werden können, nur weil wir als Subjekt immer schon enteignet sind, besteht Athena Athanasiou darauf, dass damit keine Kausalität zwischen diesen beiden Formen der Enteignung hergestellt werden soll. »Tatsächlich ginge es [. . .] um den Versuch, das ›Immer-schon-enteignet-Sein‹ zu denaturalisieren und zu repolitisieren, um politische Verantwortlichkeiten für gesellschaftliche Formen des Entzugs und der Enteignung zu benennen.« (Athanasiou/Butler: Die Macht der Enteigneten, S. 17)

56 Zu den unterschiedlichen Dimensionen der Kapitalismuskritik vgl. Jaeggi: »Was (wenn überhaupt etwas) ist falsch am Kapitalismus? Drei Wege der Kapitalismuskritik«.

zu umgehen kann manchmal dazu führen, Konkretes aus dem Blick zu verlieren. Und komplexe Denkfiguren sind keine Garantie für die Hinwendung zur Welt.

Mit Versuchen, die sogenannten großen Implikationen zu umgehen, sollte man sich nicht aufhalten. Mit der Hinwendung zu ihren praktischen Auswirkungen wohl schon.

LITERATURVERZEICHNIS

Anzaldúa, Gloria: *Borderlands/La Frontera*, San Francisco 2012.

Athanasίου, Athena/Butler, Judith: *Die Macht der Enteigneten: Das Performative im Politischen*, Zürich/Berlin 2015.

Barad, Karen: *Verschränkungen*, Berlin 2015.

Barad, Karen: »Matter feels, converses, suffers, desires, yearns and remembers. Interview with Karen Barad«, in: Dolphijn, Rick/Tuin, van der Iris (Hrsg.): *New Materialism. Interviews and Cartographies*, Michigan 2012, <http://quod.lib.umich.edu/cgi/p/pod/dod-idx/new-materialism-interviews-cartographies.pdf?c=ohp;idno=11515701.0001.001>, 19.4.2016.

Bath, Corinna u.a. (Hrsg.): *Geschlechter Interferenzen. Wissensformen – Subjektivierungsweisen – Materialisierungen*, Münster 2013.

Bergemann, Ulrike: »Un/easy Resonance. The Critical Plural«, in: geheimagentur/Schäfer, Martin Jörg/Tsianos, Vassilis S. (Hrsg.): *The Art of Being Many. Towards a New Theory and Practice of Gathering*, Bielefeld 2016, S. 103-116.

Braidotti, Rosi: »Die Materie des Posthumanen. Kontexte und Ausblicke des neuen Materialismus«, in: Springerin, H.1, 2016, S. 16-21.

Bude, Heinz: *Das Gefühl der Welt. Über die Macht von Stimmungen*, München 2016.

Butler, Judith: *Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend*, 2001, <http://eipcp.net/transversal/0806/butler/de>, 19.4.2016.

Conradi, Tobias/Muhle, Florian: »Verbinden oder Trennen? Über das schwierige Verhältnis der Akteur-Netzwerk-Theorie zur Kritik«, in: Derwanz, Heike/Conradi, Tobias/Muhle, Florian (Hrsg.): *Strukturentstehung durch Verflechtung. Akteur-Netzwerk-Theorie(n) und Automatismen*, München 2011, S. 313-334.

Demirovic, Alex: »Kritik und Wahrheit, Für einen neuen Modus der Kritik«, in: Mennel, Birgit/Nowotny, Stefan/Raunig, Gerald (Hrsg.): *Kunst der Kritik*, Wien 2010, S. 85-104.

ANDREA SEIER

- Despret, Vinciane/Haraway, Donna (im Gespräch mit Karin Karrasser und Katrin Solhdju): »Stay where the Trouble is«, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft, H. 4, Nr. 1, 2011, S. 92-102.
- Dünne, Jörg/Moser, Christian (Hrsg.): Automedialität. Subjektkonstitution in Schrift, Bild und neuen Medien, München 2008.
- Garcés, Marina: »Die Kritik verkörpern«, in: Mennel, Birgit/Nowotny, Stefan/Raunig, Gerald (Hrsg.): Kunst der Kritik, Wien 2010, S. 85-104. Kürzere Fassung online verfügbar: <http://eipcp.net/transversal/0806/garces/de>, 19.4.2016.
- Foucault, Michel: Was ist Kritik? Berlin 1992.
- Foucault, Michel: »Der maskierte Philosoph. Gespräch mit Christian Delacampagne«, in: Barck, Karlheinz u.a.: Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik, Leipzig 1990, S. 5-13.
- Jaeggi, Rahel: »Was (wenn überhaupt etwas) ist falsch am Kapitalismus? Drei Wege der Kapitalismuskritik«, in: Jaeggi, Rahel/Loick, Daniel (Hrsg.): Nach Marx. Philosophie, Kritik, Praxis, Frankfurt a.M. 2014, S. 321-349.
- Latour, Bruno: »Den Kühen ihre Farbe zurückgeben. Von der ANT und der Soziologie der Übersetzung zum Projekt der Existenzweisen«, Bruno Latour im Interview mit Michael Cuntz und Lorenz Engell, in: Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung, Nr. 2, 2013, S. 83-100.
- Latour, Bruno: Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang, Zürich/Berlin 2007.
- Mason, Paul: Postkapitalismus. Grundrisse einer kommenden Ökonomie, Frankfurt a.M. 2016.
- Massumi, Brian: »On Critique«, in: INFLeXions, a journal for research creation, Nr. 4, 2010, http://www.inflexions.org/n4_Brian-Massumi-on-Critique.pdf, 19.4.2016.
- Moore, Jason W.: Capitalism in the Web of Life. Ecology and the Accumulation of Economy, London 2015.
- Ott, Michaela: Affizierung. Zu einer ästhetisch-epistemischen Figur, München 2010.
- Parrikka, Jussi: Medianatures, Materiality of Information Technology and Electronic Waste, 2011.
- Parrikka, Jussi: Insect Media. An Archaeology of Animals and Technology, Minneapolis 2010.
- Reckwitz, Andreas: Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, Weilerswist 2006.

- Schröter, Jens: »Das Internet der Dinge, die allgemeine Ökologie und ihr Ökonomisch-Unbewusstes«, in: Sprenger, Florian/Engemann, Christoph (Hrsg.): Internet der Dinge. Über smarte Objekte, intelligente Umgebungen und die technische Durchdringung der Welt, Bielefeld 2015, S. 225-240.
- Seier, Andrea: Mikropolitik der Medien, Berlin 2016 (im Druck).
- Seier, Andrea: »Elend der Kritik? Bruno Latours Auseinandersetzung mit Diskursanalyse und Dekonstruktion«, in: KultuRRRevolution, Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie, Nr. 60, 2011, S. 59-63.
- Seier, Andrea/Trinkaus, Stephan: »Kein Außen der Materie. Relationen als Seinswert«, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft, H. 12, Nr. 1, 2015, S. 171-177.
- Thiele, Kathrin: »Ende der Kritik? Kritisches Denken heute«, in: Allerkamp, Andrea u.a. (Hrsg.): Gegen/stand der Kritik, Zürich/Berlin 2015, S. 139-162.
- Tsianos, Vassilis/Papadopoulos, Dimitris: Prekariat. Eine wilde Reise ins Herz des verkörperten Kapitalismus oder Wer hat Angst vor der immatriellen Arbeit, 2006, <http://eipcp.net/transversal/1106/tsianospapadopoulos/de>, 18.04.2016.
- Žižek, Slavoj: Der neue Klassenkampf. Die wahren Gründe für Flucht und Terror, Berlin 2015.

WEGE AUS DER GEGENWART

Un/Möglichkeiten medienwissenschaftlicher Kapitalismuskritik

VON THOMAS WAITZ

Ein Gespenst geht um in der Kulturtheorie – das Gespenst der ewigen Gegenwart. In der zeitgenössischen Kultur- und Gesellschaftstheorie findet sich, vielfach variiert, die wiederkehrende Behauptung, dass sich die Gegenwart der liberal-demokratischen, kapitalistischen Gesellschaften in hohem Maße dadurch auszeichne, dass deren zugrundeliegende Ordnung alternativlos erscheine. In prominenter Weise findet sich diese These etwa bei Francis Fukuyama, der 1989 behauptet, dass es mit dem Ende des kalten Krieges zu einem »end of history« gekommen sei. Nicht nur habe der Kapitalismus weltweit gesiegt; in Folge gebe es auch keinen Anlass mehr zu einem Wettbewerb der politischen und wirtschaftlichen Systeme. Mehr noch: Der Anbruch der »Posthistoire« verunmögliche jedwede widerständige Position, es bleibe nur die Anpassung und Bejahung des Bestehenden.¹

Aber auch aus marxistischer und postmarxistischer Sicht sind ähnliche Diagnosen aufgerufen worden. Frederic Jameson diagnostiziert das Scheitern von Zukunftsentwürfen als konstitutiv für die sogenannte »Postmoderne«.² Darauf aufbauend beschreibt Mark Fisher, wie sich die Kultur des 21. Jahrhunderts »durch einen die Zeit suspendierenden Stillstand und Unbeweglichkeit« kennzeichnet. Sich auf Bifo Berardi beziehend, der in *After the Future* analysiert, wie das allmähliche Aufkündigen der Zukunft ihren Ursprung in den 1970er und 1980er Jahren fand,³ schildert Fisher, wie der neoliberale, postfordistische Kapitalismus geradewegs in eine »Kultur der Rückschau und des Pastiche«⁴ geführt habe. Er konstatiert ein »weitverbreitete[s] Gefühl, dass der Kapitalismus nicht nur das einzige gültige politische und ökonomische System darstellt, sondern, dass es mittlerweile fast unmöglich geworden ist, sich eine kohärente Alternative dazu überhaupt vorzustellen«.⁵ Fisher führt ein sowohl Jameson als auch Slavoj Žižek zugeschriebenes Zitat an, das sich auf die Imaginationen der populären Kultur bezieht: Es sei einfacher, sich das Ende der Welt vorzustellen als das Ende des Kapitalismus.⁶

1 Fukuyama: »The End of History?«

2 Jameson: Postmodernism or, The Cultural Logic of Late Capitalism.

3 Berardi: *After the Future*.

4 Fisher: Gespenster meines Lebens.

5 Fisher: Kapitalistischer Realismus ohne Alternative? S. 8.

6 Zum Katastrophenfilm als Problematisierungsweise kapitalistischer Gesellschaftsform vgl. Distelmeyer: Katastrophe und Kapitalismus.

Bei allen Unterschieden eint Autor_innen wie Fukuyama, Jameson, Fisher, Berardi oder Žižek eine gemeinsame Interpretation. Die von ihnen konstatierte Wahrnehmung ›ewiger Gegenwart‹ erscheint ihnen als Ausweis der Persistenz kapitalistischer Ordnung. Aus hegemonialer Sicht erscheint der liberal-demokratische Kapitalismus zwar als in Details zu verbessernde, aber letztlich akzeptierte, weitgehende zustimmungspflichtige und nicht zu überbietende Form von Gesellschaft.⁷

Und auch als die *Zeitschrift für Medienwissenschaft* anlässlich ihrer zehnten Ausgabe einige zufällig ausgewählte Mitglieder der GfM zu ihrer Vorstellung einer »Medienwissenschaft der Zukunft und der Utopie« befragte,⁸ brachten die Antworten zumeist wenig mehr als eine Fortschreibung des Bestehenden zum Ausdruck. Die Vorstellung, dass die Zukunft von Medienwissenschaft auch – und vielleicht: *vor allem* – von den gesellschaftlichen Möglichkeitsbedingungen ihrer Institutionalisierung abhängt, schien offenbar den meisten der Kolleg_innen zu abwegig (oder ein Aspekt, der von der Frage nicht adressiert wurde). Wird es angesichts zunehmender sozialer Ungleichheit, angesichts der Folgen des Klimawandels, angesichts weltweiter Fluchtbewegungen, angesichts eines fortschreitenden Absterbens demokratischer Spielräume in Zukunft noch Medienwissenschaft geben? Oder sind dies Fragen, die zu spekulativ, unsachlich oder unterkomplex sind und erst einmal – und auch möglichst *nur* – auf ihre kritikwürdigen Annahmen hin zu untersuchen wären?

Ist Medienwissenschaft eigentlich – oder genauer: *diese* Medienwissenschaft, die sich in deutschsprachigen Instituten, Forschungsanträgen, Curricula und am Arbeitsmarkt institutionalisiert – an eine liberal-demokratische Gesellschaft gebunden? Oder existiert sie in ihren Epistemologien, Theorien und Praxen unabhängig davon? Könnte es auch eine, sagen wir, sozialistische Medienwissenschaft geben? Eine real-existierende kapitalistische Medienwissenschaft existiert ja durchaus, bloß nennt sie niemand so beim Namen. Dass die frivol als »deutscher Sonderweg« apostrophierte Fachgeschichte genaugenommen eine bundesrepublikanische ist – auch das scheint kaum von Belang.

Unter dem aus normalismustheoretischer Sicht⁹ aufschlussreichen Titel »Linksextreme Einstellungen sind einer Studie von Wissenschaftlern der Freien Universität Berlin zufolge in Deutschland weit verbreitet« veröffentlichte die Pressestelle der Freien Universität Berlin im Februar 2015 eine Pressemitteilung, die Ergebnisse eines Forschungsprojektes zu »demokratiegefährdenden Potenzialen des Linksextremismus« darstellte.¹⁰ Der empirischen Studie zufolge sei eine »fun-

7 Eine differente Lesart präferiert demgegenüber Frieder Vogelmann: Nicht die Welt, sondern die liberal-politische Theorie habe das Ende der Geschichte erreicht; vgl. Vogelmann: »Liberale Subjekte«.

8 Siehe *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, H. 10, Nr. 1, 2010.

9 Vgl. Link: »Normalismustheoretische Überlegungen zur kapitalistischen Krise«.

10 Schroeder/Deutz-Schroeder: *Gegen Staat und Kapital*.

damentale Kritik an der Wirtschaftsordnung in Deutschland« weit verbreitet. Jeder Dritte stimme der Auffassung zu, der Kapitalismus führe »zwangsläufig zu Armut und Hunger«; mehr als ein Drittel assoziierten Kapitalismus mit »kriegerischen Auseinandersetzungen«; knapp 30 Prozent der Befragten gaben an, sie könnten sich eine wirkliche Demokratie nur ohne Kapitalismus vorstellen, und ein Fünftel der Bevölkerung halte eine Verbesserung der Lebensbedingungen durch Reformen nicht für möglich und plädiere für eine Revolution; knapp 60 Prozent der Ostdeutschen und 37 Prozent der Westdeutschen hielten den Sozialismus oder Kommunismus für eine gute Idee, die bisher nur schlecht ausgeführt worden sei, und 42 Prozent gaben an, dass für sie soziale Gleichheit aller Menschen wichtiger sei als die Freiheit des Einzelnen.¹¹

Kapitalismus hat einen schlechten Leumund. Und doch: Ist die Popularität der kapitalismuskritischen Rede, etwa der Erfolg einschlägiger Publikationen auf dem Markt populärer Sachbücher, nicht eher Symptom seiner Persistenz als einer bevorstehenden Abschaffung? Warum ist er, »der alte Schlawiner« nicht endlich »vorbei, vorbei«, wie es bei PeterLicht heißt?¹² Möglicherweise, weil es gerade die populärsten Ansatzpunkte von Kritik sind, die sich als wenig geeignet erweisen, die von einem maßgeblichen Teil der Bevölkerung befürwortete Revolution herbeizuführen.

DAS VORBEIRAUSCHENDE LEBEN

Im August 2011 veröffentlicht die anarchistische Zeitschrift *Gâidào* eine Übersetzung des Textes von Raoul Vaneigem's 1974 veröffentlichtem Lied *La vie s'écoule, la vie s'enfuit*, »Das Leben rauscht an uns vorbei«. Dem lyrischen Text nachgestellt findet sich eine Erläuterung, in der es heißt,

Damals wie heute erinnert uns das Lied daran, dass der Zwang zur Lohnarbeit – zur Verschwendung unserer Lebenszeit im Dienste von Ausbeutung und Entfremdung – die Grundlage des kapitalistischen Systems ist. Ein System, in dem unsere kreativen und produktiven Fähigkeiten gegen uns selbst und unsere Umwelt gewendet und in Mittel der sozialen und ökologischen Zerstörung verwandelt werden. Ein System, in dem es stets irgendwelche Parteien, Führer und Bürokratien gibt, die selbst aus unserem Aufbegehren noch Kapital schlagen wollen. Der Kapitalismus ist aber kein unausweichliches Verhängnis, sondern ein von uns Menschen gemachtes Verhältnis. Deshalb sind wir gemeinsam jederzeit in der Lage, ihn durch eine Gesellschaft [zu]

11 Vgl. Pressestelle der FU Berlin: Ergebnisse eines Forschungsprojektes.

12 PeterLicht: Lieder vom Ende des Kapitalismus, Motor Music, 2006.

ersetzen, in der jede nach ihren Fähigkeiten und jeder nach seinen Bedürfnissen leben kann.¹³

Die Feststellung, dass der Kapitalismus menschengemacht sei und kein »unausweichliches Verhängnis«, wird an poststrukturalistischer Theorie geschulten Medienwissenschaftler_innen mindestens Stirnrunzeln, vielleicht sogar ein müdes Lächeln entlocken. Aus Sicht ihrer Disziplin, ja, der gesamten sogenannten »postmodernen« Theorie greift eine solche Diagnose schon alleine deshalb zu kurz, weil eben nicht nur der Kapitalismus menschengemacht ist, sondern auch die »Idee« des Menschen eine »noch junge Erfindung«¹⁴ darstellt – und zwar eine, die sich wie der Kapitalismus »voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken«¹⁵ erweist.

Die eigentliche Paradoxie zwischen einer weitverbreiteten Kritik des Kapitalismus und seinem »befremdlichen Überleben«¹⁶ hat Katja Diefenbach zu beschreiben versucht. Für sie geht es

um eine theoretische und um eine praktische Antwort darauf, warum in einer Gesellschaft, die massenhaften Zugang zu Wissen und Information bietet, in der jede/r potentiell »Bescheid wissen« kann, die Legitimation spätkapitalistischer Herrschaft nicht ins Wanken gerät, sondern beides bestens ko-existiert.¹⁷

Diese Antwort gibt sie selbst, wenn sie darauf hinweist, dass das »Versprechen der Aufklärung« von Anfang an »nicht gestimmt« habe. Die Ausstattung der Subjekte mit Wissen habe sie nicht befreit; der »Automatismus des aufklärerischen Programms«, Selbstbefreiung durch Wissen, habe nicht funktioniert. Wissen sei zirkulär an Machtsysteme gebunden; Wissen und Information seien selbst ein Herrschaftssystem. Und auch die massenhafte Verbreitung von Wissen und Bildung habe diese Verbindung zur Macht nicht gekappt, sondern institutionalisiert und allgegenwärtig gemacht.¹⁸

Die aufklärerische Hoffnung auf ein autonomes, wissendes Subjekt ist ein Mythos. Er sieht davon ab, daß das Subjekt historisch, aber auch in seiner konkreten Lebenszeit lauter Verfahren durchläuft, die Bildung, Schlauheit, Belesenheit, Intelligenz, Theorie, oder wie immer man das nennen will, an verschiedenste Systeme der Macht binden: an Alphabetisierung und Schule, Stillsitzen und Sich-Disziplinieren, an institu-

13 N. N.: »Das Leben rauscht an uns vorbei«, o.S.

14 Foucault: Die Ordnung der Dinge, S. 462.

15 Marx: Das Kapital I, S. 85.

16 Crouch: Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus.

17 Diefenbach: »Kontrolle, Kulturalisierung, Neoliberalismus«, S. 74.

18 Ebd.

tionelle Systeme und ihre Regeln wie Wissenschaft und Universität[.]¹⁹

Wie aber könnte eine medienwissenschaftliche Kritik des Kapitalismus aussehen, die dieses Verhältnis, das dem Dilemma der Intellektuellen entspricht – »dort gegen die Macht zu kämpfen, wo er [oder sie; T. W.] gleichzeitig deren Objekt und deren Instrument ist«²⁰ – und die Gebundenheit an die Regeln von »Wissenschaft und Universität« mitbedenkt? Wie könnte eine kritische Praxis gestaltet sein, die nicht in die Falle tappt, »Bescheid zu wissen«, die sich aber auch nicht darin gefällt, bloß Beobachterin dritter und aller weiteren Ordnungen zu sein?

KAPITALISMUS ALS KULTUR

Offenkundig wird, dass eine medienwissenschaftliche Kapitalismuskritik, die nicht hinter zentralen Erkenntnisse der eigenen Theorie zurückfallen möchte, zunächst über Begriffe und Konzepte vom Kapitalismus verfügen muss, welche die gegenwärtigen Windungen dieses Systems zu erfassen vermögen – die flexibilisierten Anrufungen etwa, mit denen Dissidenz als »konstruktive Kritik« reintegriert wird. Theorien sind ja keine »neutralen« Beschreibungen von vorgängigen Gegenständen, sondern sie konstruieren ihre Gegenstände. In Theorien stecken individuelle Erfahrungen, gesellschaftliche Wunschvorstellungen und institutionelle und forschungspolitische Bedingungen. Zugleich sind sie – im besten Fall – kein Selbstzweck, sondern ermöglichen spezifische Fragen und spezifische Antworten. Und doch hat jede Theorie nicht nur spezifische Leistungen, sondern auch blinde Flecken, und diese betreffen oftmals die eigene Sprecher_innenposition.

Tatsächlich ist die gegenwärtige, sich selbst als Neoliberalismus begreifende Form des Kapitalismus in ihren Implikationen von Autor_innen, die Anschluss an das Theorieinventar kulturwissenschaftlicher Medienwissenschaft nehmen, durchaus unterschiedlich gelesen worden. Aus einer primär ökonomischen Sichtweise sind etwa die Konsequenzen des neoliberalen Kapitalismus vielfach kritisiert worden:

[I]t generates and legitimates extreme inequalities of wealth and life conditions; [. . .] it leads to increasingly precarious and disposable populations; [. . .] it produces an unprecedented intimacy between capital (especially finance capital) and states, and thus permits domination of political life by capital; [. . .] it generates crass and even unethical commercialization of things rightly protected from markets, for example, babies, human organs, or endangered species or wilderness; [. . .] it privatizes public goods and thus eliminates shared and egalita-

19 Ebd.

20 Foucault: »Die Intellektuellen und die Macht«, S. 89.

THOMAS WAITZ

rian access to them; and [. . .] it subjects states, societies, and individuals to the volatility and havoc of unregulated financial markets.²¹

Vor einem solchen Hintergrund und aus einer eher klassisch-marxistischen Perspektive beschreibt David Harvey den Neoliberalismus als Umverteilungsprojekt einer kleinen gesellschaftlichen Elite.²²

Für Wendy Brown hingegen lässt sich das neoliberale Projekt weniger dadurch begreifen, dass es als eine weitere Spielart der kapitalistischen Ökonomie gefasst wird, sondern indem es in einem umfassenderen Sinne und unter Bezug auf Michel Foucault als Regierungstechnologie²³ beschrieben wird.²⁴ In *Undoing the Demos. Neoliberalism's Stealth Revolution* betont Brown, dass die innere Logik des Neoliberalismus eben nicht von einer fortschreitenden Kommodifizierung aller Lebensbereiche bestimmt werde, sondern vielmehr durch eine umfassende, sein Menschenbild prägende Ausweitung von Marktlogiken und Wettbewerbsprinzipien:

Neoliberalism [is] a governing rationality through which everything is ›economized‹ and in a very specific way: human beings become market actors and nothing but, every field of activity is seen as a market, and every entity (whether public or private, whether person, business, or state) is governed as a firm. Importantly, this is not simply a matter of extending commodification and monetization everywhere – that's the old Marxist depiction of capital's transformation of everyday life. Neoliberalism construes even non-wealth generating spheres – such as learning, dating, or exercising – in market terms, submits them to market metrics, and governs them with market techniques and practices. Above all, it casts people as human capital who must constantly tend to their own present and future value.²⁵

Der Neoliberalismus erweise sich als Regierungstechnologie, die unmittelbare Auswirkungen auf die Konstruktionsweisen gesellschaftlicher Narrative und Subjektivierungsweisen habe – so etwa dort, wo die nicht zufällige Prekarisierung des ›eigenen Lebens‹ als Teil von Herrschaftsstrukturen begreiflich wird.²⁶

21 Brown: *Undoing the Demos*.

22 Harvey: *A Brief History of Neoliberalism*.

23 Brown bezieht sich – ähnlich wie Philip Mirowski – auf Michel Foucaults biopolitische Analysen und das dabei entwickelte Konzept der Gouvernamentalität; vgl. Mirowski: *Never Let a Serious Crisis Go To Waste*; Foucault: *Die Geburt der Biopolitik*.

24 Brown: *Undoing the Demos*.

25 Ebd.

26 Eine ähnliche Analyse unternehmen Pierre Dardot und Christian Laval in *The New Way of the World: On Neoliberal Society*. Auch ihnen geht es um einen größeren sozialen Kontext, in dem Strategien neoliberaler Gouvernamentalität durchzusetzen gesucht werden, allerdings argumentieren die beiden aus einer dezidiert europäischen Perspektive.

Luc Boltanski und Ève Chiapello haben in ihrem Buch *Der neue Geist des Kapitalismus*²⁷ gezeigt, wie sich ab den 1970er Jahren diese neue Form des Kapitalismus durchzusetzen begann. Indem die Eigeninitiative der Arbeiter_innen und Angestellten eingefordert wurde, habe sich das neoliberale Regime die Rhetorik der radikalen Linken, die Eigenverantwortung der Arbeiter_innen forderten, zu eigen gemacht – inklusive einer Befreiungsrhetorik, gegen die sozialistische Organisationsformen als Zerrbild von Bürokratie und Bevormundung erschienen. Gilles Deleuze, der diese neue politische Rationalität im Begriff der Kontrollgesellschaft zu fassen versucht hat, beschrieb, wie an die Seite der von Foucault analysierten Disziplinargesellschaft, deren Sinnbilder Fabrik, Schule und Gefängnis waren und die wesentlich im Modus der Einschließung operierte, in der Gegenwart neue und differente Formen gesellschaftlich wirksamer Macht treten, die im Zeichen der ›Modulation‹ oder permanenten Anpassung stehen.²⁸ ›Flexibilität‹ und ›Mobilität‹, ›Autonomie‹ und ›Kreativität‹ sind, so scheint es, für die sich so gestaltende Form der Regierung wesentliche Bezugsgrößen. Sie sichert dem Subjekt ein Ende von Ausbeutung und Entfremdung zu und stellt Versprechen von ›Identifikation‹ und ›Teilhabe‹ in den Mittelpunkt ihrer Rhetorik.

Während die kulturwissenschaftliche Theorieproduktion in Bezug auf das Verständnis des Kapitalismus also durchaus Schlagworte, Konzepte und Modelle zur Beschreibung und Analyse hervorgebracht hat, ist ein Anschluss an das Projekt der radikalen Linken, deren Absichten sich eben nicht in Beschreibung und Analyse erschöpfen, weitaus diffiziler. Für diese Schwierigkeiten existieren mindestens zwei Gründe: Ein theoriepolitischer, epistemologischer Grund, sowie ein zweiter, der Medienwissenschaft als soziale Praxis betrifft.

EPISTEMOLOGISCHE FALLSTRICKE

Es braucht keine sonderliche Expertise, um zu bemerken, dass die Kritik der politischen Ökonomie medienwissenschaftlicher Theorie in herzlichem Desinteresse gegenübersteht. »Medientheorie ist«, so Christoph Schneider, »kein linkes Thema. [. . .] Denn thematisiert wird, was in der Kritik der Verhältnisse samt ihren Repräsentationslogiken vorausgesetzt ist: die Bedingungen der Wahrnehmung, des Verstehens und des Darstellens.«²⁹ Recht verwundern mag das nicht. Bei Marx selbst erscheinen Medien als Kommunikations- und Transportmittel; die ihnen zugeschriebene Fähigkeit zur Zeit- und Raumüberwindung wird als wesentliche Bedingung der Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft verstanden. Dass Medien aber nicht einfach ›Überträger‹ von Botschaften sind, dass ein widerpenstiger, sich entziehender Eigensinn des Medialen existiert, oder dass der Bedeutungsüberschuss technischer Materialität unvorhersehbare Effekte bewirkt: all

27 Boltanski/Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*.

28 Deleuze: Postskriptum über die Kontrollgesellschaften.

29 Schneider: »Die Medialität des Weltverhältnisses«.

das sind epistemologische Figuren, die politische Aussagen oder Kritik an scheinbar vorgängigen Verhältnissen eher verkomplizieren. Schneider konstatiert:

Damit wird – und das macht bis heute die Brisanz von medientheoretischen Überlegungen in linken Zusammenhängen aus – dem Kommunizieren abgesprochen, vollständig über Intentionalität, also über den absichtsvoll vermittelten Inhalt rekonstruierbar zu sein. Hier bricht etwas Nicht-Hermeneutisches in die Welt der um Klarheit, Kritik und Aufklärung bemühten Menschen. Sind Medien eine Art historische Grammatik der Interpretationsverhältnisse, dann sind sie nicht nur Bedingung der Möglichkeit von Sinn, sondern auch seiner Durchkreuzung und Verschiebung.³⁰

Verschärfend kommt hinzu, dass eine an apparativen Strukturen interessierte Medientheorie danach trachtete, die ›Lage‹ als eine nur mehr technisch zu erfassende zu beschreiben; für gesellschaftliche Fragen – dem eigenen Verständnis nach sekundäre Folgeerscheinungen harter Technik – schien sie hingegen gegenüber nicht zuständig: »Wer nach der Entrümpelung des Marxismus als Medientheoretiker hervortrat«, so Christoph Hesse, »zeichnete sich vorweg dadurch aus, dass er den seit Hegel mühsam erarbeiteten Begriff der Gesellschaft mit großer Geste für unzuständig erklärte. Das Soziale, wie es nunmehr genannt wurde, sollte nichts weiter sein als ein Effekt medialer Kommunikation.«³¹

Aus der Sicht linker Theorie – und nicht nur dieser – mutet eine solche Position, deren vehemente Rhetorik aus dem historischen Nachhinein zum Gründungsakt deutschsprachiger Medienwissenschaft stilisiert worden ist, reichlich unbefriedigend an. Denn, so Hesse weiter,

dass die, sei es eigenmächtige oder von findigen Menschen angeleitete, Entwicklung der Technik die der gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmen soll, unterschätzt allerdings den stummen Zwang der Verhältnisse selbst, unter dem die beschworenen Kräfte sich erst entfalten. Die Entdeckung der Leistungen technischer Medien, die den menschlichen Verstand formen und ihm zugleich verborgen bleiben, kommt als kritische Erkenntnis in Betracht nur, sofern sie die Konstitutionsbedingungen der Medien selbst reflektiert³²

– und, so möchte man anfügen, jener der Medienwissenschaft selbst.

Die Extremform technikdeterministischer Medientheorie mag ihre historische Nützlichkeit erwiesen haben; als Bezugspunkt gegenwärtiger Debatten ist sie eher Folie denn Referenz. Und doch lässt sich an ihrer mittlerweile überwunde-

30 Ebd.

31 Hesse: »Besichtigung eines Baukastens«.

32 Ebd.

nen Konjunktur ein kennzeichnender Impuls vor allem der poststrukturalistischen Kultur- und Medienwissenschaft ablesen: Die Dekonstruktion von Gewissheiten, Naturalismen, Teleologien und Geschichtsauffassungen, die nicht nur für bürgerliche Konzepte, sondern auch für den historischen Materialismus prägend waren, hat sie zu ihrem Programm erhoben. Diese Dekonstruktion ging freilich auch an linker Theorie nicht spurlos vorüber; sie mündete vielmehr in eine Vielzahl von Ansätzen und Formen der Kritik, die gemeinhin unter dem Begriff des »Post-Marxismus« zu subsumieren gesucht werden.

Entscheidend für das »Post-« ist indes, dass diese neueren Diskurse nicht oder zumindest nur noch teilweise in den Begriffen und Kategorien der Marx'schen Ökonomiekritik geführt werden. Sie zielen zwar wie Marx auf eine Kritik der Ökonomie, aber es geht statt um das Ökonomische der Ökonomie (Wert, Geld, Arbeit, Kapital) um eine Ökonomie der Struktur und der Grammatik, des Begehrens, des Wunsches und des Genießens, der Sprache und der Schrift, des Textes und der Zeichen, der symbolischen Ordnung und des Diskurses, und die Frage nach der kapitalistischen Produktionsweise ist gleichsam verschoben in die Frage nach der Produktion von Bedeutung.³³

Diese Verschiebung ist im Falle einer Medientheorie, die nach den Möglichkeitsbedingungen einer solchen Produktion fragt, nochmals einer weiteren Problematisierungsschleife ausgesetzt. Für die kulturwissenschaftliche Medienwissenschaft, deren Programm sich gerade in einer Verkomplizierung und Entverselbständlichung bestimmt, sind solche Bewegungen eine notwendige Distanznahme; aus Sicht aktivistischer Praxis muten sie indes wie Pirouetten an. Dass der Kapitalismus mit Ambivalenzen und Widersprüchen sehr viel besser leben kann, als eine politische Praxis, die versammeln und vereindeutigen will, macht solche Figuren der einen oder dem anderen einigermaßen verdächtig – bis hin zum Vorwurf, dass ein solches Verfahren die Kritik schließlich suspendiere. Christine Kirchhoff beschreibt genau dies, wenn sie in polemischer Zuspitzung ausführt: »Das Ziel solcher Bemühungen ist, etwas in seiner angeblich ungeheuren Komplexität immer besser zu verstehen, ein nicht langweiliger, weil kritischer Text, würde aber versuchen, etwas zu begreifen, damit es gesellschaftlich abgeschafft werden kann.«³⁴

DIE EIGENEN MÖGLICHKEITSBEDINGUNGEN

Die Frage, welchen Beitrag Medienwissenschaft zur Kritik des Kapitalismus leisten könnte, ist nur zu beantworten, wenn der Blick sich nicht ausschließlich auf Gegenstände, Theoriepolitiken, epistemologische Moden oder die Prämissen eines

33 Engster: »Post-Marxismus«.

34 Kirchhoff: »Akademisierung der Kritik?«

sich als medienwissenschaftlich bezeichnenden Denkens bezieht. Es wird vielmehr darum gehen, die Möglichkeitsbedingungen, oder, um einen altmodisch gewordenen Begriff anzuführen, die Verhältnisse, unter denen Medienwissenschaft betrieben, das heißt, gelehrt, finanziert und geforscht wird, in den Blick zu nehmen. Es ist der kleinste gemeinsame Nenner all jener Ansätze, Fragestellungen und Erkenntnisinteressen, die unter der Rubrik kulturwissenschaftlicher Medienwissenschaft versammelt werden, dass eine solche Frage nach den Möglichkeitsbedingungen und medialen Formen nicht zu trennen ist von jener nach ›Inhalten‹ oder ›Programmen‹. Und so scheint es beinahe banal, darauf hinzuweisen, dass die medienwissenschaftliche Theorie nicht zu trennen ist von Forschungsprogrammen, Wissenschaftspolitik, Fragen der unverwirklichten Geschlechtergerechtigkeit, der Klassenförmigkeit des sozialen Raums, den Rassismen des Alltags, kurzum: von all jenen Feldern, die nicht im eigentlichen Sinne medienwissenschaftlicher Theorie entsprechen, die jedoch in einem spezifischen Verhältnis zur medienwissenschaftlichen Denkarbeit stehen.

Mit der Kritik des Kapitalismus bei sich selbst zu beginnen, die eigenen Möglichkeitsbedingungen – die des Subjekts wie jene der Institution – auf ihre Verwobenheit mit neoliberalen Strukturen zu befragen, heißt, den akademische Betrieb auch und vor allem *als* Betrieb zu begreifen. Und dieser Betrieb erweist sich nicht nur als strukturkonservativ. Die fortgesetzte Gefahr der Verselbstständigung akademischer Formen, der systematische Ausschluss über einen hermetischen Jargon: all dies entspricht der alltagsweltlichen Erfahrung vieler. Der Aufstieg der Bourgeoisie und die Geschichte der Universität – diese vielleicht bürgerlichste aller Institutionen – sind untrennbar miteinander verbunden. Die Werte und ökonomischen Interessen der sich mit ihr formierenden Klasse korrespondierte mit den Leitbildern und Prinzipien der Institution, und tut dies bis heute.

Für Marx war dieses Verhältnis offensichtlich, und er hat es in einem vielfach zitierten Diktum wie folgt beschrieben:

Die Gedanken der herrschenden Klasse sind in jeder Epoche die herrschenden Gedanken, d.h. die Klasse, welche die herrschende materielle Macht der Gesellschaft ist, ist zugleich ihre herrschende geistige Macht. Die Klasse, die die Mittel zur materiellen Produktion zu ihrer Verfügung hat, disponiert damit zugleich über die Mittel zur geistigen Produktion, so daß ihr damit zugleich im Durchschnitt die Gedanken derer, denen die Mittel zur geistigen Produktion abgehen, unterworfen sind. [. . .] Zu einer Zeit z.B. und in einem Lande, wo königliche Macht, Aristokratie und Bourgeoisie sich um die Herrschaft streiten, wo also die Herrschaft geteilt ist, zeigt sich als herrschender Gedanke die Doktrin von der Teilung der Gewalten, die nun als ein ›ewiges Gesetz‹ ausgesprochen wird.«³⁵

35 Marx/Engels: Die deutsche Ideologie, S. 46.

Ist es nur der wissenschaftlichen Binnenlogik kulturwissenschaftlicher Forschung zuzurechnen, dass Medienwissenschaft in den letzten zwanzig Jahren eine so erfolgreiche Institutionalisierung erfahren hat? Oder passt eine Wissenschaft, die so gerne alles, bloß keine Disziplin werden will und lieber Diskursstrategie bleiben möchte, nicht gerade deshalb ausnehmend gut in eine Gesellschaft, die sich als eine der Kontrolle und nicht eine der Disziplin begreift? Unabhängig von vermittelten ›Inhalten‹ – und diese performativ immer wieder unterlaufend – sind Universitäten in ihrer gegenwärtigen Verfassung Agenturen, die Zustimmung für politische Institutionen, herrschende oder aufstrebende Klassen organisieren. Die Universität produziert Opportunismus und Konformismus, »weil sie denselben Kräften des Kapitals unterworfen ist, wie der Rest der Gesellschaft«. ³⁶

Kapitalismus als Kultur zu begreifen, heißt auch, zu erkennen, dass dem akademischen Betrieb eine wesentliche Funktion für die Persistenz kapitalistischer Ordnung zukommt. Dies gilt für die Medienwissenschaft in besonderer Weise. Sie ist es, die in ihrer institutionalisierten Form, in einer Vielzahl von Studiengängen Wissensarbeiter_innen ausbildet, deren ›Erfolg‹ auf dem Arbeitsmarkt – etwa in der deregulierten sogenannten ›Kreativindustrie‹ – in wesentlichem Ausmaß von neoliberaler Selbstzurichtung und einer Bejahung von Prekarität als ›Chance‹ abhängt. Der kognitive, kreative Kapitalismus findet nicht nur seine idealtypische Realisierungsweise in den selbstbestimmten, eigenverantwortlichen Formen universitären Lernen und Lehrens, Forschens und Arbeitens. Die geisteswissenschaftliche Fakultät ist zugleich eine der vornehmsten Institutionen der Reproduktion des neoliberalen Subjekts.

Die ökonomische Nutzlosigkeit der Geisteswissenschaften, die weitgehende Abhängigkeit von unsichtbaren Gesetzmäßigkeiten und sichtbarer Cliquenwirtschaft sowie die gesellschaftliche Überflüssigkeit radikaler Kritik werden kaschiert mit einer Ideologie der Originalität, der Leistung und der Kreativität, dem Nimbus der Moral und des politischen Engagements. Kaum irgendwo hat das Traumbild des autonomen bürgerlichen Subjekts so anachronistisch überleben können wie in der Universität. ³⁷

Demgegenüber ist kaum etwas provokativer, als die Klassenlage der Akademiker_innen selbst für die eigene Forschung mitzubedenken. Als die dem Mittelbau entstammenden Mitglieder der Plattform *Gute Arbeit in der Wissenschaft* bei der Jahrestagung der Gesellschaft für Medienwissenschaft in Marburg 2015 forderten, »Wissenschaft muss ein normaler Beruf werden«, da war ihnen das spöttische Lächeln vieler Professor_innen sicher. Nirgends ist das Symbolisieren kritischer Distanz einfacher und folgenloser als an der Universität – es sei denn, die symboli-

36 Redaktion Phase 2: »Genossin in die Promotion!«

37 Stein/Zwarg: »Staatsfeinde ohne Lehrstuhl«.

sche Ebene wird verlassen und es geht um tatsächliche Fragen der Verteilung gesellschaftlicher Ressourcen.

Die Lage des Subjekts, das, was das ›eigene Leben‹ genannt wird, als Effekt einer klassenförmigen gesellschaftlichen Produktionsweise zu begreifen, mag eine ungeheure Kränkung für sich als kreative Individuen entwerfende Wissenschaftler_innen sein, die sich – mal mit größeren, mal mit kleineren Deformationen – in einem Betrieb eingerichtet haben, der seinen Angehörigen permanent den eigenen Wert versichert, der eine Rhetorik der ›Bestenauslese‹ und ›Exzellenz‹ pflegt, der also Vorstellungen von Stratifizierung zu Grundbedingungen seiner Erscheinungsweise erhoben hat. Genau hier könnte aber auch der Ausgangspunkt für das Entwickeln von Klassenbewusstsein liegen, einer Klasse ambivalent freigesetzter, ›selbst‹-bestimmter und zugleich potenziell überflüssiger Wissensarbeiter_innen.

All dies heißt nicht, dass medienwissenschaftliche Kapitalismuskritik auf die akademische Sphäre beschränkt bleiben sollte. Sie müsste – gerade im Gegenteil – dort ihren Ausgangspunkt nehmen, wo es wehtut, weil es plötzlich um die nur vermeintlichen Gewissheiten des eigenen Lebensentwurfs geht. Und zugleich wird die Herausforderung sein, zu verhindern, dass politisches Engagement in symbolisches Kapital im Konkurrenzkampf umgemünzt werden kann, weil auf diese Weise jede Kritik sofort neutralisiert und zur bloßen Behauptung wird. Katja Diefenbach schreibt:

Unsere Situation scheint die zu sein, vom Wissen her, von den angehäuften Informationen, Texten und Produktionsmitteln dieses System überwinden zu können, und gleichzeitig praktisch von den Möglichkeiten der verändernden Intervention abgeschirmt zu sein. Der Kampf gegen die Macht läuft ja nicht primär über Ideologie, über die Verbreitung der guten Botschaft des Besseren und Richtigen, läuft auch nicht primär über Aufklärung. Macht selbst operiert heute nicht mehr an erster Stelle ideologisch. Die Ideologien sind im Fest der Partizipation, der Kommunikation, der Medien weitgehend erloschen. Ich denke also, der Kampf gegen die Techniken der Macht wird wahrscheinlich nur ganz unwesentlich dadurch gewonnen, dass man die besseren Argumente hat. Wichtig sind auf alle Fälle Orte und Ereignisse, an denen eine andere Zeit direkt und kollektiv spürbar wird.³⁸

In einem instruktiven Text mit dem Titel »Occupy Wissen« hat Ulrike Bergemann über Institutionalisierungsfragen der Forschung aller reflektiert. Sie kommt zu dem Schluss:

Occupy bedeutete, etwas einzunehmen, zu besetzen, was einem nicht zugestanden wurde, eine Ermächtigungsgeste, eine grenzüberschreitende, attraktive Handlung. [. . .] Als Forschung gedacht, könnte

38 Diefenbach: »Kontrolle, Kulturalisierung, Neoliberalismus«, S. 86.

das heißen: kein Programm aufstellen, nicht definieren, wer ›alle‹ ist oder nicht, keine Produktionsverpflichtung. Es wird sowieso kein Exzellenzprogramm Aller geben können. In erster Linie ginge es darum, neue Erfahrungen zu machen. Oder nur: Erfahrungen zu machen. Gut, vielleicht schon: bessere Erfahrungen zu machen. *Occupy that.*³⁹

Welche Erfahrungen mögen dies sein? Es müssten vielleicht solche sein, innerhalb derer Begriffsarbeit und Theorieproduktion sowohl an die Verhältnisse als auch die eigene Situiertheit gekoppelt sind. Am Ende seiner Einführung in die Cultural Studies plädiert Oliver Marchart dafür, deren Projekt als eine Form der mittelbaren politischen Intervention zu begreifen und zitiert Richard Johnson, einen der früheren Direktor_innen des *Centre for Contemporary Cultural Studies*. Die Cultural Studies, so Johnson, seien, egal, womit sie sich befassten, »doch immer notwendigerweise tief in Machtverhältnissen verstrickt. Die Cultural Studies sind Bestandteil des Kreislaufs, den sie beschreiben wollen. [. . .] Sie können Teil des Problems oder Teil der Lösung werden.«⁴⁰ – Mir scheint, es wäre eine Überlegung wert, diese Feststellung auch auf die Medienwissenschaft zu übertragen, allerdings mit einer Ergänzung. Denn es wird nicht genügen, die Verhältnisse allein zu *beschreiben*. Eine Medienwissenschaft, die es ernst meint mit der Kapitalismuskritik, muss weiter ausholen. Sie muss den Kapitalismus und die gegenwärtigen Bedingungen der eigenen Existenz *überwinden*, und das heißt: eine grundlegende Veränderung von Eigentums- und Herrschaftsverhältnissen mit herbeiführen.

LITERATURVERZEICHNIS

Berardi, Franco ›Bifo‹: *After the Future*, Oakland, Calif./Edinburgh 2011.

Bergermann, Ulrike: »Occupy Wissen. Institutionalisierung und die ›Forschung aller‹«, in: Peters, Sibylle (Hrsg.): *Das Forschen aller. Artistic Research als Wissensproduktion zwischen Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft*, Bielefeld 2013, S. 239-256.

Boltanski, Luc/Chiapello, Ève: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2003.

Brown, Wendy: *Undoing the Demos. Neoliberalism's Stealth Revolution*, Cambridge/London 2015.

Crouch, Colin: *Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus. Postdemokratie II*, Frankfurt a.M. 2011.

Dardot, Pierre/Laval, Christian: *The New Way of the World: On Neoliberal Society*, London 2014.

39 Bergermann: »Occupy Wissen«, S. 255.

40 Marchart: *Cultural Studies*, S. 252.

THOMAS WAITZ

- Deleuze, Gilles: Postskriptum über die Kontrollgesellschaften, in: ders.: Unterhandlungen 1972-1990, Frankfurt a.M. 2004, S. 254-262.
- Diefenbach, Katja: »Kontrolle, Kulturalisierung, Neoliberalismus. Das Internet als Verstärker«, in: Nettime (Hrsg.): Netzkritik. Materialien zur Internet-Debatte, Berlin 1997, S. 71-88. Online verfügbar: <http://www.b-books.de/texteprojekte/txt/kd-kontrollinternet.htm>, 22.02.2015.
- Distelmeyer, Jan: Katastrophe und Kapitalismus. Phantasien des Untergangs, Berlin 2013.
- Engster, Frank: »Post-Marxismus. Zur Kritik der Politischen Ontologie«, in: Phase 2. Zeitschrift gegen die Realität, Nr. 46, 2013. Online verfügbar: <http://phase-zwei.org/hefte/artikel/post-marxismus-429/>, 14.10.2014.
- Fisher, Mark: Gespenster meines Lebens. Depression, Hauntology und die verlorene Zukunft, Berlin 2015.
- Fisher, Mark: Kapitalistischer Realismus ohne Alternative? Eine Flugschrift, Hamburg 2013.
- Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt a.M. 2003.
- Foucault, Michel: Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979, Frankfurt a.M. 2006.
- Foucault, Michel: »Die Intellektuellen und die Macht. Ein Gespräch zwischen Michel Foucault und Gilles Deleuze«, in: Deleuze, Gilles/Foucault, Michel: Der Faden ist gerissen, Berlin 1977, S. 86-100.
- Fukuyama, Francis: »The End of History?«, in: The National Interest, Nr. 16, 1989, S. 3-18.
- Harvey, David: A Brief History of Neoliberalism, London 2005.
- Hesse, Christoph: »Besichtigung eines Baukastens. Zur unglücklichen Geschichte linker Medientheorie«, in: Phase 2. Zeitschrift gegen die Realität, Nr. 40, 2011. Online verfügbar: <http://phase-zwei.org/hefte/artikel/besichtigung-eines-baukastens-98/>, 14.10.2014.
- Jameson, Fredric: Postmodernism or, The Cultural Logic of Late Capitalism. Durham 1992.
- Kirchhoff, Christine: »Akademisierung der Kritik? Theorie zwischen Ratio und Rationalisierung«, in: Phase 2. Zeitschrift gegen die Realität, Nr. 46, 2013. Online verfügbar: <http://phase-zwei.org/hefte/artikel/akademisierung-der-kritik-367/>, 14.02.2015.
- Link, Jürgen: »Normalismustheoretische Überlegungen zur kapitalistischen Krise«. Online verfügbar: https://www.uni-siegen.de/phil/demokratie_und_kapitalismus/downloads/delhi_krise_dt.pdf, 21.04.2016.

- Marchart, Oliver: Cultural Studies, Konstanz 2008.
- Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band [1890], in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke, Bd. 23, Berlin²⁰1974.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich: Die deutsche Ideologie [1845-1846], in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke, Bd. 3, Ostberlin 1958.
- Mirowski, Philip: Never Let a Serious Crisis Go To Waste. How Neoliberalism Survived the Financial Meltdown, London 2013.
- N. N.: »Das Leben rauscht an uns vorbei«, in: Gâidào, Nr. 8, 2011, o.S.
- Pressestelle der FU Berlin: Ergebnisse eines Forschungsprojektes zu demokratiegefährdenden Potenzialen des Linksextremismus. Online verfügbar: http://www.fu-berlin.de/presse/informationen/fup/2015/fup_15_044-studie-linksextremismus/, 22.02.2016.
- Redaktion Phase 2: »Genossin in die Promotion! Zur Akademisierung der Kritik. Einleitung zum Schwerpunkt«, in: Phase 2. Zeitschrift gegen die Realität, Nr. 46, 2013. Online verfügbar: <http://phase-zwei.org/hefte/artikel/akademisierung-der-kritik-367/>, 14.02.2015.
- Schneider, Christoph: »Die Medialität des Weltverhältnisses. Über Handlung und Wirklichkeit im linken Mediendiskurs«, in: Phase 2. Zeitschrift gegen die Realität, Nr. 40, 2011. Online verfügbar: <http://phase-zwei.org/hefte/artikel/die-medialitaet-des-weltverhaeltnisses-101/>, 14.10.2014.
- Schroeder, Klaus/Deutz-Schroeder, Monika: Gegen Staat und Kapital – für die Revolution! Linksextremismus in Deutschland – eine empirische Studie, Frankfurt a.M. 2015.
- Stein, Yves-Luise/Zwarg, Robert: »Staatsfeinde ohne Lehrstuhl. Überlegungen zum Akademismus«, in: Phase 2. Zeitschrift gegen die Realität, Nr. 46, 2013. Online verfügbar: <http://phase-zwei.org/hefte/artikel/staatsfeinde-ohne-lehrstuhl-431/>, 14.10.2015.
- Vogelmann, Frieder: »Liberale Subjekte. Eine affirmative Streitschrift«, in: Mittelweg 36, Jg. 25, H. 2, 2016, S. 74-89.

AUTORINNEN UND AUTOREN

Christine Blättler, Dr. phil. habil., ist seit 2011 Inhaberin des Lehrstuhls Wissenschaftsphilosophie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. 2016/17 Senior-Fellowship am Internationalen Kolleg für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie Weimar; 2010 bis 2013 Mitglied des DFG-Netzwerks *Sprachen des Sammelns*; 2009 bis 2011 FWF-Projektleiterin *Die Phantasmagorie im Brennpunkt der Moderne* am Institut für die Wissenschaften vom Menschen Wien. Forschungsschwerpunkte: Kulturphilosophische Wissenschafts- und Technikforschung; historische Epistemologie; Serialität; Modellierung. Aktuelle Veröffentlichungen u.a.: Mithrsg.: Walter Benjamin. Politisches Denken, Baden-Baden 2016; »Ewiger Prometheus, lange Schatten Gottes und die Listen der List. Zu mythologischen, eschatologischen und formalen Szenarien moderner Technik«, in: Jahrbuch Technikphilosophie, 2016, S. 57-77; Mithrsg.: In Gegenwart des Fetischs, Wien/Berlin 2014; »List der Technik«, in: Zeitschrift für Kulturphilosophie, Nr. 2, 2013, S. 271-285.

Martin Doll, Dr. phil., ist seit 2014 Juniorprofessur für Medienkulturwissenschaft an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Von 2003 bis 2006 Stipendiat des Graduiertenkollegs »Zeiterfahrung und ästhetische Wahrnehmung« der Goethe-Universität Frankfurt a.M.; danach Postdoc-Stipendiat des internationalen ICI Kulturlabor Berlin; von 2011 bis 2014 wissenschaftlicher Mitarbeiter im ATTRACT-Projekt *Ästhetische Figurationen des Politischen* an der Université du Luxembourg. Forschungsschwerpunkte: Politik und Medien; Medialität der Architektur; Medienutopien des 19. Jahrhunderts; Fälschung und Fake. Er arbeitet derzeit an einem Projekt zur Politisierung von Technik/Technisierung von Politik im 19. Jahrhundert. Buchveröffentlichungen: Fälschung und Fake. Zur diskurskritischen Dimension des Täuschens. Berlin ²2015; Hrsg. zus. m. Oliver Kohns: Figurationen des Politischen I und II, Paderborn 2016.

Till A. Heilmann, Dr. phil., forscht und lehrt an der Abteilung für Medienwissenschaft der Universität Bonn. Studium der Germanistik, Medienwissenschaft und Geschichte in Basel. Gastwissenschaftler an der Universität Siegen (2011); Fellow-in-Residence am Obermann Center for Advanced Studies der University of Iowa (2012); Arbeitsgebiete: Mediengeschichte; Medientheorie; Mediensemiotik; Fachgeschichte. Forschungsschwerpunkte: Digitales Do it yourself; algorithmierter Alltag; postdigitale Interfaces; nordamerikanische und deutschsprachige Medienwissenschaft; Standardisierung und Normierung. Veröffentlichungen u.a.: »Innis and Kittler: The Case of the Greek Alphabet«, in: Friesen, Norm (Hrsg.): Media Transatlantic, Cham 2016, S. 91-110; »Zur Vorgängigkeit der Operationskette in der Medienwissenschaft und bei Leroi-Gourhan«, in: Internationales Jahrbuch für Medienphilosophie, Nr. 2, 2016, S. 7-29; »Datenarbeit im »Capture«-Kapitalismus«, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft, H. 13, Nr. 2, 2015, S. 35-48.

Christoph Hesse, Dr. phil., ist Mitarbeiter des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und des Instituts für Kommunikationsgeschichte und angewandte Kulturwissenschaften der Freien Universität Berlin. 2013 Visiting Scholar an der School of Visual Arts in New York. 2010/11 Dozent am Seminar für Filmwissenschaft und Mediendramaturgie der Universität Mainz. 2011 bis 2014 DFG-Forschungsprojekt zum Filmexil in der Sowjetunion der 1930er und 40er Jahre. Mitherausgeber der Zeitschrift für kritische Sozialtheorie und Philosophie (seit 2014). Seit 2016 Edition des Briefwechsels zwischen George Grosz und Hermann Borchardt (gefördert von der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur). Forschungsschwerpunkte: Exil; Filmgeschichte; Kritische Theorie. Aktuelle Buchveröffentlichungen: *Filmstile*, Wiesbaden 2016 (zus. m. Oliver Keutzer, Roman Mauer, Gregory Mohr); *Unreglementierte Erfahrung*, Freiburg 2015 (hrsg. zus. m. Devi Dumbadze); *Briefe an Bertolt Brecht im Exil*, 3 Bände, Berlin/Boston 2014 (hrsg. zus. m. Hermann Haarmann).

Jens Schröter, Dr. phil. habil., ist Inhaber des Lehrstuhls Medienkulturwissenschaft an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Von 2008 bis 2015 Professor für Theorie und Praxis multimedialer Systeme an der Universität Siegen. Von 2010 bis 2014 Projektleiter (zus. mit Prof. Dr. Lorenz Engell) von *Die Fernsehserie als Projektion und Reflexion des Wandels im Rahmen des DFG-SPP 1505 Mediatisierte Welten*. Antragssteller und Mitglied des DFG-Graduiertenkollegs 1769 *Locating Media* (Universität Siegen, seit 2012) Sprecher des Projekts *Die Gesellschaft nach dem Geld. Eröffnung eines Dialogs* (VW-Stiftung, seit 2016). John von Neumann-Fellowship der Universität Szeged (2014/15). Gastprofessur an der Guangdong University of Foreign Studies, Guangzhou, China (2014). Senior-Fellowship am DFG-Forscherkolleg *Medienkulturen der Computersimulation* (Leuphana-Universität Lüneburg, 2014/15). Senior-Fellowship am IFK Wien (2017). Senior-Fellowship am IKKM (Weimar, 2017/18). Forschungsschwerpunkte: Theorie und Geschichte digitaler Medien; Theorie und Geschichte der Photographie; Fernsehserien; dreidimensionale Bilder; Intermedialität; Kritische Medientheorie. Buchveröffentlichungen u.a.: *3D. History, Theory and Aesthetics of the Transplane Image*, Bloomsbury: New York u.a. 2014; Hrsg.: *Handbuch Medienwissenschaft*, Stuttgart, Metzler 2014.

Andrea Seier, Dr. phil. habil., ist Vertretungsprofessorin für Medienwissenschaft an der Universität Konstanz. Div. Gast- und Vertretungsprofessuren im In- und Ausland. Universitätsassistentin an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Gouvernamentalität; Mikropolitik; Fernsehen; Gender und Medien. Buchveröffentlichungen u.a.: Hrsg. (zus. m. Kathrin Peters): *Gender & Medien Reader*, Zürich/Berlin 2016; Hrsg. (zus. m. Thomas Waitz): *Klassenproduktion. Fernsehen als Agentur des Sozialen*, Münster u.a. 2014.

Christian Siefkes, Dr. rer. nat., ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter in dem interdisziplinären Forschungsprojekt *Die Gesellschaft nach dem Geld: Eröffnung eines Dialogs* (VW-Stiftung, seit 2016). Zuvor arbeitete der promovierte Informatiker

als freiberuflicher Softwareentwickler u.a. für Zalando und den Liquid Democracy e.V. Koautor des Gemeinschaftsblogs keimform.de zum emanzipatorischen Potenzial von Freier Software und anderen Formen commonsbasierter Peer-Produktion. Forschungsschwerpunkte: Commons; Peer-Produktion; Freie Software und Freie Kultur; Open Source Software und Hardware; kritische Gesellschaftsstudien; Wertkritik. Veröffentlichungen u.a.: *Beitragen statt tauschen*, Neu-Ulm 2008; »Produzieren ohne Geld und Zwang«, in: Zelik, Raul/Tauss, Aaron (Hrsg.): *Andere mögliche Welten?* Hamburg 2013; »Freie Quellen oder wie die Produktion zur Nebensache wurde«, in: *jour fixe initiative berlin* (Hrsg.): *Etwas fehlt*, Münster 2013.

Thomas Waitz, Dr. phil., ist Senior Scientist und Studienprogrammleiter am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Universität Wien. Studium der Film- und Fernsehwissenschaft und Germanistik an der Ruhr-Universität Bochum; 2013 Promotion an der Goethe-Universität Frankfurt a.M.. Mitarbeiter am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg *Medien und kulturelle Kommunikation* (Köln), am Zentrum für Medienwissenschaften der Universität zu Köln, an der Goethe-Universität Frankfurt a.M. sowie Universitätsassistent am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Universität Wien. Gast- bzw. Verwaltungsprofessuren an der Universität Wien und der HBK Braunschweig, Lehraufträge an der Leuphana Universität Lüneburg, der Folkwang UdK Essen und an der Universität Oldenburg. Forschungsschwerpunkte: Ästhetik, Theorie und Politik der Medien; Theorie medialer Verfahren; Medienwissenschaft und Kapitalismuskritik; Imaginationen der Ordnung. Buchveröffentlichungen u.a.: *Bilder des Verkehrs. Repräsentationspolitiken der Gegenwart*, Bielefeld 2014; Hrsg. (zus. m. Dietmar Kammerer): *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, H. 13, Nr. 2: *Überwachung und Kontrolle*, 2015.

LIEFERBARE HEFTE

Kulturen des Kopierschutzes I

Herausgegeben von Jens Schröter, Ludwig Andert, Carina Gerstengarbe, Karoline Gollmer, Daniel Köhne, Katharina Lang, Doris Ortinau, Anna Schneider u. Xun Wang; weitere Beiträger: Stefan Meretz u. Martin Senftleben.
2010 Jg. 10 H.1 - 135 Seiten

Kulturen des Kopierschutzes II

Herausgegeben von Jens Schröter, Ludwig Andert, Carina Gerstengarbe, Karoline Gollmer, Daniel Köhne, Katharina Lang, Doris Ortinau, Anna Schneider u. Xun Wang; weitere Beiträger: Brian Winston, Till A. Heilmann u. Alexander Fyrin.
2010 Jg. 10 H.2 - 138 Seiten

High Definition Cinema

Mit Beiträgen von Jens Schröter, Marcus Stiglegger, Helmut Schanze, Ivo Ritzer, Jörg von Brincken, Benjamin Beil, und einem Nachruf für Gundolf Winter.
Herausgeber: Jens Schröter, Marcus Stiglegger
2011 Jg. 11 H.1 - 111 Seiten

Game Laboratory Studies

Mit Beiträgen von Jens Schröter, Philipp Bojahr, Tobias Gläser, Lars Schröer, Gisa Hoffmann, Marlene Schleicher u.a.
Herausgeber: Benjamin Beil, Thomas Hensel
2011 Jg. 11 H.2 - 149 Seiten

Film Körper. Beiträge zu einer somatischen Medientheorie

Mit Beiträgen von Kai Naumann, Julia Reifenberger, Irina Gradinari, Susanne Kappesser, Romi Agel u.a.
Herausgeber: Ivo Ritzer, Marcus Stiglegger
2012 Jg. 12 H.1 - 145 Seiten

I am Error - Störungen des Computerspiels

Herausgeber: Benjamin Beil, Philipp Bojahr, Thomas Hensel, Markus Rautzenberg, Stephan Schwingeler, Andreas Wolfsteiner
2012 - Jg. 12 H.2 - 118 Seiten

Der Medienwandel der Serie

Mit Beiträgen von Gabriele Schabacher, Michael Cuntz, Nicola Glaubitz, Lorenz Engell, Herbert Schwab u. Isabell Otto.
Herausgeber: Dominik Maeder, Daniela Wentz
2013 - Jg. 13 H.1 - 145 Seiten

Vom Feld zum Labor und zurück

Mit Beiträgen von Anna Brus, Juri Dachtera, Anja Dreschke, Katja Glaser, Matthias Meiler u.a.

Herausgeber: Raphaela Knipp, Johannes Paßmann, Nadine Taha
2013 - Jg. 13 H.2 - 187 Seiten

Pasolini - Haneke: Filmische Ordnungen von Gewalt

Mit Beiträgen von Konrad Paul, Hans J. Wulff, Oliver Jahraus, Uta Felten, Marcus Stiglegger u.a.

Herausgeber: Marijana Erstic, Christina Natlacen
2014 - Jg. 14 H.1 - 130 Seiten

50 Jahre Understanding Media

Mit Beiträgen von Barbara Filser, Till A. Heilmann, Rembert Hüser, John D. Peters, Nina Wiedemeyer u. Marshall McLuhan.

Herausgeber: Jana Mangold, Florian Sprenger
2014 - Jg. 14 H.2 - 124 Seiten

Medien der Kooperation

Mit Beiträgen von Erhard Schüttpelz, Sebastian Gießmann, Susan Leigh Star, Heinrich Bosse, Kjeld Schmidt, Mark-Dang Anh, Ilham Huynh u. Matthias Meiler.

Herausgeber: AG Medien der Kooperation
2015 - Jg. 15 H.1 - 148 Seiten

Von akustischen Medien zur auditiven Kultur

Zum Verhältnis von Medienwissenschaft und Sound Studies

Mit Beiträgen von Rolf Großmann, Maren Haffke, Felix Gerloff, Sebastian Schwesinger, Lisa Åkervall, Sarah Hardjowirogo, Malte Pelleter u.a.

Herausgeber: Bettina Schlüter, Axel Volmar
2015 - Jg. 15 H.2 - 164 Seiten

PLAYIN' THE CITY

Artistic and Scientific Approaches to Playful Urban Arts

Mit Beiträgen von Miguel Sicart, Martin Reiche, Michael Straeubig, Sebastian Quack, Marianne Halblaub Miranda, Martin Knöll u.a.

Herausgeber: Judith Ackermann, Andreas Rauscher, Daniel Stein
2016 - Jg. 16 H.1 - 182 Seiten

